P. o. garn. 1929 r (1 Koenig

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

24267.

Deutsche Familien.

Novellen aus dem Leben.

von

Heinrich Koenig.

Erster Band.

Wiesbaden.
C. W. Kreidel's Verlag.
1862.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Deutſche Familien.

Erſter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

I. Wider Erwarten 1

II. Nur die Stolgebühr 185

III. Ein geprüftes Herz 217

I.

Wider Erwarten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Doktor Melzer, der junge Gelehrte, legte die Riesenblätter der Zeitung, die er nach Tische zu lesen pflegte, beiseit, um die Fenstergitter zu öffnen, von denen sich eben die Nachmittagssonne zurückgezogen hatte. Da er Klavierspiel hörte, blieb er im Fenster liegen und sah hinab auf das stille Plätzchen, das von zwei Reihen Häusern und zwei Reihen Lindenbäumen eingefaßt war. Da nahm es sich gar heiter und fast etwas schalkhaft aus, als die Mutter, die Frau Senatorin Melzer, auf die Schwelle der offenen Stubenthüre trat und mit der lächelnden Miene einer Lauschenden stehen blieb.

Im Zimmer selbst ging gerade nichts zu belauschen vor. Alles kam von außen, — der Honigduft der blühenden Linden, der vom Fenster her das Gemach durchzog, und der Gesang einer schönen weiblichen Stimme, der unter Flügelbegleitung vom Eckhause gegenüber aus gleichem Stockwerk mit diesem Zimmer herüberklang. So

ſchien es, als ob die Mutter nur die heimlichſten Empfindungen des zuhörenden Sohnes behorchen wolle.

Erſt als nach einer Pauſe das bekannte Lied anhob: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“ — kam ſie mit leiſem Schritt und lächelnder Miene herbei, legte den Arm, ſo daß der Sohn ſchreckhaft zuſammenfuhr, über ſeine Schulter und ſagte:

„Verzeihung, lieber Anton, daß ich Dich erſchreckte! ich dachte nicht, daß Du ſo abweſend wärſt. Aber, nicht wahr, das willſt Du Dir erſparen, mit Deiner Abneigung vor den Frauen?“

„Erſparen? Was denn, liebe Mutter?“ erwiederte er mit leiſer Ungeduld, indem er ſeiner Abneigung vor Liebe und Ehe ſehr ungern berufen war.

„Das, was eben kommt, Anton. Hörſt Du: ‚Scheiden thut weh!‘ hör' nur wie ſchmelzend die Wiederholung: ‚Ja Scheiden thut weh!‘ Davor, meine ich, — vor Scheiden und Meiden — willſt Du Dich hüten?“

„Nein, liebe Mutter,“ lächelte Anton, „ſo weit voraus rechne ich in Herzensſachen nicht; ſonſt würde ich lieber mit der Vorſicht unſeres Hofpachters zu Werk gehen, der Sonntags, wenn er in die Stadt kommt und nach der Kirche ſeinen Branntwein trinkt, ſtets die Sorte wählt, die keinen ſchlimmen Ausgang nimmt.“

„Pfui, Anton! Was iſt das für ein Vergleich! Schäme Dich!“

„Ich meine es eben in dem Sinne, liebe Mutter, daß ich doch wohl bei einer Liebesverbindung nicht an das Scheiden denken würde, sondern vielmehr an die innige Vereinigung mit der Geliebten.“

„Wollte der Himmel, lieber Sohn, Du dächteſt in der That einmal daran! Aber — man fürchtet ſich oft vor einem Mißgriff, und in dieſem Sinne meinte ich das — hörſt Du? Da kommt es noch einmal — das: ‚Scheiden thut weh.‘“

„Es iſt doch eine prächtige Stimme, liebe Mutter, und ein charmanter Vortrag. Nicht wahr?“

„Allerdings,“ antwortete ſie. „Warum aber Fräulein von Bering jetzt gerade dies Lied vorträgt? Wir leben zwar nicht mit dieſen Leuten, doch hätte ich es gehört, wenn der Bräutigam unſerer Nachbarin etwa zu Beſuch da wäre und vielleicht gerade Abſchied nähme. Oder,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „ſollte es gar einer Scheidung gelten? Nein, dazu würde ſich kein ſo heller Geſang ſchicken, und ich könnte mir keinen ſo ſchmelzenden Ton von einem jungen gebildeten Mädchen denken, das eines alten Bräutigams los würde, der zum Ueberfluß auch noch Aldenhoven heißt.“

„O nein, Mamachen!“ lachte der Sohn. „Die Sängerin ſcheint mir ganz zufrieden — wenigſtens mit dem alten Adel ihres Verlobten, und nimmt ſeine höheren Jahre nur als Repräſentanten ſeiner Ahnen mit in den

Kauf. Nein, ich denke mir, Fräulein von Bering ſingt das Lied, weil ſie es eben gern hat, wie ich es auch liebe."

„Ja, lieber Anton, da bringſt Du mich immer wieder auf das alte Räthſel zurück, daß die Muſik, die Du ſo ſehr liebſt, doch nicht, wie ſie ſonſt ſo leicht thut, Dein Herz für Schönheit und Liebe ſtimmt."

„Je nun, beſte Mutter," lächelte er, „die Muſik iſt freilich die ewige Frühlingsluft des Seelenlebens; aber gibt es nicht Bäume, Stauden, Gewächſe, die auch nicht gleich bei den erſten Frühlingsblicken blühen? Und der Kukuk läßt ſich auch nicht ſo früh wie die Lerche hören."

„Unberufen, Anton!" eiferte die Mutter. „Du biſt heute ſehr unglücklich in Exempeln. Geh' mir doch mit Deinem Kukuk! Ein ſchöner Burſche, der in die Neſter anderer Singvögel legt! Anton, Anton, bring' mich nicht um das Glück der Großmutter! Oder iſt es denn wirklich Deine Abſicht, den melzer'ſchen Stamm ausſterben zu laſſen? Du biſt das einzige Kind für mein Mutterherz, das für ein Halbdutzend Deiner Geſchwiſter reich an Liebe geweſen wäre. Wie gern möchte ich nun meine Erſparniſſe von Mutterliebe an Enkel wenden. — — Werde nicht ungeduldig, lieber Sohn! Ich dränge Dich ja nicht zum Heirathen: aber Du gehſt ihm gefliſſentlich aus dem Wege. Und, offen geſtanden, es iſt mir unbegreiflich, denn es verſchlägt gegen die Natur, daß ein

gesunder, blühender, junger Mann, nahe den Dreißigern, reich an Geist, gebildet von Herzen, behaglich und unabhängig von Vermögen, frei in einer reichen Wahl, keinen Zug, kein Bedürfniß des Herzens für die Liebe haben soll!"

„Beste Mutter," versetzte der Sohn, „Du bist eine so gescheite, allem Gewohnheitlichen, allem Wiederaufgewärmten abgesagte Frau: wie magst Du gerade in diesem Artikel immer dasselbe wieder vorbringen? Ich kann Dir daher auch nur wiederholen, daß ich erst mit meinen Vorstudien des Lebens in's Reine kommen muß, ehe ich die Kunst oder das Handwerk des Lebens treibe, und mich also auch mit einer Frau und mit Liebe befasse. Begreifst Du denn nicht, daß Wissenschaft und Liebe eine so eifersüchtig wie die andere ist, und jede einen ungetheilten Mann verlangt? Aber — wart's nur ab! Je sicherer die Wissenschaft sich im Alleinbesitz ihres Anbeters fühlt, desto leichter kommt die Liebe einmal durch eine Hinterthür in's Herz, nimmt hier Besitz, und der Wissenschaft auf ihrer Chaise longue im Oberstübchen bleibt dann nichts übrig, als mit Fräulein Agnes von Bering da drüben — ‚Scheiden thut weh' zu singen."

Er belachte selbst seinen Scherz, indem er die Mutter herzlich umarmte.

„Ich muß es freilich abwarten," entgegnete sie. „Sorge Du nur auch, daß das Hinterthürchen zum Herzen nicht versperrt werde, sondern durch artigen Umgang mit

liebenswürdigen Frauen zugänglich bleibe. Und dazu wirst Du ehestens selbst eine gute häusliche Gelegenheit haben. Ich wollte Dir nämlich mittheilen, daß uns ein angenehmer Besuch bevorsteht. Meine Freundin Keßler in Leimbach schreibt mir nämlich, daß ihre Bertha mit guter Reisegelegenheit auf einige Zeit zu mir kommen würde. Das Mädchen soll sich höchst verständig und anmuthig entwickelt haben. Ich freue mich recht auf das liebe Kind."

Etwas ungeduldig antwortete der Sohn:

„Ich habe Dir vorhin bemerkt, liebe Mutter, daß ich bei der Liebe nicht über sie hinaus an's Scheiden denken könne, wisse nun aber, daß ich auch andere nicht gern auf das Anknüpfen rechnen lasse. Es wäre mir unangenehm, wenn Du Bertha für mich verschrieben hättest?"

„Wie magst Du mir so was zutrauen, Anton!" fiel die Mutter ungehalten ein. „Du wirst Dich doch erinnern, daß der Besuch eine alte Verabredung von damals ist, als wir auf unserer Schweizerreise durch Leimbach kamen und bei der Familie einige Tage zubrachten. Damals schon habe ich meiner Freundin versprochen, ihr Töchterchen hier in größere Gesellschaften einzuführen und es seine Bildung hier vollenden zu lassen. Ich rechne nur auf die schickliche Artigkeit von Dir gegen einen lieben Gast, auf weiter nichts!"

„Das verſteht ſich von ſelbſt," antwortete Anton, „ſo oft ich hier bin. Aber Du weißt ja, daß ich eine Reiſe nach Berlin vorhabe, und drüben in Liebweiler ſind ſchon ein paar Zimmer beſtellt, wo ich vorher einige Wochen baden und eine vorgerückte Arbeit fertig machen will. Wollt ihr mich da beſuchen, ſoll mir's lieb ſein. Ueberhaupt wird es ſich auch für Bertha beſſer machen, wenn ich nicht euer ſteter Begleiter bin. Sie iſt jetzt vielleicht 19 bis 20 Jahre, und wir haben eine hübſche Anzahl junger Herren, die dieſem Alter huldigen und ſich mit Aufwarten beeifern. Das gibt denn eine gute Schule für Deinen Pflegling, und Du wirſt vielleicht ſehen, daß ein ſo junges Geſchöpf viel weniger Intereſſe an einem Hageſtolzen nimmt, wie ich bin, — der lieber abwartet als aufwartet." — —

Während beide nun die bequemſte Einrichtung für den Beſuch und einige Sommerangelegenheiten in Ueberlegung zogen, belebte ſich unter ihrem Fenſter der kleine Platz. Männer mit Reiſetaſchen, Frauen mit leichtem Handgepäck kamen vorüber: andern folgten Burſche oder Mägde mit Koffern oder Hutſchachteln, — alles dem nahen Thor zum Eiſenbahnhofe zueilend. Eben fuhr auch am Hauſe gegenüber, in welchem ſchon früher mit dem Scheideliede der Geſang verſtummt war, ein Fiaker an, und nicht lang ſo öffnete ſich die Hausthür und Mägde brachten Reiſegepäck zum Aufladen. Bald erſchien auch

ein Fremder, nach Anzug und Aussehen nicht zu verkennen ein Engländer, mit zwei recht hübschen Töchtern zum Einsteigen. Besonders war die jüngere, die wiederholt heraufsah, eine echt englische Schönheit. Das waren mithin die Schwalben, die heimwärts zogen, und ihnen hatte das „Scheiden thut weh" gegolten. Der alte Herr schüttelte dem Herrn von Bering und Fräulein Agnes auf gut englisch, aber mit französischen Worten des Abschieds, die Hände; die Mädchen umarmten einander mit deutschem Lebewohl. Noch aus dem Wagen reichte die ältere der beiden Schwestern dem Herrn von Bering die Hand, indem sie sagte:

„Sie haben mir versprochen, daß Agnes uns besuchen darf: nicht wahr? Und — ein Wort, ein Mann!"

„Gewiß, ein Mann, ein Wort!" rief der alte Herr von Bering lachend zurück. „Agnes wird sich im August verheirathen und soll ihre Hochzeitsreise zu Ihnen machen!"

„Ja, ja, das ist herrlich!" lachten beide Mädchen und übersetzten es dem Vater in's Englische, der dann sein „Yes, yes!" dazu sprach und nickte.

Der Fiaker zuckte den Gaul an, und fort ging's unter Hin- und Herwinken, bis der Wagen um die Ecke verschwunden war, und hinter dem zurückkehrenden nachbarlichen Paare sich die Hausthür schloß.

Schon nach einigen Tagen brachte ein vorüberreisen-

des Ehepaar die angekündigte Bertha mit, und setzte sie im Bahnhofe mit der Adresse an die Senatorin Melzer ab, wohin ihr der Bahnhofinspektor einen Fiaker vermittelte. Die Senatorin empfing ihren erwarteten Gast, von der anmuthigen Erscheinung auf das Angenehmste überrascht. Sie drückte Bertha wie eine Tochter an's Herz, so gerührt als erfreut darüber, wie zum Erstaunen in den dritthalb Jahren seit ihrem Besuche das liebe Kind sich zum Abbilde der Mutter entwickelt hatte. Mit solcher Fülle glänzend schwarzen Haares, mit den schönen dunkeln und doch so vertrauensvollen Augen und den lächelnden Lippen eines kleinen Mundes, der sich durch eigenthümliche Zahnbildung ein wenig zuspitzte, — gerade so mädchenhaft verschämt den anmuthigen Kopf auf runden Schultern wiegend und neigend, stand das Kind der Freundin vor ihr da, und rief ihr die schwärmerischen Jahre zurück, die sie mit dessen Mutter verlebt hatte, — jene mädchenhaften Erwartungen, die beide damals von der Welt gehegt hatten, und die jetzt gewiß mit gleichem Reiz und Drang in dem Herzen dieses lieben Wesens erwachen mochten.

Sie umarmte Bertha wieder und wieder und küßte sie mit feuchten Blicken in der stummen Empfindung, welches Glück es für sie wäre, das anziehende Mädchen als Tochter durch die Liebe des Sohnes behalten zu können.

In dieſem Augenblick, als wollte ſich ihr heimlichſter Wunſch ſogleich erfüllen, trat Anton, von einem Spaziergang zurückkehrend, in's Zimmer. Die Art, wie ihm Bertha mit altem Vertrauen raſch und doch nicht ohne Schüchternheit entgegen ging und beide Hände darreichte, bezeichnete, wie ihr ganzes Benehmen, die Zeit jener Wandlung, in welcher, einem Manne gegenüber, die heitere Unbefangenheit des Mädchens bei jeder Bewegung in das zaghafte Selbſtgefühl der Jungfrau überſchlägt. Leiſe und erröthend, ſich hingebend und zurückweichend, ſagte ſie:

„So ſoll ich den Herrn Doktor — Anton wieder begrüßen, wie Sie vor dritthalb Jahren Abſchied von mir genommen hätten, ſagte die Mutter, und ſoll Ihnen alles Liebe und Herzliche von der Mama ſagen, und Sie ſollen's nicht übel nehmen, daß ſie mir das ſchöne Armband angethan hat, das Sie ihr damals mitgebracht hatten. Die Mama will damit in der Erinnerung auch bei Ihnen zu Beſuch ſein.“

Die Natürlichkeit, die doch über ſich erröthete, dieſe Fülle reizender Jugend bei aller Ungewandtheit im Benehmen, eine körperliche Vollendung, der Seelenentwicklung voraus, war für Anton neu, ſetzte ihn in eine eigene Unbeholfenheit, die der Mutter nicht entging, und lockte ihm ein Lächeln ab, das ihr nicht gefiel. Was nach ihrer Empfindung ihn hätte entzücken ſollen, machte

ihn, den Doktor der Philoſophie, unbehaglich, ja es ſchien ihn abzuſtoßen.

Anton war durchaus nicht ungewandt im Umgang. So wenig er die Frauen aufſuchte und ihres Wohlgefallens an ſeiner Perſon achtete, galt er dennoch, ſo weit er aus Rückſichten des Anſtandes in ſeiner bürgerlichen Stellung ſich dem Verkehr mit ihnen nicht entziehen konnte, für einen angenehmen geiſtreichen Geſellſchafter. Seine Erziehung, beſonders durch eine ſo vortreffliche Mutter, hatte ihm gute Gewohnheiten, angenehme Manieren gegeben, zu denen ihm ſeine umfaſſende Bildung einen tieferen Gehalt lieh, Formen des Umgangs, die er mit geiſtigem Inhalt verſah. Indeß begleitete ihn, bis jetzt wenigſtens, nur die Wiſſenſchaft auf den Boden des Salons, wo ſie ihn gewiſſermaßen bevormundete, indem ſie ihn nicht bis in's Revier der Herzen vordringen ließ, und die Regungen ſeiner ſonſt geſunden Jugend in ihren Räthſeln gefangen hielt.

Die weltkundige Mutter hatte von dieſem Seelenzuſtande des Sohnes wenigſtens eine Ahnung. Sie gab aber die Zuverſicht nicht auf, — ein recht inniger Umgang mit Bertha, einem Mädchen von ſo reinen äußeren Reizen und ſo zarten Gaben des Herzens, werde ihn nach und nach zu den naturgemäßen Empfindungen ſeiner Jahre erwecken. Sie ſuchte ihn daher unter allen ſchicklichen Vorwänden in der Stadt zurückzuhalten, ihn zum

Begleiter bei Beſuchen und auf Spaziergängen mitzunehmen, und wo es nur unbemerkt anging, ihn mit Bertha zu beſchäftigen. Allein, die ſonſt ſo kluge Frau vergaß, wie leicht alles Uebertreiben in ſein Gegentheil umſchlägt, und verlor für Abſichten des Verſtandes, indem ſie dieſelben mit dem Herzen ausführte, das richtige Maß. Ihre zu eifrigen Bemühungen, ſowie das vertrauliche Benehmen, zu dem ſie das liebe Töchterchen ermunterte und das dem Mädchen ſo natürlich war, beunruhigten Anton immer mehr. Er glaubte überall den Abſichten der Mutter zu begegnen, und wurde nur um ſo ungeduldiger. Als ſie endlich ihre Uebereilung einſah, erinnerte ſie ihn ſelbſt an ſeinen Landaufenthalt, um ihn nur zu keiner abſichtlichen Widerſetzlichkeit kommen zu laſſen. Sie rechnete auf die Einſamkeit von Liebweiler, wo ſich vor allem ſeine augenblickliche Verſtimmung beſſern, und ſeine natürliche Gutmüthigkeit wieder herſtellen ſollte, — vielleicht um ihn deſto entgegenkommender zu machen.

2.

Liebweiler galt, wenigſtens in der Provinz, für einen Badeort.

Auf einem Hügel, wo in früheſter Zeit eine Kapelle der heiligen Lioba von Wallfahrenden war beſucht worden, lagen noch die anſehnlichen Gebäude einer ehemaligen Probſtei, die, mit Gärten, Wieſen und Feldern reichlich ausgeſtattet, durch die Säkulariſation des gefürſteten Bisthums zu den Landesdomänen gekommen war, und ſeitdem in neun- bis zwölfjährige Pachtperioden ausgethan wurde. Schon zur Zeit der Pröbſte hatte ſich im untern Theil des Terraſſengartens ein angenehmer Säuerling, reinlich gefaßt, bei den Nachmittagspokalen der geiſtlichen Herrn und ihrer Gäſte beliebt gemacht. Da die Quelle reichlich floß, ſo hatte man den Beamten umher geſtattet, ſich kleine Ladungen von Krügen zu füllen, — eine Vergünſtigung, die man nur zuweilen unterbrach, um keine Berechtigung daraus entſtehen zu laſſen. Einer

der Pachter, ein unternehmender Mann, hatte mit Erlaubniß der Domänenkammer auf weitere Quellen bohren laſſen und wirklich eine gefunden, die etwas Salz mit vieler Kohlenſäure enthielt, mächtig genug, ein Dutzend Badewannen zu ſpeiſen, wozu der Säuerling kurmäßig getrunken wurde. Der Pachter hatte den untern Theil des Gartens mit Ausdehnung auf einer anſtoßenden Wieſe zu einem ſogenannten Kurgarten eingerichtet und mit einer Trinkhalle verſehen. Das Pfarrdorf der ehemaligen Probſtei bot einzelne Gartenſtuben für Gäſte aus der Stadt und der Nachbarſchaft. Die Quellen bewährten ſich hülfreich in verſchiedenen kleinen Leiden. Beamte brachten zu ihrer Erholung ein paar Ferienwochen hier zu, und Familien, deren Erſparniſſe zum Beſuch berühmter Bäder oder zu Ausflügen in die Ferne nicht zureichten, fanden hier mit geringem Aufwand eine angenehme Sommerfriſche und die Erquickung eines geſchäftsloſen Selbſtgefühls. — Sonntags ſpielte Muſik im „Kurgarten“ und Abends zu einem Tänzchen im Wirthshauſe.

Neben den billigen Wohnſtuben im Dorfe fand man auch beim Pachter, für höheren Preis, bequemere Zimmer in einem Flügelbau des Schloſſes, wo man ſich einer reizenden Ausſicht über das Flußthal und nach dem entfernteren Gebirgszuge erfreute. Der Gaſtwirth hatte ſich mit ſeiner Küche auf Portionenverſendung und auf einen

gemeinſamen Tiſch eingerichtet, den man in der harten Mundart der Gegend — „Tappel todt“ nannte.

Eines der Schloßzimmer mit Schlafkabinet, daſſelbe vom vorigen Jahr, hatte Doktor Melzer abermals gemiethet. Es lag für ſeine Abſicht ſo günſtig, daß es wie zum Wecken eines auf Arbeit bedachten Schläfers den erſten Morgenblick der Sonne, und Abends zu träumeriſchem Ausruhen eines müden Gaſtes die ſchönſte Gebirgsbeleuchtung darbot.

Er war am Spätabend aus der Stadt herüber gefahren, hatte auf der Stube zu Nacht geſpeist, und unbekümmert, ob und welche Nachbarn er in den anſtoßenden Zimmern habe, ſich beſchäftigt, ſeine Sachen auszupacken und einzuräumen, — ſeine Wäſche und Kleider, ſeine Bücher und Papiere. So war er allerdings, als er am Morgen zur Trinkhalle kam, überraſcht genug, den am wenigſten erwarteten Herrn von Bering mit deſſen Tochter Agnes, der Sängerin von „Scheiden thut weh“! hier anzutreffen.

„Wiederfinden thut wohl“ konnte er gerade nicht ſagen; denn er ſtand nur auf dem Fuße nachbarlicher Begrüßung mit der Familie, ſonſt aber in gar keiner Berührung. Dies lag in den geſelligen Verhältniſſen und in der Denkungsart des alten Herrn.

Dieſer hatte zehn bis fünfzehn Jahre lang im auswärtigen Amte gedient, war bei Gelegenheit fürſtlicher

Vermählungen oder Geburten zu verschiedenen Sendungen an kleine Höfe gebraucht worden, in Folge eines Mißgriffs aber veranlaßt gewesen seinen Abschied zu nehmen, und sich nach dem Tode seiner Gemahlin auf die eigene Gesundheitspflege zurück zu ziehen. Seitdem lebte er mit seiner Tochter auf halbem Sold und von den Zinsen eines kleinen Vermögens seiner Frau mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes. Er hielt noch gern auf diplomatische Manieren, womit er seine Zurückgezogenheit besonders gegen solche Personen deckte, die wie Anton's verstorbener Vater als Senator und Syndikus den rein bürgerlichen Angelegenheiten gelebt hatten oder auch nur gesellig in breiteren Verhältnissen verkehrten.

Allein, an einem Badeorte scheut der weltkundige Mann auch sonst ungesuchte Bekanntschaften nicht: er nimmt sie so leicht auf, als er sie anderwärts wieder fallen läßt, und bedient sich ihrer wie der andern Annehmlichkeiten des Ortes. Denn die erste und sicherste gute Wirkung eines Badebesuches zeigt sich in dem lebhafteren Bedürfniß, der Gegenwart froh zu sein, und man erfährt dann wohl auch, wie mit dem Verkehr der Menschen zugleich der Stoffwechsel befördert wird.

Doktor Anton besaß Selbstgefühl genug, die entgegenkommende Höflichkeit des etwas adelstolzen Nachbars mit aller Unbefangenheit aufzunehmen. — „Ich bin auf

das Angenehmſte überraſcht," ſagte er, „den Herrn Legationsrath hier anzutreffen."

„Ueberraſcht können wir nicht ſagen," entgegnete der alte Herr lächelnd, „denn wir haben Sie mit rechtem Verlangen erwartet. Man hat uns nämlich das für Sie eingerichtete Zimmer gezeigt, und es war uns ein rechter, ein zweifacher Troſt, einmal, daß Sie kommen ſollten, und ſodann, daß Sie wiederholt kommen. Es muß Ihnen mithin gefallen haben?"

Anton bejahte das, und der Legationsrath, indem er zu einem Spaziergang einlud, fuhr fort:

„Ich habe leider! in den letzten Jahren nöthig gehabt, Bäder zu beſuchen; auch hatte ich mich ſchon für den Juli mit Baron Tudenheim nach Gaſtein verabredet, als die Verlobung meiner Tochter dazwiſchen kam, und ihre bevorſtehende Verheirathung mich nun hier zurückhält. Denn etwas muß ich doch für meine Geſundheit thun, und will ſehen, verſuchen, was mir dies Liebweiler leiſtet."

„Wenigſtens iſt es ſehr günſtig für Sie gelegen," antwortete Anton, „zwiſchen der Stadt und den Gütern Ihres künftigen Schwiegerſohnes."

„Ah, Sie kennen ſie?" rief Herr von Bering. „Allerdings eine ſehr reizende Beſitzung! Ich denke dort eine Nachkur zu halten, während das vermählte Paar ſeine Hochzeitsreiſe macht. Kennen Sie auch Herrn von Aldenhoven?"

„Nur von Anſehen, und —“

Anton wollte ſagen von Ruf; da ihm aber das Wort in Anwendung auf den Baron zweideutig ſchien, ſagte er: „ſeiner früheren Stellung nach.“

Der alte Herr lenkte ab und fragte, was es denn hier für Annehmlichkeiten gäbe. — „Wir ſind ſchon auf Entdeckungen ausgegangen,“ ſetzte er hinzu, „haben uns aber mit allem Anſtande gelangweilt. Helfen Sie uns ein wenig auf gute Spuren, beſter Herr Doktor! Es werden wohl verborgene Reize ſein, die Ihnen die heilige Lioba geoffenbart hat.“

„Ich weiß nun freilich nicht, was Sie gerade ſuchen, Sie und gnädiges Fräulein,“ bemerkte Anton. „Ich habe mir vor Allem die Stille und die Stimmung zu loben, die ich hier für meine Studien und Arbeiten wie im vorigen Jahre wieder zu finden hoffe.“

„Ah! nun erkenne ich gleich auch, wie gut wir's getroffen haben, Papa!“ lächelte Fräulein Agnes. „Aldenhoven will doch, daß ich mich noch recht im Singen üben ſoll. Ich habe drum auch meinen Flügel und meine höchſtgehenden Noten mit herausgebracht. Da finde ich alſo die herrlichſte Singſtille ganz dicht neben Ihrer Studirſtille, Herr Doktor. Was wird das ſo ſtill um uns werden?“

Anton lachte herzlich zu dieſer ſchalkhaften Drohung, und wendete ſich nun entſchiedener dem Fräulein zu. Das

anmuthigſte Lächeln hatte ſich aus ihren ernſten Zügen entfaltet und verrieth eine heitere Seele, die ihn lebhaft anſprach.

„Unter ſolchen Umſtänden,“ erwiederte er, in ihren Ton eingehend, „werde ich es mir angelegen ſein laſſen, Sie mit meiner Studirſtille beileibe nicht im Singen zu ſtören. Dies wäre ohne Zweifel der Fall, wenn meine Stille über ihren Geſang hinaus dauern wollte. Aber nein, ſo unempfänglich werde ich mich nicht zeigen, — ich werde applaudiren, daß Sie es durch die dünne Wand gewiß hören.“

„Das heißt, Sie appelliren an meine Beſcheidenheit, in der Erwartung, daß ich dann verſtumme?“ verſetzte ſie, „oder ſind ſo artig, mir ein Zeichen zu geben, daß Sie nicht geſtört ſein wollen.“

Der alte Herr lachte vergnügt und meinte, ſie müßten ſich beide einzurichten ſuchen. — „Es muß ein förmlicher Pakt zwiſchen euch geſchloſſen werden!“ ſagte er. „Hoffentlich werde ich dabei für meine diplomatiſchen Erfahrungen etwas zu thun bekommen.“

„Aha!“ rief Anton, „Sie haben eben von den Ehepakten des Fräuleins mit Herrn von Aldenhoven noch etwas zu einem kleinen Pakt übrig behalten, was Sie jetzt bei uns verwenden wollen; ſo ungefähr wie eine gute Hausfrau beim Feſtkuchenbacken noch immer für ein Kinderküchelchen zuſammenbringt? Ich ſelbſt, mein Fräu-

lein, komme jedenfalls bei unſerm Pakt am beſten weg: mir kommt von Ihrem Geſang durch die Wand unſerer Zimmer etwas herüber; was haben Sie aber von meinen heimlichen Studirſtunden?“

„Was Sie mir davon mittheilen wollen, mein gelehrter Stadt- und Stubennachbar!“ antwortete ſie raſch. „Soviel habe ich dann für mich apart und voraus, und die Andern bekommen erſt das, was Sie davon drucken laſſen, und bekommen es auf großen Umwegen. So iſt mir z. B. Ihre ſchöne Abhandlung über die Wechſelwirkung von Sitte und Sittlichkeit, der Sie den wunderlichen Titel: ‚Mores und Moral‘ gegeben haben, in unſerm Leſerkreiſe ſehr ſpät zugekommen. — — Sie ſehen mich verwundert an? Sie zählen mich wohl auch zu den Frauen, denen Sie dort über Theilnahmloſigkeit für höhere Lebensfragen ſo ſcharfe Dinge ſagen? Aber — ich bitte mir's aus! Und da ich nun unerwartet Gelegenheit finde, Sie zu ſchelten, was ich in Gedanken ſchon früher gethan habe: ſo ſollen Sie nur wiſſen, daß Sie zu weit gegangen, unartig und ungerecht geweſen ſind, und daß das, was Sie von unſerem ausſchließenden Intereſſe für die Mode ſagen, eine wahre Verleumdung unſeres Geſchlechtes iſt.“

„Agnes!“ rief der Papa drohend und lachend. „Aber der Doktor hat nicht ſo unrecht. — — Meine Tochter

hat mir nämlich aus Ihrer Arbeit vorgeleſen, mein lieber Nachbar. Die Damen ſchelten, wenn ſie ſich getroffen fühlen. Aber es iſt nicht ernſtlich gemeint; ſie gefallen ſich doch in beidem, im Getroffenwerden und im Schelten. Ich bin ganz einverſtanden mit Ihnen. Ich halte auch die jetzige Mode für eine Abſperrung der Frauen gegen den artigen Umgang in der Geſellſchaft. Man möchte ſagen, die Schlagbäume, die im Verkehr deutſcher Länder theilweiſe gefallen ſind, ſeien nun zu Rippen und Reifen der Krinolinen verarbeitet worden. Und während ſich jetzt unſere Herren mehr und mehr aus der Geſellſchaft zurückziehen und es an Aufmerkſamkeit für die Damen fehlen laſſen, umgeben dieſe ſich mit wahren Bollwerken, als ob ſie jeden Augenblick einen Sturm, eine Ueberrumpelung von Huldigung und Bewerbung zu fürchten hätten."

Eine Pauſe beifälligen Lächelns trat ein. — — —

Agnes von Bering konnte im gewöhnlichen Sinn, — ihrer Erſcheinung nach — für keine Schönheit gelten; ſie beſaß aber Vieles, was ſie in näherem Umgang einnehmend machte. Sie hatte etwas Vornehmes in der Haltung, was ihr aber mehr angeboren als anerzogen ſchien, mehr aus einer vornehmen Natur, als aus einem Standesbewußtſein entſprang. Ein geiſtvoller Blick begleitete ihr gewinnendes Lächeln, und ſie verband damit

eben ſoviel lebhafte Auffaſſung fremder — als gemeſſenen Ausdruck für eigene Gedanken.

In der Geſellſchaft der kleinen Reſidenz war ſie zuerſt mit denſelben jugendlichen Erwartungen aufgetreten, mit denen in der Regel von heut nur die ſehr ſchönen und noch öfter die wohlhabenden Mädchen an's Ziel kommen. Agnes war aufgeſucht, war umhuldigt, aber nicht begehrt worden. Dies hatte ſie nicht verbittert, ſondern nur ſtolzer gemacht; ſie kehrte ſich von den Männern ab, die nur Unterhaltung ſuchten, und wendete ſich denen zu, die blos Unterhaltung ohne perſönliche Zudringlichkeit gaben, — zu den Schriftſtellern. Sie las mit Auswahl Echtes und Ernſtes. Eine gute Vorbildung, die ſie von der Mutter empfangen, lenkte ſie auf dieſen Weg, auf dem ſie ſich auch durch ihre natürliche Begabung unterſtützt fand.

Dieſe Zurückgezogenheit, die nicht ganz frei von geiſtigem Hochmuthe blieb, behielt doch, ſo lang ſie freiwillig war, eine gewiſſe Heiterkeit bei, mit der ſie ſelber die Geſellſchaft vernachläſſigte. Dies änderte ſich aber, als ihr Vater ſeinen Abſchied erhielt, und ſeine Zurückgezogenheit von der Ungnade des Hofs und der Unachtſamkeit des Hofanhangs begleitet war. Jetzt wurde ſie vernachläſſigt, und ihr Stolz nahm einen gewiſſen Trotz an, der in einſamer Verſchloſſenheit ihr ſonſt ſo liebe-

volles Gemüth verbitterte und ihrem Herzen eine falsche Stimmung gab.

Da erschien Aldenhoven mit seiner Bewerbung um ihre Hand. Agnes hatte von den Männern überhaupt keine allzu hohe Meinung gefaßt, den Kammerherrn kannte sie von Hofe her fast nur nach seinem nicht ungünstigen Aeußern, und fühlte daher desto unbedingter, was sie und wie sie sich selbst mit einem Manne in so glänzenden Verhältnissen geltend machen könnte. Sie wollte sich geltend machen und gab ihr Jawort. Die Lage ihres Vaters, den sie liebte, und sein Zureden trugen dazu bei, den Widerwillen ihrer Seele, der sich doch im Umgang mit Aldenhoven zuweilen regte, zu beschwichtigen. Ohne innere Kämpfe ging das freilich nicht ab. Der Verkehr mit ihrem Bräutigam, schriftlich wie mündlich, gab nicht nur wenig Befriedigung, sondern sein Betragen gegen sie, wie es nach und nach ungezwungener wurde, verrieth auch den sittlich und geistig vernachlässigten Zustand seines Innern, in der Weise, könnte man sagen, wie durch eine feine Tünche, sobald sie trocknet, die Feuchtigkeit der Wand durchschlägt.

Unter solchen Zweifeln ihres bald bereuenden, bald trotzenden Herzens mußte nun Agnesen das Unerwartete begegnen, daß hier in Liebweiler, zwischen ihrer Stadtwohnung und den Gütern ihres Verlobten, in der Schwebe zwischen ihrer Vergangenheit und Zukunft, hinter einer

Druckſchrift her, die ihr ſo anziehend geweſen war, der Verfaſſer in Perſon hervor und ihr entgegen trat. Es ſchien eine Neckerei des Verhängniſſes, — ihr zur Strafe und zur Prüfung beſchieden. Sie war an einem Scheidewege angekommen zwiſchen einem Manne, der wie Aldenhoven Unterhaltung ſuchte, und einer geiſtreichen Unterhaltung, hinter der ein Mann wie der junge Doktor ſtand. Jene Sorte Männer hatte ſie früher ganz verworfen, und war nun einem derſelben anverlobt; von Schriftſtellern aber hatte ſie perſönlich nichts wiſſen wollen, und konnte nun doch dieſem Einen nicht entgehen.

Und dieſer Eine hatte keine hohe Meinung von den Frauen, wie er im Lauf der Unterhaltung verrieth. Ohne Zweifel, wie ſie dachte, zählte er auch ſie ſtillſchweigend dazu, während doch der Anſpruch auf höhere Bildung ihr Stolz war. Mußte ſie nicht ihr Geſchlecht rechtfertigen — durch ſich ſelbſt?

Dies gelang ihr auch heut ſchon durch die Lebhaftigkeit, womit ſie ſich über Dies und Jenes, was ſie von ihm geleſen, mit Lob und Tadel ausließ. Der junge Doktor, betroffen von ſo viel anmuthigem Geiſt, nahm ſein ſtrenges Urtheil über den ſchlechten Ton der guten Geſellſchaft halb und halb zurück. — „Ich weiß ja von meiner vortrefflichen Mutter her," ſagte er, „welche Ausnahmen es unter den Frauen gibt. Aber — warum

ziehen ſich die Ausnahmen ſo zurück?“ ſetzte er mit lächelnder Verneigung gegen Agnes hinzu. „Warum ſtehen ſie wenigſtens nicht, wie in meiner gut abgefaßten Grammatik, hinter den Exempeln der Regel, wenn auch mit kleiner Schrift?“

„Laſſen wir das jetzt, mein gelehrter Doktor!“ erwiederte ſie. „Sie werden übrigens für Ihr hartes Urtheil über unſer Geſchlecht der verdienten Strafe nicht entgehen. Unſere Frauen, ſagten Sie vorhin, hätten ſtatt der Phantaſie und des Schwungs der Seele — die Volants an den Gewändern adoptirt? Warten Sie! Ich erlebe es noch, daß Sie eines ſchönen Tags ſich in ein hübſches Perſönchen verlieben, das ſich ohne weitere Prüfung in fünf oder ſieben Volants allerliebſt ausnimmt. Inzwiſchen wollen wir unſern Pakt dahin abſchließen, daß Ihre Studir- und meine Muſikſtunden anſtändig auseinander gehalten werden. Sie dürfen dann von meinem Geſang ſoviel annehmen, als Ihnen zuſagt, und müſſen mir dafür von Ihren Arbeiten mittheilen, ſoviel Sie mir zutrauen. Ich werde mich dazu ganz ſchlicht kleiden, um als empfängliche Schülerin zu erſcheinen, und Ihnen keinen Zweifel zu laſſen, daß Ihre Weisheit in meine Seele und nicht in meine Volants gefallen iſt.“

„Ich fürchte nur, mein gnädiges und geiſtreiches Fräulein,“ erwiederte er, „daß ich unter der Firma eines

Lehrmeiſters und weisheitsvollen Spaziergängers eigentlich zu lernen bekomme, und vielleicht zu viel zu lernen für die kurze Zeit bis zu Ihrer Vermählung, da ich dann wie ein unfertiger Student, unfähig zum Examen, mitten im Sommerſemeſter relegirt werde."

3.

Mit diesem Scherze berührte Anton Melzer ein Verhältniß, das sich eben bilden wollte und nach Umständen in ein sehr ernstes Verhängniß umschlagen konnte. Denn der verabredete Pakt setzte nun zwei liebenswürdige Menschen, die bisher nur von nachbarlichen Fenstern aus einander gekannt hatten, in einen wetteifernden, darum aber nicht weniger bedenklichen Verkehr. Die innere, herausfordernde Stimmung und die äußere Lage beider begünstigte eine wechselseitige Hingebung, die ohne jene Voraussetzungen gewiß behutsamer und befangener geblieben wäre. Denn es konnte kommen, daß beide in Das verstrickt würden, was der Eine nicht begehrte und die Andere nicht wünschen durfte, — in Zuneigung für einander. Gerade mit seinem Stolze gegen die Frauen ließ der junge Gelehrte sich desto unvorsichtiger mit einem Fräulein ein, das mit der Absicht, ihn seines Vorurtheils zu beschämen, sein unbewachtes Herz unvermerkt in den

Anziehungskreis weiblicher Bildung und Liebenswürdigkeit versetzte. Mit einer Verlobten mochte er sich ja wohl in einen Streit einlassen, wie er glaubte: wurde er dann aber widerlegt und überwunden, so war es eben auch eine Verlobte, für welche er mit seinem neuen Glauben an die Frauen keine Liebe und Hoffnung fassen durfte.

Und hinwieder Agnes, die nur im Gefühl als Braut und Angehörige eines Andern anerkannt zu sein, sich auf eine solche Mission für die Ehre ihres Geschlechts einließ, mochte eben so wenig bedacht haben, daß sie in einem solchen Kampfe möglicherweise mit ihrem eitlen oder vielleicht etwas hochmüthigen Herzen die Kriegskosten zu bestreiten hätte. Ueberdies schien es ihr vergessen zu sein, daß hinter der geistreichen Abhandlung des Doktors kein ihr ganz unbekannter Schriftsteller gesteckt, sondern daß sie schon früher den jungen Nachbar auf seine interessante Arbeit hin mit Interesse angesehen hatte, und daß ihr wie der Druck seiner Schriften auch die Persönlichkeit des Verfassers angenehm in's Auge gefallen war.

Inzwischen blieb der erwartete Verlobte Agnesens noch mehrere Tage aus. Er war nämlich wieder von einem Anfall jener fliegenden Gicht betroffen worden, die ihn seit einiger Zeit zuweilen heimsuchte. Ein leichtes Podagra bannte ihn diesmal auf's Lager. Dies war ihm

ſo empfindlicher, als das Leiden ſich ſehr unpaſſend erſt ſeit ſeiner Verlobung eingefunden hatte, gleichſam um ihn warnend auf den Fuß zu treten. Ob daſſelbe eine Folge ſeines frühern luſtigen Lebens war oder nicht: jedenfalls ſchien dem Bräutigam die allzuüppige Tafel nicht zuträglich, an der er jetzt ſoviel Wohlgefallen fand, und durch die er ſich zu verjüngen dachte.

Früher vermögenlos hatte er ſich bei Hof in verſchiedenen Dienſten bethätigt, und die Oede der Vorzimmer, wie die Aengſte des fürſtlichen Ankleidezimmers zu beſtehen gehabt. Dieſe Aengſte entſprangen aus einer Gewohnheit des Herzogs, ſeiner nächſten Umgebung, die ihn gar oft ſeiner Fürſtlichkeit entkleidet zu ſehen bekam, durch die Kraft ſeines Armes Ehrfurcht einzuflößen. Wie vorſichtig und zurückhaltend auch Herr von Aldenhoven ſich benahm, hatte er doch öfter die Wahrheit eines lateiniſchen Spruches zu erleben, der ihm, wie ein Fingerzeig auf ſeine Zukunft, im Gedächtniß geblieben war: An nescis longas regibus esse manus? Weißt Du nicht, daß die Fürſten einen langen Arm haben?

Unannehmlichkeiten der Art, gegen die auch der Tapfere ſich nicht wehren kann, ſetzten den Kammerherrn in den Augen ſeiner Standesgenoſſen, ſelbſt der Frauen, nicht herab; ſie galten nicht höher als z. B. Unglück im Spiel. Doch Aldenhoven, nicht ganz ohne philoſophiſches Nachdenken, faßte die Beſorgniß, daß unter ſolchen fürſtlichen

Wiederholungen ſich eine Gewohnheit des einſeitigen Empfangens und ſtillſchweigenden Hinnehmens bilden könnte, die ſeinem adeligen Selbſtgefühl Eintrag thäte. Er ſetzte ſich daher zu ſeiner Gemüthserhebung die ſtolze Lebensaufgabe, durch das Beiſpiel eines Aldenhoven das Vorurtheil zu widerlegen, daß man nicht in der Liebe und im Spiel zugleich Glück haben könnte, ſondern auf eines von beiden verzichten müſſe. Er wollte darthun, daß mit einem ſolchen Vorurtheil dem adeligen Mann eine ungerechte Selbſtbeſchränkung auferlegt werde.

In dieſem ritterlichen Beſtreben ſollte er aber die Erfahrung machen, daß die für die Menſchheit nachdrücklichſten Wahrheiten meiſt auf Irrwegen gefunden werden. Er kam nämlich, beinahe zu ſpät, dahinter, daß die Gewinnſte in der Liebe den Spielgewinnſt aufzehren und den Verſucher noch mit zu verſchlingen drohen.

Mit dieſer betrübenden Erfahrung begegnete ihm, vielleicht zur Belohnung ſeines aufopfernden Muthes, ein unverhofftes Glück. Der Majoratsoheim Aldenhoven verlor ſeinen einzigen Sohn in einem leichtfertigen Zweikampfe, wurde durch die plötzliche Nachricht von dieſem Falle vom Schlage gerührt, und hinterließ bei ſeinem Tode die anſehnlichen Lehngüter ſeinem Neffen Kammerherrn. Dieſer konnte ſich nun raſch aus dem Bereiche jenes langen Armes zurückziehen, und kam auf den guten Gedanken, ſich dafür um eine ſchöne Hand zu bewerben.

Die Erbschaftsangelegenheit selbst führte ihn mit unserem Geheimen Legationsrath zusammen, — dem vertrautesten Freund des verlebten Oheims und bestellten Testamentsvollzieher. Aldenhoven lernte die Tochter kennen, und sie gefiel ihm. Er besprach sich mit dem Vater, der früher bei fürstlichen Vermählungs- und Wochenbettsangelegenheiten kein ungeschickter Diplomat gewesen war und die Sache des Barons zu behandeln wußte. In der Stadt verwunderte man sich nicht wenig über diese Verlobung. — Ei nun, hieß es, der Baron wird sich im goldnen Rahmen seiner Lehngüter angenehm ausgenommen haben, so daß auch ein Fräulein, wie Agnes von Bering, ein Jawort für diesen Bewerber in ihrem Herzen fand. Vielleicht weiß sie auch von seinen Thorheiten weniger, als von seinen Besitzungen; seine Erbschaft ist ja das Jüngste an ihm, und jene Dotationen der fürstlichen Hand, die durch ein goldnes Ohrgehänge zu versinnlichen gewesen wären, haben durch das ihm bei seiner Entlassung verliehene Ritterkreuz die Bedeutung eines Ritterschlags angenommen. Der Schlag hat nur wiederholt werden müssen, wie das Kippen an einem Feuerstein, der eben keine Funken von sich geben will.

Man lachte, aber es blieb nicht bei Scherzen. Die Boshaften meinten, die Tochter eines Geheimen Legationsrathes dürfe ja auch etwas Unbegreifliches in ihrer Herzensangelegenheit haben, wenn es auch kein

Geheimniß ſei, daß für halbe Gage des Vaters die Theuerung immer höher und die Krinoline immer breiter werde; die Leichtfertigen aber wollten noch einmal das Doppelglück Paul's im Spiel und in der Liebe erkennen.

Von welchem Glück er ſein Podagra hatte, blieb hingeſtellt. Er hütete das Bett und ließ auf ſich warten. Der neue „Pakt" wurde ohne ihn in's Werk geſetzt. Nach demſelben blieb der Frühmorgen vor — und nach der Trinkſtunde den Studien des Doktors überlaſſen. Agnes meinte, er könne damit zufrieden ſein, er gewinne das Gold, das die Morgenſtunde im Munde habe. Sie ſelbſt beſchäftigte ſich inzwiſchen mit ihrer Korreſpondenz und Stickerei, mit Lektüre und Toilette, und nahm erſt eine Stunde vor Mittag Singübungen vor, wozu ſich der Kantor des Pfarrdorfes mit ſeiner Gambe einfand, — ein älterer Mann von ſolider muſikaliſcher Bildung, ein Widerſacher der neuern Muſik der Zukunft.

Seinen Tiſch nahm Anton an der Wirthstafel; der „Geheime" aber ſpeiſte mit ſeiner Tochter und von dem mitgebrachten Dienſtmädchen bedient auf dem Zimmer, und wußte ſo die Einfachheit der Küche hinter der Gewohnheit ſeines vornehmen Standes zu verſtecken.

Nach Tiſche, ſo oft es das Wetter erlaubte, ſchloſſen Vater und Tochter ſich dem Doktor zum gemeinſamen Kaffee an. Man ging am liebſten nach der ſogenannten

„Braunen Käthe", indem man durch ein ſanft anſteigendes Thälchen, im leichten Schatten von Obſtbäumen, eine waldige Höhe erreichte, die den weiteſten Ausblick gewährte. Hier zwiſchen Wald und abſchüſſiger Triſt hatte der Beſitzer eines Gehöftes Lauben und Hallen errichtet, und ſeine artige Frau ſchenkte ſchmackhaften Kaffee. Es war eine blonde, reinliche Bäuerin, und der Name der Braunen Käthe rührte von der verſtorbenen Schwiegermutter her, die zuerſt dieſe Kaffeewirthſchaft eingerichtet und in ihrem Teint mit dem Kaffee gewetteifert hatte. Die jetzige Wirthin konnte die Sahne zur Braunen Käthe vorſtellen und hieß Sanchen.

Wünſchte man auch einmal das Abendbrod im Freien zu genießen, ſo führte der anmuthigſte Waldweg über die Höhe hinweg nach einem Dörfchen zu einer freundlichen Wirthſchaft, und von dort am Bache her zurück nach Liebweiler.

Dies waren hauptſächlich die Gänge und Plätze für die paktgemäßen Mittheilungen des jungen Doktors über ſeine Arbeiten und zur Beſprechung der einſchlagenden Materien. Natürlich war er kein Pedant mit prunkender Gelehrſamkeit, ſondern wählte, was für gebildeten weiblichen Sinn paßte und der Konverſation bequem entgegen kam. Erſt Agneſens Fragen und Bemerkungen ſteigerten ihn ſelbſt, indem er ſich zugleich von der hohen

und edlen Richtung ihrer Seele mehr und mehr einnehmen ließ.

Gegen diese Mittheilungen durfte er dann am Spätabende Agnesens Spiel und Gesang eintauschen und dabei seine Lieblingslieder verlangen.

So verwirklichte sich ein Pakt, der auch ohne geheimen Artikel gar leicht geheime Regungen der Herzen begünstigte, und unter dem neckischen Scherz, aus dem er eingegangen war, das wetteifernde Paar über den lächelnden Ernst täuschte, der dahinter stand. Jahreszeit und Witterung traten in Sympathie mit solchen Regungen. Es war kurz vor der Höhe des Jahrs, vor der Sonnenwende im Himmelszeichen des Krebses. Nicht, als dürfte dies Zeichen den Rückgang einer Frühlingsverlobung vorbedeuten: aber der Monat Juni, wenn er nicht durch seine Gewitter zu oft getrübt und erkältet wird, ist der herrlichste Monat für diese Landschaft, da Sehnsucht und Genuß — und auf der Schwelle einer kürzesten Nacht, Frühling und Sommer sich begegnen.

Hoch und wogend stehen die Kornfelder; über den neigenden Aehren schwebt ein Duft und verbreitet seinen Safraugeruch. Das Laub der Bäume, von Regenschauern erfrischt, glänzt in seiner schönsten Fülle; das Gras der Wiesen, hoch und blumenreich, prunkt vor der nahenden Sense. Und neben all' dem sind die Wälder noch belebt vom Rufe des Kukuks, vom Schreien der Spechte

und der Droſſeln und vom hellen Ton der Goldamſel. Die Lerche ſteigt am Abend noch aus den Saaten, von deren Körnern und Inſekten ſie ſich bald mäſten wird, um zu verſtummen.

Und welche traulichen Abende beſchloſſen bis zur nie vollen Nacht dieſe herrlichen Frühlingsſommertage! Wenn Agnes zwiſchen ihren Liedern ſich erhob und mit dem Vater und dem Freunde durch das offene Fenſter auf den Altan hinaustrat, — welche Würze aus den Gärten und Feldern drang ihnen da entgegen in die tief athmende Bruſt! Unten im Flußthal webte ein leichter weißer Duft; fern im Schimmer des zunehmenden Mondes dämmerte das Gebirge, oder es zuckte Blitz auf Blitz im Saume des Gewölkes, das hinter den Bergen hinabzog.

„Das ſind Offenbarungen der Nacht," bemerkte Agnes, „die wir nur, wie die Träume des Schlafes, mit ängſtlicher Ahnung auffaſſen, ohne ihren Gehalt, ihre Vorbedeutung zu verſtehen."

„Träume der Natur vor Mitteſommernacht, die uns vielleicht eine glückliche Zukunft bedeuten," erwiederte Anton, — „wie könnten ſie ſonſt unſere Seele mit dieſer innigen Zufriedenheit erfüllen! Auch die eignen Träume der Vormitternacht werden gewöhnlich vergeſſen, und man erinnert ſich beim Erwachen nur der Morgenträume, die der nahende Tag mit ſeinen bedeutungsloſen Angelegenheiten vermiſcht und trübt. So ſtimmt uns auch der

Nachsommer wehmüthiger, und die Abendstunden, die mit raschem Dunkel hereinbrechen, geben uns diese Befriedigung nicht mehr, die wir heut empfinden. Wir denken dann an die heimwärtsziehenden Schwalben. — Ah! Da fällt mir ein —. Bitte, mein Fräulein, singen Sie zum Schluß noch mein Lieblingslied! Ich fühle dann den Refrain voraus mit einem neuen Verständniß."

Agnes setzte sich still an den Flügel und sang das Lied. Der Ausdruck und der Schmelz der Stimme, womit sie das „Scheiden thut weh'" wiederholte, verrieth, daß sie dabei von persönlichen Beziehungen bewegt war, — vielleicht von dem Gedanken an ihre bevorstehende Vermählung, die sie wohl auch einmal als ein Scheiden aus lieben Gewohnheiten empfinden mochte. Auch der junge Doktor hatte diesmal von dem lieben Lied einen ängstlichen Eindruck, worin er sich selbst fremd vorkam. Um sich dieser unruhigen Stimmung zu erwehren, sagte er mit etwas erzwungener Laune:

„Es ist etwas Sonderbares um den sprachlichen Unterschied von Scheiden, wobei man sich meist etwas Leidmüthiges denkt, und von Scheidung, die gar oft wohl thun soll, wenn vielleicht auch nur einseitig."

Agnes, sichtlich betroffen von dem Scherz, erhob sich von dem Piano.

„An Ihnen," fiel der Legationsrath ein, „ist ein Diplomat verloren gegangen, merke ich wohl!"

„Der ehrliche Finder mag ihn behalten!“ erwiederte Anton kurz, und der alte Herr fuhr ſelbſtgefällig fort:

„Wir haben aber noch ein verwandtes Wort, das ſich zwiſchen Scheiden und Scheidung in der Mitte hält, und abwechſelnd Leid und Freude mit ſich bringt. Ich meine — Abſchied. Ich ſelbſt habe auf meinen diplomatiſchen Wegen von meiſt freudiger Miſſion nur einmal mit einer fürſtlichen Scheidung zu thun gehabt. Damals verhielt es ſich aber umgekehrt mit Ihrer Bemerkung, lieber Doktor: die Scheidung that auf zwei Seiten weh, da höhere Rückſichten den glücklichen Bund zweier Herzen lösten; ſo weh, ſage ich Ihnen, daß ich froh war, als ich meinen Abſchied erhielt, — ich meine den Abſchied in jenem Geſchäft; denn eine gar leidvolle Empfindung hatte ſich hinter all' meinen Orden auf der linken Bruſt in mein Herz geſchlichen.“

„Gereicht Ihnen zur Ehre!“ erwiederte Anton, — „Ihnen und den Orden: denn Ihre Orden ſind ja lauter Humanitäts-Orden. — Vermählungs- und Wochenbett-Gratulations-Orden!“ ſetzte er in Gedanken hinzu. — — „Doch wir ſind von dem Lied abgekommen, Fräulein,“ wendete er ſich an Agnes. „Wiſſen Sie, daß ich es ſchon vor Kurzem einmal von Ihnen gehört habe?“

„Wann war das?“ verſetzte ſie. „Doch ja, ich erinnere mich. Es war beim Beſuch der engliſchen Familie Rowley. Ich ſah Sie bei Ihrer Frau Mutter am

Fenſter, als ich die Mädchen vor das Haus begleitete. Es iſt eine gar liebe Familie! Wir haben ſie auf einer Schweizerreiſe kennen gelernt. Beide Mädchen ſind in einer deutſchen Penſion erzogen und ſprechen das Deutſche ungewöhnlich gut. Papa Rowley aber ſpricht nur noch franzöſiſch außer ſeinem Engliſch."

„Und Sie, Fräulein, ſprechen wohl das Engliſche?"

„Kein Wort, — außer etwa: How do you do, und Very well," lächelte ſie. „Und damit würde ich in England nicht weit kommen, ja mit meiner Ausſprache nicht einmal verſtanden werden. Ich ſchwanke daher auch noch, die Freundinnen zu beſuchen, obſchon ich es ihnen habe zuſagen müſſen. Wenn man ſich am Ende auch mit Deutſch und Franzöſiſch durchſchlagen kann: ſo entbehrt man doch des Vortheils, ein nationales Leben aus ſeinen unmittelbaren Quellen kennen zu lernen, um ihm gerecht zu werden. Für dieſe gerechte Anerkennung iſt mir der Zugang durch das Ohr verſchloſſen, und durch das Auge würde ich mich vielleicht in dem heimlichen Widerwillen beſtärken, den ich gegen dies bar-realiſtiſche, manchmal doch recht unverſchämt-egoiſtiſche England hege."

„Sie haben Recht," ſagte Anton, „beſonders in der jüngſten Zeit, wo ſie drüben mit den großen Zeitungen ſo kleine Politik machen, und mit ihrem Stolz auf Weltherrſchaft ſo entſetzlich bornirt ſein können."

„Nein, nein, Agnes!" fiel der Papa ein. „Wort

mußt Du halten, und Du gehſt ja mit Deinem Mann. — Sie machen nämlich die Hochzeitsreiſe dahin, Doktor. Die Familie bezieht bei ihrer Rückkunft eine ländliche Beſitzung, nur ein paar engliſche Meilen ſeitwärts der Eiſenbahnſtation — wie heißt ſie? — ei nun Tripps-trill will ich ſagen, ich habe das engliſche Wort vergeſſen; wir haben aber vollſtändige Adreſſen für London, für die Bahn und die Haltſtation. Während eurer Abweſenheit beziehe ich Schloß Aldenhoven. Ihr könnt ganz gut bis über den September drüben bleiben. Im Herbſt kommen die Stürme gewöhnlich nach dem Aequinoktium."

4.

Ein paar Regentage, die ein schweres Abendgewitter hinter sich zurückließ, brachten keine Störung in den Umgang, vielmehr noch eine neue Vertraulichkeit in die Unterhaltung der Freunde. Indem man nämlich auch in den Zwischenstunden des Tages, in denen man sich sonst unter die übrige Badegesellschaft zerstreute, an einander gewiesen war, und da jetzt die reizende Naturumgebung dem gemeinsamen Genuß und dem Austausche der Empfindungen sich entzog: so fielen die einsiedlerischen Gespräche unvermerkt auf die bisher gemiedenen Beziehungen der sogenannten guten Gesellschaft und auf die Vergangenheit interessanter Erlebnisse. Dadurch kam man in gegenseitige Berührungen auch von jener Seite, von der man sich bisher, wenn auch vielleicht nicht mit Absicht, fremd gegen einander gehalten hatte.

Da trat nun auch der alte Herr, der freilich länger und in verschiedenen Lagen gelebt und mithin mehr

Stoff hatte, theilnehmend hervor, um ſo mehr, als er ja bereits auch in den Jahren ſtand, in denen die Vergangenheit um ſo lebhafter in unſerer Erinnerung wird, als die Seele an Wärme und Hingebung für die Gegenwart verliert. Ja das Längſtvergangene gewinnt einen neuen Zauber dadurch, daß alles Unebene in der Ferne ausgeglichen, manche Thorheit vergeſſen, und was wir etwa verſchuldet haben, durch die Zeit geſühnt erſcheint.

Der Legationsrath hatte vormals, im Kreiſe der kleinen Diplomaten, für einen guten Erzähler gegolten. Er wußte das auch, und gefiel ſich beſonders in alten Hofgeſchichtchen, die er gern mit der Umſtändlichkeit des Erlebten und mit jenem Behagen erzählte, das ſich frei von früheren Rückſichten weiß. Agnes hatte dieſe Geſchichtchen ſchon — wie oft gehört. Sie kamen ihr daher noch langweiliger vor, als ſie vielleicht an ſich waren, zumal die eigentliche Spitze des Spaßes oder Witzes, die meiſt in verblümten Ausdrücken lag, einem Mädchen wie Agnes unverſtanden blieb. Sie bangte daher um den geiſtreichen Freund, daß er die Erzählungen abgeſchmackt und den Vater langweilig finden könnte.

Ihre heimliche Aufmerkſamkeit wendete ſich daher mehr dem Zuhörer als dem Erzähler zu. Ein verlegenes Lächeln, ſo oft der Vater unter eigenem Lachen allzuumſtändlich wurde, ſchwebte um ihren Mund, und wenn dann der Doktor ſo gefällig mitlachte, ſprach ihr

Blick die Befangenheit aus, daß ſie dem Vater nicht wehren konnte, der nun um ſo eifriger im Erzählen wurde. Wenn ihn dann Anton mit einem Scherz oder einer feinen Bemerkung unterbrach, konnte ſie ſich nicht enthalten, ihm zu dieſer — wie ſie es nahm — ſo zarten und ſchonenden Abwehr des Vaters beifällig zuzulächeln, und ihn mit einer ablenkenden Frage oder Gegenbemerkung zu belohnen.

So fanden ſich beide, der Doktor und Fräulein Agnes, in ein Wechſelverſtändniß gezogen, das wie ein getheiltes Geheimniß wirkte, indem es um ſo mehr feſſelte, als es unausgeſprochen blieb, und ſich nur durch Zutrauen und Zuneigung bethätigen konnte. Wenn dann der Papa dies Lächeln der Tochter, dieſen Scherz des Doktors ſelbſt wieder mißverſtand und mit angewöhnten diplomatiſchen Geberden als Beifall aufnahm: ſo wurde das Einverſtändniß beider durch die beiderſeitige Verlegenheit nur noch befeſtigter.

Nach einigen Tagen hob ſich das tiefe Regengewölk, brach und rollte ſich in leichten weißen Häufelwolken auf, deren Schatten unter lebhaft bewegter Luft über die wogenden Saatfelder zogen. Die Sonne brach mehr und mehr durch und breitete einen neuen Glanz über die erfriſchten Gefilde. Man athmete wieder tief auf und wandelte auf milderem Boden. Es zeigte ſich nun, daß das ſchwere Wetter doch mit weniger Schaden, als

befürchtet, vorüber gegangen war. Ein glücklicher Wind hatte die knirschende Hagelwolke dicht am Walde hinweg geführt und ihren Groll auf alte Fichten entladen; die da und dort niedergelegten Saaten versprachen sich bald wieder zu erheben und die überladenen Obstbäume erschienen nicht sowohl beraubt, als nur von ihrem Ueberfluß erleichtert.

Unser befreundetes Paar, als es zum ersten Mal aus der Trinkhalle nach der nächsten Höhe wandelte und im Einzelngang auf schmalem Pfade durch ein hohes Kornfeld mit Gelächter die nassen Aehren streifte, fühlte sich des herrlichen Morgens unaussprechlich froh. Für jeden Andern wäre freilich die Natur nicht schöner gewesen, als sie es immer nach solchen Stürmen ist: beide aber, in ihrer schwungvollen Stimmung, maßen es der Landschaft zu, was das Wetter in ihrem eigenen Innern Wunderbares erweckt und befruchtet hatte.

Leider! wollten aber auch noch Andere der neuen Herrlichkeit froh werden.

Gegen Abend kündigte ein Reitender den Bräutigam Agnesens, den Kammerherrn, Baron von Aldenhoven, auf morgen Mittag zur Suppe an. Agnes erschrak; kaum aber dieser ungehörigen Empfindung inne geworden, umarmte sie den Vater mit dem befangenen Ausruf:

„Ist es nicht zum Erstaunen, Papa, wie schnell Paul das fatale Podagra überwunden hat? Gewiß wird

er mit dem kranken Fuß in einer Socke kommen! Hätte er's nicht abwarten können?"

„So ſchnell, ſagſt Du?" erwiederte der Vater. „Ich dächte, es wär' lang genug, und wenn er nun auch in Socken kommt, — was thut's denn?"

„Du haſt Recht, Papa," verſetzte ſie zerſtreut, „in ſeinen Jahren darf man ſchon leiſe auftreten."

Agnes überließ es dem Vater, als der Doktor bald darauf wie bisher zum Thee herüber kam, ihm die Ankunft Aldenhoven's mitzutheilen.

„Herr von Aldenhoven?" verſetzte Anton kleinlaut, — „Ihr —?"

Verlobter, wollte er ſagen; doch Agnes kam der Bezeichnung mit den raſchen Worten entgegen:

„Ja, morgen Mittag, — zu Tiſche!"

Mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit maß ſie heute die gewöhnlichen drei Theelöffel voll der gerollten Souchong-Blätter aus dem eleganten Käſtchen in den erwärmten kleinen, runden Theenapf.

Es fiel dem Legationsrath nicht auf, daß es dieſen Abend zu keinem Geſang der Tochter und zu keinen gelehrten Erörterungen des Nachbars kommen wollte. Der Gegenſtand, der beide ſo nachdenklich machte, beſchäftigte auch ihn, nur in der entgegenſetzten Empfindung, ſich über denſelben auszulaſſen.

Der alte Herr hatte ſich an den letzten Abenden

durch ſeine Mittheilſamkeit ſo behaglich geſetzt, daß er der anfänglichen Rückſichten auf ſeine Stellung zu einem bürgerlichen Doktor gänzlich vergaß. Die Erwartung ſeines künftigen Schwiegerſohnes erhöhte jetzt dieſe gute Stimmung um ſo mehr, als ſie ihm neuen Stoff der Unterhaltung darbot. Allerdings verlockte ihn dieſe aufgeräumte Stimmung zu jener ſelbſtgefälligen Schwatzhaftigkeit, durch die er ſich einſt ſeinen Abſchied als ungeſchickter Diplomat zugezogen hatte, ohne daß er dadurch geheilt oder gewarnt worden wäre. Er verlief ſich, indem er den ſchweigſamen Doktor mit den Familien- und Lebensverhältniſſen des Barons Aldenhoven bekannt machte, nach mancher bedenklichen Seite derſelben, und die kurze Wendung, womit er einigemal eine heitere Eröffnung plötzlich abbrach, verrieth wenigſtens, daß er ſich von etwas abwendete, was nicht gut mitzutheilen war. Er blickte dann mit einer verlegenen Miene nach ſeiner Tochter und war recht froh, daß er ſie ſo zerſtreut und unaufmerkſam fand. — „Ich bin recht verlangend," ſagte er, „wie dem etwas ungeduldigen Aldenhoven das Podagra gefallen hat. Es war der erſte Beſuch, den er erhalten, und er ſoll ſich ja hüten, denn es kommt gern wieder. Und — wiſſen Sie auch, beſter Doktor, warum das Podagra gern wieder kommt?"

Anton war heute nicht der beſten Laune, ſo vergnügt er auch gekommen war; er mußte ſelbſt mit ſeiner

Verſtimmung ſehr an ſich halten. Ohne zu antworten, blickte er blos den lächelnden Alten erwartend an. Dieſer fuhr dann behaglich fort:

„Will ich Ihnen ſagen! Das Podagra, ſehen Sie, erfährt immer eine zu aufmerkſame Behandlung; es wird gepflegt, in Werg oder ſchwarze Lammwolle eingewickelt und in's warme Bett gelegt, verhätſchelt, ſage ich Ihnen auf alle Weiſe! Kein Wunder alſo, wenn es ihm da gefällt und es ſo der alten Gaſtreundſchaft nicht vergißt! Es iſt ein treues, dankbares Weſen!“

Er lachte laut und vergnügt, und der Doktor, um nur etwas zu ſagen, bemerkt trocken:

„Er kann nur froh ſein, der Herr von Aldenhoven, daß ein ſolches Leiden ihn ſo ſpät heimſucht: bei Hofe hätte er es nicht ſo abwarten können.“

„Da haben Sie Recht!“ erwiederte der Legationsrath. „Dort widerfährt Einem wohl auch manches Widerwärtige: man ſchüttelt es aber leichter ab!“ lächelte er mit der heimlichen Luſt, einen Witz anzubringen; „aber was man an die große Zehe bekommt, ſchüttelt ſich nicht ſo leicht ab, als wenn es unſer — —“

Er wollte ſagen: als wenn es unſer Ohr trifft; im Augenblick aber ſtieß ihn die Tochter mit dem Fuß an und er verſtummte. Um ſeine Verlegenheit nicht auffallend zu machen, ſagte er: „Ja, ja, der gute Aldenhoven wird recht ſonderbar heimgeſucht!“ —

Dabei ſtand er auf und langte nach einer koſtbaren Tabaksdoſe, die auf dem Spiegelpfeiler ſtand.

Schnupfer von Profeſſion war er eigentlich nicht, ſondern führte nur die werthvolle Doſe mit ſich, um ſich ſelbſt und Andere daran zu erinnern, daß er ſie aus fürſtlichen Händen hatte. Sie enthielt aber wirklich Tabak und ließ ihren Beſitzer niemals im Stich, wenn er eine Priſe guter Faſſung bedurfte. Dieſe Faſſung fand er jetzt darin, daß er dem Doktor ſtatt des verſchluckten Witzes ſeinen Tabak anbot.

Anton, in ſeiner verdrießlichen Stimmung, konnte es nicht laſſen, dem alten Herrn zu erkennen zu geben, daß er ihn doch auch in dem Nichtausgeſprochnen verſtanden habe. Die Geſchichte war ſtadtkundig und für die kleine Reſidenz in einem öffentlichen Blatt illuſtrirt worden. — Indem er mit Verneigung und ſpitzen Fingern in die Doſe griff, ſagte er:

„Sehen Sie, das gehört auch zu den vielen Ungerechtigkeiten in der Welt, daß ein armer Kammerherr an der Zehe verbüßen muß, was ſein Fürſt gegen ihn mit der Hand geſündigt hat.“

Herr von Bering hatte auf ſeinen diplomatiſchen Wegen die Gewohnheit eines mehr gutmüthigen als geiſtreichen Mannes angenommen, etwas ihm Unangenehmes zu überhören und es mit einer Artigkeit gleichſam bei Seite zu ſchieben. — — „Sie müſſen uns morgen das

Vergnügen zu Tiſch machen, Herr Doktor," ſagte er, „und unſern Baron Aldenhoven näher kennen lernen. Sie werden einen liebenswürdigen Geſellſchafter an ihm finden."

Anton verneigte ſich, ärgerte ſich aber im nächſten Augenblicke, daß er die Einladung angenommen hatte. Doch wäre damit Alles gut geweſen, hätte der alte Herr ſich nicht beikommen laſſen, ſeine Selbſtvergeſſenheit und das unzufriedene Schweigen ſeiner Tochter dadurch gut zu machen, daß er ſich über Aldenhoven's Vorzüge weit über Gebühr ausließ und zuletzt auch deſſen perſönlichen Muth und echt adeligen Sinn hervorhob.

„Nun, das iſt alles Mögliche," rief Anton haſtig, indem er ſich erhob. „Es muß ein tüchtiger Mann ſein, der ſich an unſerm Hof nicht erniedrigen läßt! Es wäre alſo ſehr unrecht, zu glauben, das Podagra eines geweſenen Kammerherrn hätte die ſymboliſche Bedeutung —"

Im Augenblicke wurde ihm klar, daß er aus Empfindlichkeit gegen den alten Herrn etwas vorbringen wollte, was zunächſt doch kränkend für Agneſen wäre. Er ſchwieg, ſah Eines um das Andere verlegen an, fand das rechte Wort nicht zu ſchließen oder ſich zu entſchuldigen, und empfahl ſich mit einem haſtigen: „Wünſche angenehme Ruhe! — —"

Der alte Herr fragte nach einer ſtummen Weile et-

was kleinlaut: „Was wollte er denn nur mit ſeiner ‚ſymboliſchen Bedeutung‘ ſagen, liebe Agnes?“

„Weiß ich’s Papa?“ antwortete ſie in lebhafter Unruhe. Vielleicht ging’s ihm nur wie Dir vorhin, wo Du Dich auch mit einem übereilten Wort unterbrachſt. O wenn man doch nicht immer geiſtreich und witzig ſein wollte! Doch, laſſen wir das jetzt, lieber Vater, und erlaube mir, ſchlafen zu gehen.“

Sie umarmte ihn und zog ſich auf ihr anſtoßendes Zimmer zurück.

Hier aber gerieth ſie erſt recht in den vollen Sturm ihrer Empfindungen und Gedanken. — Sie hatte den Doktor verſtanden, wie ſie glaubte: Aldenhoven habe an der niedern Zehe für die moraliſche Erniedrigung zu büßen, die er ſich habe gefallen laſſen. — Daß der Freund in ihrem Beiſein das hatte ſagen wollen, — dieſe geſuchte Anzüglichkeit, entrüſtete ſie; aber daß es hinter ihrem Rücken von ihrem Verlobten in Wahrheit geſagt werden konnte, beſchämte ſie nicht weniger, und zwiſchen dieſen widerſprechenden Gefühlen ward ihr Herz, ſo angſtvoll als ſchmerzlich, hin- und hergeworfen. Was ihr Bräutigam bei Hof hatte hinnehmen müſſen, nahm ſie ſelbſt nicht ſo ſchwer auf, als der Doktor: aber die edle Perſönlichkeit, die dieſen zu ſeiner Strenge berechtigte, fehlte jenem zur Verſöhnung mit ſeinen Erfahrungen.

Wer von beiden legte ihr nun die härteſte Kränkung auf? Wem von beiden durfte ſie es am eheſten vergeben oder nachſehen?

Sie brach in Thränen aus, und in den Seſſel geſunken hing ſie dem bitterſten Kummer nach.

Doch der Kummer gab ihr keine Beruhigung. Sie ſtand auf und wandelte hin und wieder, indem ſie ihren Unwillen an den Gewändern ausließ, deren ſie ſich zu entledigen hatte.

Sie hörte ihren Vater huſten und beſann ſich, daß eigentlich er den Doktor zu der kränkenden Aeußerung veranlaßt habe, indem er, doppelt unüberlegt, die witzige Anſpielung auf das, was dem armen Aldenhoven bei dem Fürſten begegnet war, durch übertriebenes Lob habe gut machen wollen.

Sie verwünſchte all' dies Jagen nach geiſtreichen Bemerkungen, dieſen Wetteifer, auf Koſten Anderer witzig zu ſein. Sie wußte ſich ſelbſt dieſes Fehlers nicht frei, das fühlte ſie jetzt mit all' ihrer Mißbilligung dieſes Hangs. — — Um ſo mehr hatte ſie gefehlt, daß ſie vorhin mit einem Vorwurf gegen den Vater geſchieden war. Sie wollte hinüber, ihn um Verzeihung bitten: doch — ſie war ſchon zu tief entkleidet und — Papa war wohl auch ſchon zu Bette.

Sie hüllte ſich in ihr Tuch und ließ ſich abermal im Seſſel nieder. Schlafen gehen konnte ſie nicht; ſie

mochte auch das Fenſter nicht ſchließen, durch welches eine laue, würzige Luft leiſe hereinwehte, — der Athem der Sommernacht. — Sie blätterte in einer mitgebrachten Gedichtſammlung; eine friedliche und verſöhnliche Stimmung kehrte nach und nach in ihre Bruſt ein. Sie fiel auf das artige Lied von Anaſtaſius Grün: „Der Ring".

Ein Liebender zieht den Ring, das Pfand der Geliebten, vom Finger und blickt durch das Reifchen nieder auf die Welt. Was und wie eigens erblickt er da nicht alles, und ruft endlich aus:

„O ſchönes Bild, zu ſehen,
Vom Ring der Lieb' umſpannt,
Die Erde und den Himmel,
Die Menſchen und ihr Land!"

Agnes blieb träumend ſitzen. Sie ſpielte gedankenvoll an ihrem Verlobungsring, aber ſie zog ihn nicht vom Finger, um hindurchzublicken in die dämmerige Nacht; vielmehr erhob ſie ſich mit einem Seufzer und trat an das Fenſter.

Es ging ſchon gegen Morgen. Ein glänzendes Weiß umzog die öſtlichen Berge; die Gipfel lagen hell, und ein leiſer roſiger Schimmer ſpielte nach und nach in die zunehmende Helle.

Agnes dachte an den herannahenden Tag und was er ihr bringen würde. Ermüdet wie ſie war, in einem

Zuſtande wachen Träumens fühlte ſie mehr, als ſie es eigentlich dachte, — daß ihr Verlobter komme, daß etwas von Schmach auf ihm ruhe, aber der Doktor, der Freund, dürfe ihn nicht für erniedrigt halten. — — Etwas lebendiger wurde der Gedanke ihn ihrer Seele, — Melzer ſei ſonſt ein ſo großdenkender, zartfühlender Mann; wie er denn nur ſo Kränkendes gegen ſie habe ausſprechen können. — — —

Er habe es ja nicht ausgeſprochen, tönte eine Antwort in ihrer Bruſt, — er ſei vor ſeinen eigenen Worten erſchrocken, ehe er ſie beendigt.

„Aber er ſprach ſo erbittert: warum ereifert er ſich ſo um Aldenhoven, den er noch nicht einmal näher kennt?“

Sie verſank in dieſe Frage, indem ſie die müden Augen ſchloß. Nach einer Weile ſchrak ſie mit einem Aufſchrei empor und faßte ſich am Fenſterrahmen.

Sie war einen Augenblick im Stehen und mit wankenden Knieen eingeſchlummert, und hatte die Empfindung, als flüſterte ihr eine fremde leiſe Stimme zu: „Er ereifert ſich um Deinetwillen, fühlſt Du es nicht, daß er Dich liebt?“

Agnes erhob ſich, ſie ſtrich über ihre Augen, ſie ſah mit Herzklopfen umher. Da ging über dem Gebirge ſtrahlend der Morgenſtern auf.

„O wie herrlich!“ rief ſie und faltete die Hände. Das Tuch entglitt ihrer Schulter, als öffne ſich ihre

jungfräuliche Bruſt dem Stern der Liebe. So ſtand ſie lang und ſtarrte wie betend dahin. Langſam hoben ſich leichte Nebel aus den Gebirgsthälern und umzogen das ſtrahlende Geſtirn. Agnes ſchauerte von der Morgenkühle; ſie nahm ihr Tuch auf, ſchloß das Fenſter und kauerte ſich in den Seſſel. — —

Als ſpäter die Sonne durch die großen Scheiben auf ſie ſchien, erwachte ſie mit dem Gefühl, ſie habe ein Stündchen geſchlafen, und beſann ſich auf ihren Traum.

5.

Der junge Freund, der mit dem Wunsch einer guten Nacht von drüben geschieden war, hatte solche für sich selbst nicht gefunden. Obgleich wir aber seine Unruhe den Sorgen Agnesens verwandt wissen, messen wir es doch keiner besondern Sympathie, sondern nur derselben Sonne bei, daß er fast zu gleicher Zeit mit Agnesen und bei seiner Gemüthsstimmung mit dem Gedanken an sie erwachte.

Er hatte eine leidige Erfahrung gemacht, daß er nämlich, wie leicht und angenehm er sich auch in größerer Gesellschaft zu benehmen wußte, doch nicht unter allen Umständen den beengenden Nachwirkungen eines einsiedlerischen Studienlebens entgehen konnte.

In solcher Zurückgezogenheit ist nämlich ein junger Mann unwillkürlich viel zu sehr nur mit sich beschäftigt und in Allem einverstanden. Er hat in seinen glücklichsten Stunden nur jenen besten Freund bei sich, der sich

zugleich mit ihm in demſelben Spiegel raſirt und die Halsbinde umlegt; er gewöhnt ſich nach und nach auch nur an den Widerſpruch dieſes andern Ich, das nämlich Alles, was er ſelbſt vor dem Spiegel thut, mit verkehrten Händen verrichtet. In dieſem ſchweigſamen Verkehr büßt ein junger Mann, für den Umgang mit Andern, gar leicht etwas von der unbefangenen Gelaſſenheit ein, womit man ſich geben und andre nehmen muß. Er ereifert ſich leicht mit Dem, was er vorbringt, und wenn er ſich übereilt und Jemanden verletzt hat, trägt er's wieder zu lang mit ſich herum, — beides weil er zu ſehr mit ſeinem rechtſchaffenen Ich umzugehen gewohnt iſt.

Daher erwachte, dem lieblichen Morgen zu Trotz, unſer Doktor der Philoſophie mit dem geſternabendlichen Verdruß darüber, daß er bei ſeinen mißächtlichen Aeußerungen über Aldenhoven Agneſens hatte vergeſſen können. Dies bekümmerte ihn nicht etwa, weil er bisher ihre Zuneigung zu gewinnen geſucht und nun vielleicht verwirkt hätte: nein, er achtete ſie als eine Verlobte und ſchwärmte blos für einen ſo liebenswürdigen Ausbund ihres Geſchlechts, — nur bemüht darum, die gute Meinung, die ſie ihm bezeugt hatte, nicht zu verlieren, am wenigſten durch Unbeſonnenheit, deren er ſich als Philoſoph und um Platon's willen zu ſchämen hätte.

Er ſuchte ſich endlich durch einen guten Vorſatz aufzurichten: er wollte den heut zu Mittag eintreffenden

Aldenhoven mit der freundlichſten Aufmerkſamkeit behandeln, um es Agneſen in keiner Weiſe empfinden zu laſſen, daß er gering von ihrem Verlobten dächte.

Dieſe gute Abſicht verſöhnte ihn aber nicht mit der Einladung zu Tiſche, die er angenommen hatte. Es widerſtrebte ihm, die Verlobten gerade in der erſten Stunde des Wiederſehens um ſich zu haben und ihre Zärtlichkeit mitzugenießen. Agneſen beſorgt um einen Podagriſten zu ſehen verdroß ihn, und den abgelebten Kammerherrn konnte er ſich nicht ohne Widerwillen zärtlich, vielleicht zudringlich, gegen die Geliebte denken.

Der junge Philoſoph bemerkte nicht, wie ihn hinter ſeiner Anſpruchsloſigkeit gegen eine Braut doch die Eiferſucht über den Bräutigam beſchleichen wollte.

Nein, nein, mein guter Vorſatz würde dabei zum Teufel gehen, der ohnehin über gute Vorſätze lacht, rief er ziemlich laut. Ja, wenn die Brautſchaft noch in einer verdeckten Schüſſel aufgetragen würde! Ein ſchönes Lebensgericht das! Die Liebe der Braut noch nicht gar, und die Zuthat des Bräutigams aufgewärmt! Wohl bekomm's!

Aber unter welchem Vorwande ſollte er abſagen?

Es läßt ſich denken, daß er in dieſer Stimmung und Unentſchloſſenheit nicht ſehr nach der Trinkhalle eilte. Er kleidete ſich langſamer, bürſtete ſorgfältig ſelber ſeinen Paletot und überlegte ſein erſtes Begegnen mit Agnes.

Wie er ſich endlich anſchickte, das Zimmer zu verlaſſen, hörte er lebhafte Doppelſchritte und ein kicherndes Stimmchen über den Hausgang herankommen. Er lauſchte, bis es an ſeine eigene Thür klopfte und die Mutter Senatorin mit Bertha hereintrat.

Anton war wirklich auf das Angenehmſte überraſcht. Im Gefühl, reichlichen Erſatz für drohenden Verluſt zu bekommen, umarmte er die Mutter mit Jubel, reichte der befangenlächelnden Bertha beide Hände entgegen, ja er konnte, um ſeiner vergnügten Stimmung Luft zu machen, nicht widerſtehen, das reizende Geſchöpf an ſeine Bruſt zu drücken.

Das kam der Mutter wider alles Erwarten, und ſie ſagte vergnügt:

„Du haſt uns von den Herrlichkeiten Deines Aufenthalts ſo viel geſchrieben, Anton, daß wir ein ‚Kommt doch endlich und ſeht's einmal ſelbſt!' herausgeleſen haben. Das prächtige Wetter kam dazu; ſo ſind wir mit Tagesanbruch herübergefahren."

„Und habt euch auch ſchon geputzt?"

„Geputzt? Nein, Anton, wir ſind wie wir gekommen, — in einem bequemen Wagen."

„Dann hättet ihr euch eigentlich in's Kur-Negligee umkleiden müſſen," lachte Anton. „So wird man euch für Landkonfekt nehmen, das in vollem Staat zum Brunnen kommt, und das iſt der Spaß davon. Oder

wollt ihr euch lieber ausruhen und den Kaffee ohne Brunnen trinken?“

„Nein, Anton, wir begleiten Dich,“ erklärte die Mutter, „versuchen euer perlendes Wasser, und lassen uns der Gesellschaft vorstellen. Denn, wisse nur, — wir dachten ein paar Tage zu bleiben, und haben auch gleich zwei artige Zimmer gefunden, die gestern Abend frei geworden sind.“

„Ganz recht!“ rief Anton, „Die Frau Steuerkommissar Bäumle mit ihrer Tochter ist abgeholt worden. Da habt ihr die freundlichsten Zimmer im Gasthaus.“

Die Senatorin freute sich im Stillen, daß der Sohn, nach dem herzlichen Empfang, auch ihr längeres Bleiben mit so viel Vergnügen aufnahm. So traf denn ihre Berechnung ein, daß ihn die Einsamkeit umgestimmt habe. Allerdings war dies auch der Fall, nur nicht im Sinn oder für die Erwartung der Mutter. Anton machte sich sehr bald des angenehmen Eindrucks klar, den der überraschende Besuch für ihn gehabt hatte. Das Mißverhältniß nämlich, in das er durch die Ankunft des Bräutigams zu Agnesen kommen mußte, löste sich nun, noch ehe es wirklich eintrat. Auch blieb er dem vertrauten Paar gegenüber nicht mehr abgeschieden, vereinzelt. Er hatte Bertha zur Seite, eine frische anmuthige Jugend, die sich mit allem Zutrauen an ihn hielt, und für die er

jetzt ein wohlwollenderes Auge hatte. Er brauchte sich nun nicht mehr mit einer höflichen Berücksichtigung, mit einem gelegentlichen Abfall von Aufmerksamkeit zu begnügen, die ihm Agnes an Aldenhoven's Seite schenken mochte.

Daß hinter diesem Stolze vielleicht etwas von Eifersucht steckte, entging ihm bei seiner rechtschaffenen Gesinnung gegen eine Verlobte. Zunächst war er froh, daß er einen guten Grund hatte, sich vom Mittagstische beim Legationsrathe los zu machen.

Der alte Herr am Brunnen fand die Entschuldigung sehr begreiflich. — „Aber," sagte er, „wir finden uns Nachmittags mit unsern beiderseitigen Gästen zum Kaffee bei der Braunen Käthe ein, nicht wahr? Sie haben ja da ein allerliebstes Bäschen mitgebracht," setzte er, nach Bertha blickend, leiser hinzu. „Ich werde mir heute bei der Braunen Käthe eine Tasse Kaffee ausbitten, so schwarz wie diese Augen unter den prächtigen Bogen. Braun thut's nicht mehr, Sanchen! werde ich sagen: schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle, süß wie die Liebe muß der Kaffee sein!"

Er lachte vergnügt und wendete sich der Frau Senatorin zu, um ihr dasselbe noch einmal zu sagen. In ausdrücklicher Anerkennung der „lieben nachbarlichen Beziehungen" unterhielt er sich auf's Artigste mit ihr.

Daß er aber „Beziehungen“ ſtatt der ſonſt ſo beliebten „Relationen“ ſagte, verrieth doch, daß er ſchon einige Zeit neben den diplomatiſchen Wegen gewandelt war.

Die Senatorin hatte eben ihre Bertha dem Wohlwollen des gnädigen Fräuleins empfohlen. Agnes, von Bertha's Erſcheinung zuerſt betroffen, fand ſich von dem natürlichen Weſen derſelben ſehr bald angezogen. Sie wußte wohl durch den jungen Freund von dem Beſuche aus der Schweiz: dieſe friſche, anmuthige Erſcheinung aber ſtand im Widerſpruche mit dem unachtſamen Ton, womit der Doktor damals von Bertha geſprochen hatte. Und nun glaubte ſie doch aus den Mienen und Worten der Senatorin eine Herzensangelegenheit geleſen zu haben, von der ihr der Freund abſichtlich ein Geheimniß gemacht hatte. Statt ſich aber über ein ſo zartes Verhältniß zu freuen, nahm ſie es mit entſchiedener Empfindlichkeit auf. Sie hielt ſich für gekränkt von dem jungen Manne für all' das Vertrauen, das ſie ihm geſchenkt hatte und gegen das er ſich ſo verſteckt benahm. Und handelte er nicht auch unehrlich an dem lieben ahnungsloſen Mädchen ſelbſt oder gegen die getäuſchte Mutter? Die kränkenden Aeußerungen von geſtern über Aldenhoven fielen ihr wieder ein, und ſie meinte ganz irre zu werden an dem Manne, den ſie erſt ſo hoch gehalten hatte.

Und doch konnte ſie an dieſen Zweifeln nicht feſthalten; ſie behielt nur eine ſchmerzlich-wehmüthige Stimmung zurück, in der ſie Bertha mit ſich zu einem Gang in's Freie nahm, als müſſe ſie dem Freund Abbitte thun an dem anmuthigen Geſchöpfe, das für ihn beſtimmt ſei.

Die Senatorin, mit dem Sohn allein, wandelte indeß nach einer einſamen Seite des Gartens. Sie hatte ihm die eingelaufenen Briefe mitgebracht und eigene Angelegenheiten zu verhandeln. Von Bertha ſprach ſie abſichtlich nicht, bis er ſelber fragte, ob die liebe Schweizerin kein Heimweh habe. „Ihr habt viel Geſellſchaften gehabt," ſagte er, „wie läßt ſie ſich an, wie benimmt ſie ſich?"

„O ganz vortrefflich," antwortete die Mutter, „und ſie gefällt ſehr. Dieſe eigens mit Schüchternheit gemiſchte Hingebung gibt ihr etwas Apartes, was ſehr anzieht. Sie macht abſonderlich Glück bei den jüngeren Mädchen und bei älteren Herrn. Letzteres iſt mir aber ſehr zuwider und ich möchte ſie ſolcher Huldigung einfür allemal entzogen wiſſen. Ich weiß nur nicht, wie ich's mit Rückſicht auf das liebe Kind ſchicklich anfangen ſoll. Siehſt Du, lieber Anton, gerade das Alter dieſer Zuthätigen macht Bertha zutraulicher, zugleich aber auch die Inhaber abgelebter Jahre zutäppiſcher. Das gute, unſchuldige Kind, gewöhnt das Alter zu verehren, er-

ſchrickt dann, ohne zu wiſſen wovor. Unſere hieſigen jungen Mädchen ſind darin beſſer daran, daß ſie über die Verehrung des Alters hinaus ſind und die Gecken auslachen. Wahrlich, lieber Sohn, unſere gute Geſellſchaft fällt mehr und mehr in ſchlechte Manieren. Da waren wir lebensfrohe Mädchen doch einſt beſſer daran unter der Obhut unſerer Mütter. Die Männer, auch die ſonſt leichtfertigen, brachten doch noch etwas von den früheren, wenn gleich etwas gezierten Artigkeiten und ſüßen Redensarten mit; wir konnten ſie belachen, und ſelbſt unſer Muthwille war vor unheimlichen Blicken und unſchicklichen Händen ſicher."

„Die Extreme berühren ſich, liebe Mutter," ſagte Anton nach einer Weile und mit einer gewiſſen Aufregung. Man ſollte es daher mit dem Korrektiv — mit dem Zuchtmittel für ſolche Unarten auch nicht allzuſchicklich nehmen und ſich nicht ſcheuen, einem ſolchen Frevler an der Unſchuld eines jungen Herzens — eine rechtzeitige Warnung hinter die Ohren zu ſchreiben."

„Wenigſtens telegraphiſch, Anton, — in Gedanken," lachte die Mutter, „wenn auch nicht in Fraktur."

Anton ſchämte ſich innerlich ſeiner harten Aeußerung, die ſeinen geſitteten Gewohnheiten gar nicht entſprach. Er gab es in Gedanken dem Kammerherrn ſchuld, daß ihm die Ohrfeigen ſo im Sinn lagen. — „Du haſt Recht, liebe Mutter," ſagte er. „Wir wollen ſolche

Faktur lieber fürſtlichen Händen überlaſſen. Ich kenne einen Glücksritter, liebe Mutter, der ſich auch ſo lieber in effigie, als thatſächlich hätte hinrichten laſſen, lieber telegraphiſche als handliche Ohrfeigen empfangen hätte."

6.

Der Mann, auf den dieſe letzte Aeußerung zielte, ſetzte unſern jungen Gelehrten, als er ihn gegen Mittag anfahren und mit abwechſelnd einem harten und einem ſanften Tritt über den Hausgang nach den Zimmern des Legationsraths kommen hörte, doch in einige Unruhe der Erwartung. Er kannte den Kammerherrn perſönlich nur — ſo zu ſagen — über die Gaſſe, ſo wie er ihn, bei deſſen Beſuchen in der Stadt, einigemal am Fenſter gegenüber mit der Verlobten geſehen hatte. Damals intereſſirte ihn Agnes zwar nur um ihres angenehmen Geſanges willen, doch immerhin lebhaft genug, um ſich ihren Verlobten in ſo weit verdrießen zu laſſen, als man ſich etwa über einen Tagdieb ärgert, der aus einem nachbarlichen Garten eine gern gehörte Nachtigall wegzufangen ſucht.

Aber es war jetzt keine bloße Nachtigall mehr, die Anton zu verlieren fürchtete, auch ehe ſie vielleicht nach

Johannis von ſelbſt verſtummen würde; ſondern eine geiſtreiche, liebenswürdige Hausgenoſſin ſollte ihm entführt werden, mit der er eben in ein ſo anziehendes Tauſchgeſchäft von Gedanken und Empfindungen getreten war, und ſich einen unberechenbaren Gewinn verſprach.

Er hörte jetzt aus dem Nebenzimmer, durch die nur mit einem hohen Kleiderſpinde verſtellte Verbindungsthür, lebhaftes Reden und öfter wiederkehrendes Lachen einer fremden Stimme, ohne Zweifel des Bräutigams. — „Wie unſchicklich für einen Kammerherrn, ſo jäh und laut zu lachen!“ murrte Anton, ſo wenig er ſonſt ein Schicklichkeitspedant war. „Verſchwenden Sie jetzt Ihre Erſparniſſe aus der Antichambre, Herr von Aldenhoven?“ rief er ebenfalls ziemlich laut. „Oder hören Sie vielleicht nicht mehr ſo leiſe mit dem bewußten Ohr?“

In ſeiner Mißſtimmung bedachte er nun auch, daß es mit den ſchönen Abenden da drüben jetzt vorüber ſei, — ſo lang wenigſtens dieſer — Schäfer zu Beſuch bleibe. Oder auch noch länger, fürchtete er; denn es fing an, ihm zu bangen, Agnes, in Berührung mit ihrem Bräutigam geſehen, könnte einem Freunde verwandelt erſcheinen. — „Oder warum denn nicht?“ fragte er ſich ſelbſt. „Die Art, wie ſie ſeine Zärtlichkeit aufnimmt oder ſelbſt erwiedert, könnte ja ihr Herz von einer Seite enthüllen, die ich noch nicht kenne, — und die mich abſtoßen würde.“

Er gestand damit ein, daß er sich von Agnesen angezogen fühlte, und fand sich mit einem Mal in dem angenehmen Traume gestört, daß der Umgang mit dem geistreichen Fräulein nicht aufhören werde. Er hatte vergessen, daß er früher doch selbst gefürchtet, er werde zu bald relegirt werden, wie ein unfertiger Student. Wäre Aldenhoven noch auf dem Wege der Bewerbung gewesen, so hätte Anton vielleicht den Gedanken gefaßt, mit ihm um die Wette zu laufen. Der Pakt war aber geschlossen und mußte respektirt werden.

Anton besann sich auf den Ersatz, der ihm für seine verstimmten Abende geboten war. Er dachte diese Stunden bei der Mutter oder mit ihr und Bertha in der muntern Gesellschaft zu verbringen, die nach dem gemeinschaftlichen Abendtische unter lustigen Gesprächen zusammen sitzen blieben, bis die Kirchenglocke zehn läutete. Und würde Aldenhoven länger, das heißt — über ein paar Tage verweilen, so dachte er mit den Seinigen nach der Stadt zurückzukehren. Er wollte sich wenigstens nicht relegiren lassen. Arbeiten konnte er nun doch nicht mit Glück, wenn er zumal den fatalen Kammerherrn fortwährend sprechen und lachen hörte, und Agnes selbst die geschlossene Uebereinkunft nicht mehr behaupten konnte. Selbst an ihrem Gesang glaubte er keinen Antheil mehr zu haben. Ein anderer Wunsch, ein anderer Geschmack legte ihr jetzt Noten auf das Pult, und

wie fatal wäre es für ihn, wenn sie jetzt das alte Lied sänge, das er ihr zuletzt aufgeschlagen, sie aber zurückgelegt hatte, — das Lied:

„Heimlich zwar, doch inniglich
Lieben wir uns beide;
Denn die Liebe scheuet sich
Weislich vor dem Neide."

Lieber wollte er dann jetzt gleich seine berliner Reise antreten. — „Reisen, reisen!" rief er, und eine plötzliche Sehnsucht nach einer großen Reise überkam ihn, — „reisen, wo ich Zerstreuung finde und — Vergessenheit!"

Er mußte selbst über den sentimentalen Ton auflachen, womit er das Wort „Vergessenheit" ausgeseufzet hatte, er, dem bisher alles Sentimentale so zuwider war. —

In dieser Stimmung ging er mit den Seinigen zu Tische, und geleitete sie dann viel erheiterter den anmuthigen Thalweg empor zur „Brannen Käthe". Er wollte gern dem Legationsrathe zuvorkommen, indem er sich darin behaglich fühlte, lieber als ein Sitzender zum Empfang aufzustehen, als zum Begrüßen heranzukommen.

Die Zuerwartenden ließen ihm Zeit genug, die Mutter und Bertha nach den schönsten Punkten der freien Höhe umherzuführen. Beide blieben ihm aber viel von dem Entzücken schuldig, das er sich von ihnen versprochen hatte. Der Mutter war aus früheren Landpartieen, die

zuweilen hierher gemacht worden, die Gegend nicht neu, und ſie intereſſirte ſich daher nur für die ſeitdem hier entſtandenen wirthſchaftlichen Einrichtungen. Bertha war aber zu ſehr Schweizerin, um mit lebhafter Vorliebe für die Natur von ſchönen Landſchaften erregt zu werden, ſelbſt wenn die vorliegende mit ihrer Heimat hätte wetteifern können. Sie fragte deſto lebhafter nach den Namen der Ortſchaften, die man da und dort erblickte, und nach der Geſchichte einer alten Burg, die mit ihren Ruinen an einer Waldecke hervor trat.

Als ſie unter die hohen Kaſtanien zurückgekehrt waren, erſchien die Wirthin zu den „Befehlen der Herrſchaft". Anton, der heute auch den Legationsrath mit Tochter und Gaſt zu bewirthen dachte, machte ſeine Beſtellung für guten Kaffee mit Sahne und anderthalb Dutzend der kleinen Waffeln, die hier vorzüglich gebacken wurden. — „Wiſſen Sie, liebe Bertha," ſagte er, „wie der ſeelige Voß dies Backwerk poetiſch bezeichnet? ‚Vielrautige, bräunliche Waffeln' nennt er es. Raute, wiſſen Sie ja, bedeutet ein gleichſeitiges Viereck mit ſchiefen Winkeln."

Die Senatorin lächelte verſtohlen und bedeutſam vor ſich hin. — „Amor kennt die guten Deutſchen," dachte ſie, „die ſo gern belehren, wo ſie lieben; er ſchleicht ſich daher gern als Schulmeiſter ein, der Schalk. Bei einem

Doktor der Philoſophie brauchte er aber gar nicht zu ſchleichen, ſondern dürfte mit Schuhnägeln auftreten."

Eben langte der Legationsrath mit den Seinigen auf dem Umweg zu Wagen an. Aldenhoven trug nämlich den vom Podagra noch nicht ganz aufgeräumten Fuß in einer Socke, neben welcher ſich der Stiefel mit eingedrehtem Sporn etwas ſeltſam ausnahm. Er ſtellte ſich als ein ſchlanker, wohlgebauter Mann mittlerer Größe dar, und konnte wohl einſt mit ſolchen Formen und Zügen des Geſichtes anziehend genug ausgeſehen haben. Er ſelbſt trat auch mit dem lebhaften Bewußtſein jener Zeit auf und täuſchte wirklich noch jetzt aus einiger Ferne: in der Nähe freilich traten die zurückgelegten Jahre in Farben und Fältchen des Geſichts auch als verlebte hervor.

In der Art und Weiſe, wie er mit weltgewandtem Ton dem Doktor entgegen kam, verrieth er die gute Meinung, die ihm zu Gunſten des jungen Gelehrten beigebracht war. Wirklich hatte ihm Agnes unterwegs noch einmal alle Aufmerkſamkeit für den — „gelehrten und geiſtreichen" Freund anempfohlen. Sie hatte die geringe Meinung, die der Doktor von Aldenhoven hegte, gar wohl empfunden, und kannte den Adelsdünkel ihres Verlobten. Beide, Aldenhoven und der Doktor, hatten dabei einen Hang zur Satyre, und Agnes fürchtete, daß es zu einer Verſtimmung oder gar zu einem Zuſammenſtoß

zwiſchen ihnen kommen könnte. Dies zu verhüten, ſuchte ſie ihrem Verlobten eine entgegenkommende Anerkennung gegen den Doktor abzugewinnen, um dieſen freundlicher zu ſtimmen und zugleich in ſeinen Augen Aldenhoven ein wenig zu heben. Wie ſehr er deſſen bedurfte, fühlte ſie jetzt lebhaft genug. Seine Unterhaltung in Ernſt und Scherz, — in dem nämlich, wofür er ſich intereſſirte und was er verlachte — war ihr in dieſen wenigen Stunden des Wiederſehens gar zu öde und insgeheim ſogar etwas widerwärtig vorgekommen. Einmal meinte ſie, Aldenhoven gehe doch ſehr zurück, und ſie hätte ſein Podagra gern für dieſen Abfall verantwortlich gemacht; das andere Mal tadelte ſie ſich ſelbſt darüber, daß ſie im Umgang mit einem Ausnahmsmanne, wie der Doktor, ſich ſo verwöhnt habe.

In ihrem verſöhnlichen Bemühen kam ihr, ohne daß ſie es ahnte, der Freund entgegen, indem er, unzufrieden über ſeine geſtrige Verſtimmung, ſich, wie wir wiſſen, vorgeſetzt hatte, ſein Verſehen durch artiges Benehmen gegen Aldenhoven wieder gut zu machen. Agnes erkannte hierin weniger ſeine edle Abſicht als ihre gelungene Klugheit. Doch that dies dem Freunde keinen Abbruch an ihrer Gunſt. Vielmehr fand ſein liebenswürdiges Benehmen durch Agneſens Zufriedenheit mit ſich ſelbſt nur einen deſto freiern Eingang in ihr Herz; in-

dem ſie mit ihrem Wohlgefallen nicht ihn, ſondern nur ſich zu belohnen meinte.

Zu dieſer günſtigen Stimmung Agneſens für Anton trug der unbeſonnene Bräutigam auch noch das Seinige bei. Da er doch, aus eigener Einſicht, den Werth und Gehalt des jungen Gelehrten wenig zu ſchätzen wußte: ſo ließ er ſich, durch die freundliche Zuthätigkeit Antons, zu der läppiſchen Laune hinreißen, ihn unter Agneſens Augen mit Höflichkeiten in einer Weiſe zu überbieten, die offenbar Ironie ſein ſollte. Er lächelte dabei und nickte Agneſen zu, als ob er ihr Wohlgefallen herausfordern oder ihr zeigen wolle, wie fein er ihre Befehle mit ſeinem eigenen Witze zu vereinigen wiſſe.

War ihr nun ſolche Vertraulichkeit in Gegenwart des Freundes an ſich ſchon ſehr widerwärtig, ſo erregte ihr dies ungeſchickte, übermüthige Benehmen auch auf's Neue die frühere Beſorgniß vor dem, was ſie zu verhindern geſucht hatte, — vor Mißverſtändniß und Streit. Sie bemächtigte ſich daher lebhaft des aufgetragenen Kaffees und der Taſſen, nach denen eben die Senatorin langte. — „Wenn Sie, lieber Freund, bewirthen wollen," ſagte ſie zu Anton, „ſo laſſen Sie mich bedienen, und ſo den Kaffee erſt recht gemeinſam machen. Wir bilden eben ein eigenthümliches Halbdutzend, das ſich zu drei Paaren ausgleicht: — ein Herr mit zwei Damen und eine Dame mit zwei Herren."

Indem ſie nun die eingeſchenkten Taſſen umherreichte, ergriff Bertha das Porzellankörbchen mit dem Backwerk und bot dem alten Herrn an. — „Ah, die herrlichen Waffeln!“ rief er zugreifend. „Leicht und duftig, wie man ſie auch hinter dem vollſtändigſten ‚Diner‘ her noch genießen kann. Verſuchen Sie einmal, Baron! Es iſt ein einheimiſches Backwerk, das Sie nirgends beſſer finden werden. Lioba-Waffeln, — Liebes-Waffeln!“

Raſch reichte Bertha auf ſeinen Wink das Körbchen dem Herrn von Aldenhoven hin, wobei ſie mit einer gewiſſen mädchenhaften Selbſtgefälligkeit ausrief:

„Vielrautige, bräunliche Waffeln!“

Doch im ſelben Augenblick erſchrak ſie vor ihrer eigenen deklamirenden Kühnheit und ſchlug hocherröthend die Augen nieder.

Alle ſahen lächelnd nach ihr hin, und wie ſie ſo verſtummt da ſaß, als ob ſie in ſich ſelbſt vergehen möchte, war es in der That das anmuthigſte Abbild von Unſchuld und Liebreiz. Sie mochte fühlen, daß eben alle Blicke auf ihr ruhten, und ein leiſes Beben war an ihr zu bemerken. Am ſchwerſten haftete Aldenhoven's unheimliches Auge auf dem jungfräulichen Weſen. Sein rohes Lächeln verrieth ein leichtfertiges Selbſtgefühl des Eindrucks, den er auf das reizende Geſchöpf gemacht zu haben wähnte, das ſich ſo anmuthig ihm zugewendet hatte. Und im umgekehrten Sinn war es vielleicht der

Fall geweſen und die gute Bertha wirklich an ſeinen Blicken erſchreckt worden.

Eben ſo unbemerkt für die übrigen begegneten Anton und Agnes, von Bertha wegblickend, einander in heiterm Lächeln. Des Freundes Unbefangenheit dabei blieb dem Fräulein nicht unbemerkt. Es ſchien ihr ein angenehmer Gedanke zu ſein, den Freund in ſeinem frühern Bekenntniß über das „liebe Kind" doch wahrer und ehrlicher zu finden, als ſie zuletzt vermuthet hatte. Sie that ihm heimlich Abbitte und meinte ihm etwas darüber ſagen zu müſſen. Doch — was ſollte er davon denken, daß ſie ſich ſo mit ihm beſchäftigt hatte? fiel ihr in demſelben Augenblick ein, und das Gefühl, daß ſie es doch wirklich gethan, regte plötzlich einen Sturm der widerſprechendſten Empfindungen in ihrem Herzen auf. — — — Sie ſuchte ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, zu rechtfertigen. Warum ſollte ſie nicht darüber mit ihm reden dürfen? In Scherz oder in freundſchaftlichem Ernſte durfte ſie ihn ſchelten, daß er ein ſo nahes, reines Glück, als es ihm in Bertha zu Beſuch gekommen war, nicht erkennen und ergreifen möchte.

Doch das machte ſie noch unruhiger und ihr Herz klopfte heftig. Sie fühlte eine Röthe um die andere in ihre Wangen ſteigen und wehrte heftig die Empfindung ab, die ſie ſich ſelbſt nicht eingeſtehen mochte. Was konnte ſie dem Freund Schöneres wünſchen, als daß er

glücklich durch ein anderes — nicht doch! — durch ein liebreiches Herz werde.

Ihre Seele erhob sich mit edelmüthigem Stolze; sie hoffte zugleich — auf diesem Wege über sich selbst hinaus zu kommen. — — — Nur sollte der Freund ihre Empfindung nicht mißverstehen. — Doch, wie konnte er das auch? Saß sie denn nicht eben an der Seite des Mannes, dem sie angehörte, dem sie — ihre Zusage für das Leben gegeben hatte?

Eine unaussprechliche Wehmuth und Angst kam bei dieser Erinnerung über sie. Wie gern wäre sie aufgestanden, dort den Hügel hinauf geflohen, und hätte in die Thäler geblickt, wo man sich verstecken konnte vor allem nachhinkenden Unheil, oder die Eisenbahn erreichen, um weit, weit hinweg zu kommen — unter fremde Menschen, zu Schiff, — nach England zu ihrer Freundin Jane Rowley! — —

Sie stand aber nicht auf. Sie besaß eine große Herrschaft über sich selbst, — jene Macht und Uebung der Seele, daß man in langweiliger Gesellschaft, unter dem Schein der freundlichen Theilnahme an den leeren Gesprächen, seine Gedanken in entfernte Regionen schweifen läßt. Diesmal aber schien diese Macht schwächer als der Sturm ihrer Empfindungen zu sein. Sie saß wie abwesend auch in ihrer äußeren Haltung, ohne daß es, unter dem lebhaften Gespräch der Uebrigen, besonders

auffiel, bis es durch einen neckiſchen Zufall ſogar mißverſtanden wurde.

Die Senatorin nämlich, um Aldenhoven's widerliches Auge und freches Lächeln von ihrer lieben verlegenen Bertha abzuwenden, redete ihn freundlich an, indem ſie mit einer feinen Zurechtweiſung ſeine liebenswürdige Braut rühmte und ihm Glück zu einer ſo guten Wahl wünſchte.

Aldenhoven, der den Wink verſtand, dankte mit deſto lebhafteren Worten. Er konnte gelegentlich den Schwärmer machen, und hatte es früher an unwürdigern Gegenſtänden geübt. So pries er mit entzückten Seitenblicken auf Agnes die Vorzüge ſeiner Verlobten und den hohen Lebensgewinn, dem er entgegengehe.

Hiermit zog er, durch die ſeltſamſte Fügung, das zerſtreute Ausſehen, die bewegten Mienen Agneſens auf ſich und ſeine Rede, während ſie ſelbſt im Herzen ihm nie weniger angehörte, als da der ſeelenvolle Ausdruck ihres lächelnden, errötheten Angeſichtes ihm zu gelten ſchien.

Im Augenblick, als er ſchweigend ihre Hand ergriff und an ſeinen Mund führte, beſann ſich Agnes. In dunkler, unbewußter Seele, ſo zu ſagen — durch ein halbes Ohr, hatte ſie doch eine Empfindung von dem, was er geſprochen. Sie erſchrak, ihr Blick fiel auf den Doktor, und ſie erhob ſich mit der Aufforderung zu einem Spaziergang. Aldenhoven hob mit lachender Entſchul-

digung ſeinen Fuß in der Socke unter dem Tiſch hervor. — „So begleiten Sie mich, lieber Doktor," ſagte ſie zu Anton Melzer, „und zwar zur Strafe, daß Sie ſo ſtarken Kaffee gegeben haben."

Beide ſchritten der Geſellſchaft voraus, — Agnes etwas befangen für die Unterhaltung. Wie man in erregten Augenblicken oft einen glücklichen, nicht ſelten aber auch einen ungeſchickten Einfall hat, erinnerte ſich Agnes eben ihres frühern Scherzes.

„Hören Sie, lieber Freund," ſprach ſie mit ſchalkhaftem Lächeln, „ich werde eben inne, daß eine Prophezeiung, die ich Ihnen jüngſt einmal gethan, auf dem Punkte ſteht, in Erfüllung zu gehen. Erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen, zur Strafe Ihrer Verleumdung unſeres „putzſüchtigen" Geſchlechtes, geweisſagt habe, Sie würden ſich eines ſchönen Tages in ein hübſches Perſönchen verlieben, das in fünf oder ſieben Volants ſich allerliebſt ausnehme?"

„Nun, und —?" fragte er etwas verdrießlich, da er wohl merkte, wo ſie hinaus wollte.

„Nun, der Tag iſt ſchön, wie ich ihn vorausgeſagt habe," fuhr ſie fort, „und wenn Ihre liebe Bertha auch nur fünf ſolche Falbeln an ihrem Seidenmuslin hat, ſo iſt ſie dafür auch mehr als ein hübſches Perſönchen: ſie iſt in der That ein liebes, allerliebſtes Weſen, und — es ſoll Ihnen darum auch gleich alles Ungerechte,

das Sie damals gegen uns vorgebracht haben, um dieſer Ihrer guten Wahl willen vergeben ſein. Ich verlange nicht einmal Abbitte Ihrer frühern, ſchmählichen Urtheile über uns Frauen!“

Agnes traf es aber mit ihrer heitern Anſprache nicht zum Beſten bei dem verſtimmten Doktor der Philoſophie. Ihr Verhalten gegen Aldenhoven, als dieſer ſie und ſein Glück geprieſen, ihr inneres Beben, ihre mädchenhafte Verſchämtheit war ſeinem beobachtenden Herzen nicht entgangen. Ohne Ahnung ihres Seelenzuſtandes, mit dem er vielleicht ſehr zufrieden geweſen wäre, hatte er ſich ihr Benehmen abwechſelnd betrüben und verdrießen laſſen; ſo daß er nun mit kaum beherrſchter Empfindlichkeit erwiederte:

„Es thut mir leid, meine Gnädige, daß Sie in der Beeiferung, die ich Ihnen die Tage her bewieſen, eine ſolche thatſächliche Abbitte nicht ſchon erkannt haben. Das liebe, unſchuldige Mädchen betreffend, — ich meine Bertha, unſern Beſuch — wenn es jemals irgend einen Mann glücklich machen ſollte: ſo werden es die fünf Volants, ſei es in Muslin oder Tarlatan, doch nicht gethan haben; ſonſt würde ich mich für Herrn von Aldenhoven freuen, daß Sie ihm heute ſogar ſechsfache Verſicherung geben.“

Er ſtreifte mit einem lächelnden Blick ihr großkar-

rirtes Seidenkleid, — zufällig ein Geſchenk Aldenhoven's und nach ſeinem Geſchmack gewählt.

Agnes ließ ſich von ſeiner Laune nicht anfechten. Nach einigen Augenblicken innerer Bewegung verſetzte ſie:

„Sie verſtehen heute keinen Spaß, mein Freund, und ich dachte, Sie würden gerade durch Ihren Beſuch recht erheitert ſein. Wer kann Ihre Bertha ſehen, ohne ſich einer ſo anmuthigen Erſcheinung innig zu freuen? Sie hat mein ganzes Herz gewonnen, und es wird mir ſchwer, Ihnen zu vergeben, daß Sie früher ſo — wie ſoll ich ſagen? — ſo ablehnend von ihr geſprochen haben. Daß Sie aber heute noch und in Wirklichkeit ſo unempfänglich, ſo ohne Anerkennung deſſen erſcheinen wollen, was uns alle entzückt — —. Oder wäre es Ihr Ernſt nicht, und Sie machten uns nur noch ein Geheimniß aus Ihrer —? Doch nein, das nicht! Aber, wahrlich, lieber Freund, ich hätte mich recht gefreut, Sie auf dem Weg eines liebenden Herzens zu finden!“

„Auf dem Wege?“ entgegnete er weich und mit innigem Blick. „Finden Sie mich nicht auf ſolchem Wege, theure Agnes? O das iſt mir lieb! Denn wenn Sie mich darauf fänden, — würden Sie mir wohl ſagen, gerade Sie: ‚Guter Freund, Sie ſind auf unrechtem Wege!‘ oder gar: ‚Sie ſind auf einem Irrwege?‘“

Sie verſtand ihn, blieb erſchrocken ſtehen, und ſah zurück. Die Uebrigen wandelten heran: auch Aldenhoven

ſchleppte ſich mit fort. Sie gewann ihre Faſſung wieder, und antwortete vor ſich hinlächelnd und ohne Anton anzuſehen:

„Ich wollte nämlich ſagen, lieber Doktor, — zwei verlobte Paare wären ein rechtes Feſt an der Quelle der heiligen Lioba geweſen. Meinen Sie nicht auch?“

Sie blieb bei dieſer Frage ſtehen, ohne Zweifel um die Andern herankommen zu laſſen, und ſich dem ängſtlichen Geſpräche zu entziehen. — Der Freund, ob er dies merkte, oder was in ſeinem überreizten Zuſtand ihn ſonſt verdrießen mochte, erwiederte mit ſcharfem Nachdruck, der ſich nur an unterdrücktem Leid etwas milderte:

„Zwei, meinen Sie? O mein Fräulein, — Ein Beiſpiel thut ſchon viel, und man kann bei nachdenkender Kur ſchon etwas lernen. Ich, freilich, habe mich ſchon ein wenig verſpätet, und habe mir's mit dem Alphabet der Liebe viel zu ſchwer gemacht. Was muß ein junger Mann thun und — laſſen, wohin muß er es gebracht haben, um der edlen Liebe eines weiblichen Herzens werth zu ſein? Sehen Sie, ſolche Fragen haben mich, neben meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, — als Vorſtudien des Lebens doch zuweilen auch beſchäftigt. Nun nehme ich unverhofft wahr, daß man es im wirklichen Leben wohlfeiler haben kann. Oder eigentlich zu ſagen, — wahrgenommen habe ich es in der gewöhnlichen Geſellſchaft ſchon öfter, aber ich werde es inne in

Bezug auf mich ſelbſt. Mir ſcheint, die Liebe iſt eine Laune, die ſich lieber verſchenkt als verdienen läßt, ja ſich vielleicht hinwirft, um als eine Gnade zu erſcheinen."

Wer weiß, zu welchen anzüglichen Aeußerungen der verdroſſene junge Mann in ſeiner abſpringenden Laune noch gekommen wäre, hätte ſich das Fräulein nicht plötzlich von ihm abgewendet, um den Herankommenden einige Schritte entgegenzugehen. Da ſie Aldenhoven und ihren Vater in angelegentlicher Unterhaltung an Bertha's und der Senatorin Seite fand, und Anton voraus nach der freien Höhe ſtürmte, verlor ſie ſich unvermerkt zur Seite eines verſteckten Thälchens, wo, gedeckt von einer hohen Hecke, eine Bank angebracht war, von Ranken nachblühender wilder Roſen überhangen.

Hier ſank ſie nieder, und überließ ſich dem Ausbruch all' der ſchmerzlichen Empfindungen, die ſich nicht länger wollten beſchwichtigen laſſen.

7.

Der Legationsrath gedachte etwas früher abzufahren, um seinen künftigen Schwiegersohn, der sich jetzt für ökonomische Anlagen interessirte, nach einer in der Nachbarschaft neueingerichteten Kunstmühle zu bringen. Man wartete nur noch mit einiger Verwunderung auf das wie verschwundene Fräulein. Aldenhoven überzeugte sich durch wiederholten Augenschein, daß der Doktor nicht auch fehlte. Er wollte nämlich seiner Verlobten eine heimliche Theilnahme an dem stattlichen jüngeren Mann angemerkt haben, und mochte, bei seiner Denkungsart von der Liebe, seit er einen Fuß in der Socke trug, durch ein leises Mißtrauen gegen sich selbst, auch mißtrauischer gegen seine Zukünftige geworden sein. Er maß die Neigung der Frauen nach seinem Geschmack ab, der freilich auf das Sinnenfällige gerichtet war. Endlich erschien Agnes und wies von fern einen großen Strauß Wald- und Wiesenblumen vor, den man denn auch

ohne weiteres für eine Erklärung ihres Ausbleibens gelten ließ.

Im Begriff, den Wagen zu besteigen, lud der alte Herr mit einiger Förmlichkeit, wie er es gegen Bürgerliche zu thun pflegte, die Senatorin mit ihrem lieben Gast und dem Doktor zum Abendthee bei sich ein. Ehe Anton, der seiner Mutter das erste Wort lassen mußte, die Einladung ablehnen konnte, hatte sie selbst angenommen, und er mußte sich darein ergeben.

Der Abendthee war unter Beihülfe des Pachters in Geschirren und Bewirthung reicher ausgestattet, als es der junge Freund früher gefunden hatte. Und so lag heute auch das Gebirge klarer und glänzender beleuchtet da, als es diesen Sommer je einmal gesehen worden. Die gute Stimmung der kleinen Gesellschaft ward von Agnesen als Wirthin unterhalten. So entgegen kommend sie aber für die Senatorin und herzlich gegen Bertha erschien, so gemessen hielt sie sich, wie es wenigstens der Doktor empfand, gegen ihn selbst zurück. Befangen in der Unzufriedenheit mit sich, wie er eben da saß, nahm er ihre Haltung vielleicht schwerer, als es damit gemeint war, denn Agnes schien mehr auf ihrer Hut gegen sich selber, als gegen ihn zu sein. So ließ er es sich im Stillen auch verdrießen, als das Fräulein zur Unterhaltung einige ausgesuchte Lieder vortrug, daß keines seiner Lieblinge darunter war, die sie ihm sonst aus

freiem Antrieb entgegengebracht hatte. Einen Wunsch aussprechen mochte er in seiner Stimmung nicht, und überzeugte sich auch bald, daß er es vergebens würde gethan haben.

Die Senatorin nämlich, entzückt von Agnesens Stimme und Vortrag, erinnerte daran, welch' ein schöner Antheil an dem Talent und der Kunst des gnädigen Fräuleins ihr und ihrem Sohn durch Gunst der Nachbarschaft bisher zu gut gekommen sei. „Sehen Sie, mein Fräulein," sagte sie scherzhaft, „so ahnet oft ein Glücklicher nicht, was bei seinem schönen Gewinn manch' Anderer verliert. Wenn ich jetzt bedenke, wie bald Sie das liebe Eckhaus uns gegenüber verlassen werden: so erscheint mir das letzte Lied, das wir dort von Ihnen gehört, wahrhaft bezüglich auf uns. Wir werden noch lange nach zu empfinden haben, daß ‚Scheiden weh thut'. Sie sangen es so ausdrucksvoll, und es war meines Sohnes Lieblingslied."

„Hätt' ich doch damals mithören können!" rief Bertha herzlich aus. „Vielleicht singen Sie es bald wieder einmal, und dann soll mir's gelten: ich denke jetzt schon ängstlich daran — ‚wenn die Schwalben heimwärts ziehen!'"

Agnes überhörte geflissentlich diesen versteckten Wunsch, indem sie lächelnd erwiederte:

„O da ist noch lange hin, liebe Bertha! Die

Schwalben bleiben noch den ganzen Sommer, und das Scheiden soll auch uns noch keinen Kummer machen."

„Ja, wegen Scheidens!" fiel der alte Herr lachend ein. „Wir haben über diese Materie schon gar tiefsinnige Verhandlungen gehabt, Frau Senatorin, und waren der Meinung: ‚Scheiden thue weh, Scheidung aber wohl, und Abschied — ein Vetter dieser Wortfamilie, habe von beiden nach Umständen etwas an sich."

„Das Letztere kann ich mir denken," antwortete sie, „je nachdem man den Abschied bekommt oder gibt. Der Gebende will ja eben die Scheidung, und da Geben immer etwas Freiwilliges und Generöses an sich hat, so werden ja auch Minister und Diplomaten, deren man gern los sein will, aus schonender Rücksicht veranlaßt, ihren Abschied zu geben. Wie mancher aber würde eben so ungern genommen haben, als er gibt!"

Die sonst so kluge Frau hatte doch diesmal ganz außer Acht gelassen, was sie gar wohl wußte, daß der Geheime Legationsrath früher in gleichem Fall gewesen war, sehr ungern zu nehmen, was er gegeben hatte, seinen Abschied. Doch bei der Unbefangenheit, womit sie den alten Herrn anlächelte, ließ er mit einem ironischen Gegenlächeln den bürgerlichen Mißgriff hingehen.

Der Doktor hatte sich bei diesem Unbedacht der Mutter rasch abgewendet. Seine ungewöhnliche, etwas finstere Schweigsamkeit, derentwegen er selbst vom Legations-

rathe berufen wurde, blieb ihr nicht unbemerkt. Aber sie konnte sich diese offenbare Verstimmung des in guter Gesellschaft sonst so anständigen Sohnes nur aus dem erklären, was auch ihr an diesem Abende recht unangenehm war. Aldenhoven betrug sich nämlich auffallend unschicklich, — geckenhaft gegen Bertha und rücksichtslos gegen die Verlobte.

Die Art, wie diese es aufnahm, blieb der Senatorin unerklärlich. Sie konnte bemerken, daß Agnes bei allem freundlichen Thun und Lassen ihren Bräutigam beobachtete, daß sie aber je länger je weniger verletzt oder betrübt aussah. Sie bemühte sich mit der Miene der Heiterkeit um ihren Papa, der mit seinem Verdruß über den künftigen Schwiegersohn schwer an sich hielt, und wenn er ihr dann zunickte oder die Wange streichelte, athmete sie auf, als ob sie in ihrer tiefsten Seele verstanden sei.

Nur der Senatorin blieb sie unverständlich. War es eine Ergebung in das Bündniß mit einem ungeliebten, unwürdigen Manne, eine Selbstüberwindung, deren sie den Vater versichern wollte, und über dessen Zufriedenheit sie so heiter aufathmete, wie man sonst nur von einem Entschlusse, von einem abgeschüttelten Druck aufathmet? Frau Melzer, wie sie heut das Fräulein so zartfühlend, so voll schönen Wohlwollens, einsichtvoll in das menschliche Leben und umsichtig im Urtheil gefunden

hatte, konnte ſich eine ſolche Hingebung und Selbſtüberwindung um des Vaters willen mit ſolcher Bildung nicht zuſammenreimen.

Um ſo zufriedener war ſie mit der unbefagenen und doch ſo taktvollen Art, wie ihre liebe Bertha die Unterhaltung des Barons aufnahm, erwiederte und im rechten Augenblick ſchicklich abbrach. Sie nahm ſich nun auch vor, das gute Kind durch keine voreilige Warnung oder ſtrenges Gericht über den fatalen Baron bedenklich zu machen oder einzuſchüchtern, um ſo weniger, als bei ihrem kurzen Aufenthalte die Begegnung mit demſelben flüchtig vorübergehen würde. Unterwegs aber, als Anton, der ſie nach dem Gaſthauſe begleitete, mit einer gewiſſen Unruhe und Dringlichkeit erklärte, er wolle ſeinen Badeaufenthalt abbrechen und mit ihnen nach der Stadt zurückkehren, drängte ſich ihr plötzlich ein Gedanke auf, der freilich nur von Seiten ihrer mütterlichen Voreingenommenheit Zugang finden und eine ſonſt ſo beſonnene Frau einigermaßen bethören konnte.

Anton erſchien ihr nämlich nicht blos ungehalten über Aldenhoven's Unſchicklichkeit gegen ein argloſes Mädchen, das eben in die Welt tritt: ſonſt würde er ſich mit einer ſchnelleren Abreiſe des guten Kindes begnügt haben; daß er ſelbſt mit fort wollte, und zwar mit ſolcher Unruhe und Dringlichkeit, mußte vielmehr einen andern Grund haben, und wies auf ein Anliegen des

eigenen Herzens zurück. Soweit kam die kluge Frau auf die rechte Spur, fiel nun aber auf die Vermuthung, bei ihrem Sohn rege sich vielleicht, wenn auch ihm selbst noch unklar, eine Neigung für Bertha, eine eifersüchtige Obhut des reinen und reizenden Wesens vor kecken, zudringlichen Männern.

Dieser Gedanke schoß ihr durch den Sinn, wie eben auch eine Sternschnuppe durch die Sommernacht dort über den Wald hinfuhr. Sie schwieg, sie sammelte sich in einer Ueberlegung. — — Diese unerwartete Theilnahme ihres Sohnes für Bertha kam ja den heimlichsten Wünschen ihres mütterlichen Henzens entgegen. Eines nur überraschte sie: wer hätte wohl denken können, daß solche Zuneigung, dieser Keim der Liebe, gerade unter Umständen der Art erwachen würde? Die Senatorin mußte es nun dem ihr so widerwärtigen Manne vielleicht noch danken, daß er sich so unmanierlich gegen ihren Liebling betragen hatte. Und vielleicht blieb er gut genug, durch seine Haltung gegen Bertha, durch seine Huldigung, die Empfindungen des Sohnes für dieselbe mehr und mehr anzufachen.

Der Gedanke war gewagt; allein die Unruhe der mütterlichen Wünsche übersah das Bedenkliche eines solchen Waguisses. Zugleich überredete sie sich, das anmuthige Benehmen Bertha's verdiene herausgefordert zu werden, um in den Augen des bisher so unachtsamen Soh-

nes mit dem ganzen Zauber auf ſein Herz zu wirken.

„Es iſt Dir doch recht, liebe Mutter, wenn ich mit euch zurückkehre?“ erinnerte der Doktor die nachdenkliche Mutter.

„Gewiß, Anton, ſehr lieb!“ erwiederte ſie, wenn es mich auch überraſchte und eben nachdenklich machte. Ich begreife es aber. Die Umſtände Deines hieſigen Aufenthalts ſind allerdings nicht ſehr feſſelnd. Sie mögen Dir urſprünglich nicht gar angenehm geweſen ſein. Das Fräulein ausgenommen, bietet doch der tägliche Verkehr mit dieſen Menſchen, beſonders mit dieſem Aldenhoven, gar wenig Erquickliches. Indeß müſſen wir nun doch ein paar Tage länger bleiben, als ich bei unſerem Beſuch die Abſicht hatte. Wir haben heut die beſondere Höflichkeit des alten Herrn angenommen, und ich denke eben darauf, wie ich ſie erwiedern ſoll. In der Stadt, weißt Du, haben wir in gar keinem Verkehr geſtanden, und er wird ſich dort wohl auch wieder von uns zurückziehen. Ich muß es alſo hier am Ort abmachen. Wie wär's, wenn wir morgen den Tag ruhig hingehen ließen, und ich lüde ihn dann mit den Seinigen auf übermorgen Abend zum Thee und Abendbrod in das Wirthshaus ein? Es gleich morgen zu thun, würde gar zu kleinbürgerlich ausſehen. Zu unſerer Bewirthung können wir uns des hübſchen Gartens und des obern Saales be-

dienen, je nachdem ſich die Witterung macht. So zeigen wir uns artig für empfangene Artigkeit, und überlaſſen es ihm, ob er in der Stadt, wenn er ſich nach des Fräuleins Verheirathung vielleicht ſehr verlaſſen fühlt, den Umgang mit uns fortſetzen will. Meinſt Du nicht, lieber Anton?"

Anton, ohne Ahnung der ſchalkhaften Abſicht, die ſich hinter dieſem treuherzigen „Meinſt Du nicht" verſteckte, fand nichts einzuwenden, ſoviel lieber er gleich morgen abgereiſt wäre. Er kannte die bürgerlich ſtolzen Anſichten ſeiner Mutter von Empfangen und Erwiedern geſellſchaftlicher Höflichkeiten, und mußte auch darin, daß ſie dem adelſtolzen Nachbar für ſeine vereinſamende Zukunft handbietend entgegen kam, einen ſchönen Zug ihres freundlichen Herzens gelten laſſen.

„Gut, liebe Mutter," ſagte er, „halten wir es ſo! Nur laß' uns morgen hübſch allein bleiben, und lieber eine ſchöne Fahrt in's Gebirge thun."

8.

Die Senatorin benützte den nächsten Zwischentag vor ihrer Einladung, um sich als feine Wirthin gegen ihren Nachbar hervorzuthun. Sie schickte einen Boten nach der Stadt an ihre gewandte Köchin zum Markteinkaufen von Gegenständen der Küche, die eben in dem Gasthause nicht zu haben waren, wie junge Hasen, Rebhühner und dergleichen Leckerbissen der Jahreszeit. Und da der alte Herr jüngst eine Vorliebe für die Burgunderweine verrathen, und sich noch in der Erinnerung an dem Chambertin gelabt hatte, den er — es war ihr vergessen, bei welchem Fürsten — am echtesten gefunden haben wollte: so ließ sie aus ihrem Keller einige von ihrem verstorbenen Manne noch herrührende Flaschen dieser Sorte mitkommen.

Nachdem sie diese Bestellungen gemacht, rüstete sie sich zu ihrer Gebirgsfahrt, und blieb auf den Wunsch ihres Sohnes mit Bertha vom Brunnen zurück. Anton

ging allein und etwas früher nach dem Kurgarten, und fand auch Agneſen, ihrem Vater und Bräutigam voraus, angekommen, als ob dieſes Begegnen unter vier Augen verabredet geweſen wäre.

Sie empfing ihn mit milder Freundlichkeit, doch nicht ohne eine gewiſſe Spannung, als ob ſie für eine Mittheilung den rechten Augenblick herbeiwünſche. Im Uebrigen verrieth ihr Blick, ihre Haltung eine Seele, die mit ſich abgeſchloſſen hat. Anton, der ſich immer noch über ſeine verletzende Aeußerung gegen Albenhoven kränkte, bekam den Eindruck, als habe ihm Agnes vergeben, ſich ſelbſt aber, vielleicht nicht ohne Seelenkampf, in ihrer bräutlichen Zuſage noch einmal beſtätigt. Er athmete wie aus befreitem Herzen auf, ohne daß er doch über ein ſtilles Leid um ſie hinaus kommen konnte.

In ſeiner Meinung fand er ſich durch ihre ziemlich jähe Frage nach ſeiner beabſichtigten Reiſe beſtärkt. Agnes ermunterte ihn, ſein Vorhaben ja nicht zu verſchieben. Sie hoffte die ſchönſten Früchte davon für ſeinen Geiſt, für ſeine Studien und Arbeiten. Indem ſie aber an der Wärme ihres Ausdrucks inne ward, welche Theilnahme an ſeiner Perſon ſie dadurch verrathen hatte, ſetzte ſie raſch und etwas erröthend hinzu: „Sie ſehen, Herr Doktor, wie ſelbſtſüchtig ich bin, da ich Sie zu etwas antreibe, wovon ich mir eben Genuß und Vortheil verſpreche!“

Im Augenblick hörte ſie die laute Stimme Aldenhoven's und verließ mit ſeelenvollen Abſchiedsblicke den Freund, um dem mit Aldenhoven herankommenden Vater entgegen zu gehen. Anton zog ſich in die Trinkhalle zurück, beunruhigt von der innern Frage: Warum treibt ſie Dich zum Reiſen an? Weshalb will ſie Dich entfernt wiſſen? Er konnte nicht glauben, daß es damit in ſeinem Intereſſe wirklich gemeint ſei; vielmehr ſchien es ihm, als ob Agnes ſich mit ihrer unlöslichen Verbindung gern der Aufmerkſamkeit und Theilnahme eines Nachbars und Freundes entziehen möchte, dem ſie ſeine geringe Meinung von ihrem Verlobten nicht vergeſſen könnte.

Wie wenig errieth er aber den Seelenzuſtand des Fräuleins! Im Gegentheil war nämlich Agnes entſchloſſen, mit Aldenhoven zu brechen, wozu ſie aber einen ſchicklichen Anlaß abwarten mußte.

Sie ſelbſt durfte eine ſolche Gelegenheit nicht herbeiführen, und wünſchte auch den Vater für ihre Abſicht lieber zum Beiſtand zu haben, als ſich mit ihm in Widerſpruch zu ſetzen. Indem ſie ſich nun über dieſe Wandlung ihrer Gefühle und Abſichten Rechenſchaft gab, konnte ſie ſich über ihre Beweggründe, ſowie über das Geheimniß ihres Herzens nicht täuſchen und wollte daher vor Allem den Freund entfernt wiſſen. Niemand ſollte aus ihrem Verkehr mit ihm auf die Vermuthung

fallen, welchen Antheil er an ihrem Entſchluß hatte. Am wenigſten ſollte er ſelbſt in ihrem Bruch mit Aldenhoven einen Schritt erkennen, mit dem ſie ihm und ſeiner errathenen Zuneigung für ſie entgegen käme. Sie hielt ſich darum auch in Gegenwart Anderer, mehr als ſeither, von ihm zurück. So auch jetzt, als ſie beide Männer unter die Halle begleitet hatte.

Herr von Bering erkundigte ſich mit ſehr artigen Worten nach dem Befinden der Frau Senatorin, und Aldenhoven ergänzte ihn durch die ſehr beeiferte Frage nach dem allerliebſten Schweizermädchen.

Anton entſchuldigte beide wegen ihres heutigen Ausbleibens, ohne jedoch der Gebirgsfahrt zu gedenken, zu der ſie ſich rüſteten. Er wünſchte nicht, daß der Kammerherr auf den Einfall käme, die Partie mitzumachen. — — „Es iſt ein reizendes Kind, Ihre Schweizerin," ſagte Aldenhoven, indem er den Doktor vertraulich unter'm Arm faßte und nach einem nahen freien Sitze mitnahm. „Iſt es wirklich ſo, was mir Fräulein von Bering verſichert hat, daß ſie Ihre Braut nicht ſei, — die Bertha, meine ich? Und Sie ſcheinen auch nicht einmal für ſie zu ſchwärmen? In Ihren Jahren freilich hat es oft mit dem Schwärmen, mit den Neigungen, ſeine eigne Bewandtniß. Ich z. B. fand zu allererſt mehr Geſchmack an den vollendeten, ich möchte ſagen — geprüften Reizen der Frauen. Das Verlangen des

Herzens ist da noch zu ungestüm, und bei erfahrenen Frauen kommt man leichter zum Ziel. Erst wenn man in den verschiedenen Büchern der Liebe viel gelesen hat, kehrt man gern zum Buchstabiren zurück, versteht sich mit einem lieben A-b-c-Schützen."

Er lachte mit einem widerlichen Behagen an seinem Witze, und unbekümmert um des Doktors Schweigen, den noch leidenden Fuß streichelnd, fuhr er fort, sich über den unwiderstehlichen Reiz der ersten, jungfräulichen Jugend gerade für ältere Männer in einer Weise auszulassen, die den jungen Freund auf's Tiefste empörte. Aldenhoven nannte sich einen Erfahrungs-Philosophen, und ging mit seinen leichtfertigen Bekenntnissen wahrscheinlich nur darum soweit heraus, weil er dem jungen Gelehrten mit seiner Welt- und Menschenkenntniß, mit seiner Weltweisheit zu imponiren dachte. Als er aber mit dieser Erfahrungs-Philosophie auf Bertha kam, und sie ein Röschen nannte, das eben aufbrechen wolle, und aufzubrechen erröthe, ein Seelchen, das vor dem Geheimniß der Liebe bebe, und sich doch hinein stürzen möchte, konnte sich Anton nicht länger halten. Er stand heftig auf, und nur die Nähe umherwandelnder Gäste hielt ihn von offenbarer Beleidigung zurück. — — „Wahrlich, Herr von Aldenhoven," sagte er mit verächtlichem Blick auf den erstaunten Mann, der sich rasch wie zur Abwehr erhob, „wahrlich, Sie rechnen sehr

auf meine Philoſophie der Selbſtbeherrſchung! Aber — es gehört freilich eine fürſtliche Hand dazu, Ihre Erfahrungs-Philoſophie nach Verdienſt anzuerkennen!“

Er verließ den Garten, den Spazierenden ausweichend, unten denen Agnes ihn während ſeiner Unterhaltung mit Aldenhoven nicht aus dem Auge gelaſſen hatte.

Der Weg zum Wirthshauſe war lang genug, daß Anton ſich aus ſeiner Aufregung ſammeln konnte, um den Seinigen unbefangen und heiter zu erſcheinen. Als er aber Bertha geſchäftig an dem vorgefahrenen Wagen des Wirthes erblickte, wie ſie die mitzunehmenden Sachen in die Kaſten und Taſchen packte, überkam ihn ein neuer Unwille darüber, daß das gute Kind unter die Augen eines ſo unſaubern Gaſtes gerathen war. Und vollends Agnes, die demſelben durch Verlöbniß angehörte, that ihm in tiefſter Seele leid, — ja ſie jammerte ihn.

Es gelang ihm auch nicht ſeine Betrübniß zu verwinden. Er nahm einen heimlichen Kummer mit auf die Fahrt, wie er es nicht erwartet hatte.

Der heitere Tag, der Wechſel anmuthiger Landſchaften thaten das Ihrige, den ſchwermüthigen Freund zu erheitern. Wenigſtens kam er zur Beſinnung, daß er ſich ſo nicht nachgeben dürfe, wie er that. Um ſeine Stimmung einer Nachfrage der Mutter zu entziehen, bemühte er ſich mehr und mehr um Bertha, die ſehr

Bayerische Staatsbibliothek München

luſtig wurde, und that um ſo zärtlicher gegen ſie, als er ſich bemühte, nicht weniger luſtig zu ſein oder zu thun.

Die Mutter, der in dieſer Richtung nichts entging, freute ſich heimlich auch über Bertha, die immer unbefangener gegen Anton wurde, und, wenn er ſprach, mit leuchtenden Augen an ſeinem Munde hing. Zuweilen kam dann auch wieder eine anmuthige Ausgelaſſenheit über ſie, und ſie tanzte in ihrem heut mehr ländlichen Anzuge vorwärts und zurück, wie ein muthwilliges Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau, über ein klares Bächlein hinüber und herüber hüpft, um Vergißmeinnicht zu pflücken, die immer auf der andern Seite der murmelnden Wellen ſchöner erſcheinen.

Erſt auf der Heimfahrt ſtieg unſerm Doktor, als er das Schloß Liebweiler erblickte, die Frage auf, welchen Eindruck wohl ſein Benehmen und ſein anzügliches Wort auf den Kammerherrn gemacht habe. Er erwartete nicht, daß Aldenhoven es ihm ohne weiteres würde hingehen laſſen, ſo wenig er auch wünſchte, daß Agnes davon beunruhigt würde, und er als der Beleidiger ihres Verlobten erſchiene.

Wie erſtaunt war er daher, als beim Ausſteigen der Hausknecht Konrad der Senatorin doppelte Beſuchskärtchen vom — Kammerherrn von Aldenhoven und von Baron Tudenheim überreichte. Die gnädigen Herren hätten ſehr „betrauert", ſagte Konrad.

Baron Tudenheim? Anton besann sich, daß es jener alte Freund des Herrn von Bering sei, mit dem dieser sich nach Gastein verabredet gehabt hatte, ehe die Verlobung Agnesens zu Stande gekommen war. Vermuthlich wollte auch er nun sich mit dem Bad Liebweiler begnügen. Die Frau Senatorin fand es ungemein aufmerksam von Seite des Legationsrathes, der seinen alten Kollegen zu einem so schnellen Besuch bewogen hatte, zumal er von ihrer Einladung auf morgen gar nichts wußte. — „Wir haben nun einen Gast mehr, sagte sie, und ich will sogleich auf morgen bitten lassen, damit sie mit dem neuen Gaste nichts Anderes unternehmen. Die Rebhühner halten sich jetzt nicht lang, und für uns Bürgerliche schickt sich kein Hautgout."

Anton kam auf eine andere Vermuthung, die er aber für sich behielt. Aldenhoven, glaubte er, habe den Gast zum Vorwand eines Besuches gebraucht zu einer Stunde, wo er den Doktor nicht bei der Mutter und bei Bertha vermuthete. Hierin fand er sich auch bei seinem Weggehen von Konrad bestärkt, der ihm berichtete, der Herr Bräutigam sei sehr unwirsch gewesen, daß man ihm nichts von der Partie gesagt hätte. —

Anton fand das sehr unverschämt, und nahm sich vor, mit dem kecken Menschen wenig Umstände zu machen.

So zog im Rücken der Senatorin ein kleines Wetter unvermerkt über ihren morgenden Kaffee herauf. Für

ſie ſelbſt kam ſchon in der Frühe des Tages ein kleiner Verdruß, der aber, wie ein leiſer Frühregen, mit erfriſchten Erwartungen vorüberging. Dies geſchah auf dem Heimwege vom Brunnen. Dort hatte ſich Anton, um Bertha der Zudringlichkeit des Kammerherrn zu entziehen, meiſt an ihrer Seite gehalten. Die Mutter, die es in ihrem Sinne nahm, war heimlich vergnügt darüber. Was konnte ſich nicht heut beim Kaffee entſcheiden! dachte ſie, und unterließ nicht, ihre Wünſche einzufädeln. — „Ihr habt euch heut von der Geſellſchaft ſehr abgeſondert, Du mit Anton," ſagte ſie freundlichen Lächelns. „Anton hatte Dir ja erſtaunlich viel mitzutheilen?"

„Nicht wahr, das ſchickt ſich nicht, Tantchen?" fragte Bertha. — Die Benennung „Tante" war verabredet, wie bei Kindern die Freundinnen der Mütter — Tanten heißen.

„Das hat nichts zu ſagen, mein Kind!" erwiederte Frau Melzer. „An Badeorten bewegt man ſich freier, und vor allem lebt man für ſein Wohlbefinden; mein Anton beſonders bedarf deſſen. Er ſtudirt zu viel, lebt zu ungeſellig. Siehſt Du nicht, wie viel liebenswürdiger als zu Hauſe er ſich hier benimmt? Und, nicht wahr, er gibt Einem doch auch etwas in der Unterhaltung? Wie läppiſch benehmen ſich die meiſten unſerer jungen Herren! Was aber noch mehr iſt als dies, mein Kind:

man kann ihm und ſeinem Herzen Vertrauen ſchenken. Nicht wahr, das findeſt Du auch?“

„Gewiß, liebe Tante!“ antwortete Bertha vergnügt und mit einer ſich ſelbſt vergeſſenden Aufregung. „Aber was er auch ſage, ich höre ihn ſchon gern reden, und ſehe eigentlich mehr, was er ſpricht, als ich es höre. Seine Stimme und die Bewegung ſeiner Lippen, weißt Du, und wie er dabei blickt, alles das erinnert mich ſo lebhaft an Guſtav.“

Im Augenblick erſchrak ſie und erröthete bis in die Schläfen.

„An welchen Guſtav?“ fragte die Senatorin betroffen.

„An Guſtav — an Herrn Waldner!“ verſetzte Bertha kleinlaut.

„An meinen Neffen, meiner Schweſter Sohn, der im Geſchäft reiſt?“

Bertha nickte.

„Nun, den haſt Du ja kaum ein- oder zweimal geſehen, als er die acht Tage zu Hauſe war?“

„Nur ein- oder zweimal, liebe Tante?“ flüſterte Bertha. „Wie ſonderbar! Es war mir im Augenblick, als hätt' ich ihn ſehr viel geſehen!“

Sie verlor die Faſſung, warf ſich der Senatorin an die Bruſt und küßte ſie mit verlegenem Lachen.

„Bertha!“ wehrte Frau Melzer etwas ungehalten.

„Biſt Du klug? Hier auf offenem Wege! An Badeorten muß man ſich beſonders ſchicklich betragen!“

Sie nahm einen raſcheren Schritt, ſchweigſam, aber ſehr beunruhigt und nachdenklich. — — „Ei was, Kinderei!“ dachte ſie endlich. „Das vergeht, wie's gekommen. Wenn nur Anton Anſtalten machte. Nun, nun, — ich denke doch, jetzt wird er. Und wenn dieſe Zauberer einmal in den Schuß kommen, ſind ſie leicht eben ſo unaufhaltſam, als ſie erſt unentſchloſſen waren. Die Natur gleicht ſich aus. Wir werden ſehen!“

Sie gab nun, auf ihrem Zimmer angekommen, mit freundlichen Worten dem lieben Mädchen, um es ja nicht einzuſchüchtern, verſchiedene Aufträge für den Nachmittag.

9.

Der Wirthsgarten, in der Ebene hinter einer Kegelbahn zu Gras und Gemüse angelegt, zog sich auf der andern Seite mit Blumenbeeten, Zierbäumen und Buschwerk um den Hügel empor zur Aussicht über das Thälchen. Dort, zwischen einigen Kastanienbäumen, stand ein Zelt ausgespannt, das wie die Decke einer Kalesche zurückgeschlagen werden konnte.

Hier war die Senatorin mit Bertha noch beschäftigt, den siebensitzigen Kaffeetisch anzuordnen, als ihr Besuch bereits den Gartenpfad herauf kam. Aldenhoven trat heute in Zeugstiefelchen ziemlich jugendlich auf.

„Nicht wahr, verehrte Frau Senatorin, zu spät kommen wir nicht?" scherzte der Geheimerath. „Wir trauten aber dem Himmel nicht recht, der sich überzieht, und wünschten doch erst noch der Gartenfrische zu genießen. Ach! wie angenehm fächelt hier der Wind! Die Frühsonne macht doch unsere Zimmer zu warm, und der

Viehſtand des Pachters ſucht uns mit entſetzlichen Fliegen heim.“

„Auch unſer Wirthshaus bringt dieſe Gäſte mit ſich, Herr Geheimerath,“ erwiederte Frau Melzer. „Es iſt ein inſolentes Völkchen, begnügt ſich nicht mehr mit den Bierſtuben, ſondern dringt in die Bel-Etage. Fürchten wir aber kein Gewitter! Der Himmel überzieht ſich nur, als ob das Wetter ſich langſam ändern wollte. Ich ſehe keinen Zorn am Himmel, ſondern nur etwas heimlichen Verdruß.“

„Charmant!“ lachte der alte Herr. „Nun aber, lieber Tudenheim, ziehe ich mich hinter Dich zurück. Du warſt ja immer Meiſter in geiſtreicher Konverſation und köſtlichem Humor: da verſuche Dich nun mit unſerer liebenswürdigen Wirthin, und laß Dich aus dem Felde ſchlagen!“

Tudenheim war nicht der ſtattlich und vornehm ausſehende Mann, wie der Legationsrath. Hoch und hager von Geſtalt, das Geſicht lang und ſcharf gezeichnet, bekannte er ſich in ſeinem Anzug, mit grauem Vollbart und weichem, farbigem, breitkrämpigem Filzhute zu einem bequemen Landbaron. Aber ſein Blick und jedes Wort verrieth einen unterrichteten Mann, den man auch aus dem Hofdienſte in die Verwaltung hatte verſetzen können, und der aus erſterem gute Manieren und aus dem Staatsdienſte das Prädikat eines Präſidenten in ſeinen

jetzigen Privatstand mitgebracht hatte, wo er ohne Familie in breiten Verhältnissen mehr sparend als verzehrend lebte. Mit dem jungen Doktor, der nun auch herbeigeeilt war, kam er sehr bald in eine lebhafte und anziehende Unterhaltung. Gelegentlich seines Lobes der anmuthigen Lage des Ortes bemerkte Frau Melzer:

„Liebenzell verspricht auch eine Zukunft, und vielleicht beginnt mit der heurigen Saison eine Epoche. Solche Gäste sind wohl geeignet den Platz in Ruf zu bringen, wenn nur die heilige Lioba ein Uebriges thut."

Bei der Erwähnung der Gäste lächelte sie den beiden alten Freunden zu. Herr von Bering erwiederte:

„Ich denke, mein alter Freund wird jedenfalls der heiligen Lioba das Beste nachsagen, wenn er auch leider! nur ein paar Tage bleibt. Er kommt nämlich von Kissingen und geht noch nach Ostende in die See. Sie sehen ja, er fürchtet zu stark zu werden, und beschwört jetzt alle Nymphen der Quellen und der Wellen, ihm von seinem Embonpoint zu helfen. Nehmen Sie sich ein Exempel daran, lieber Aldenhoven! Hättest Du zur rechten Zeit geheirathet, mein Freund!"

„Sag' das nicht, Alter!" entgegnete Tudenheim. „Da, der Aldenhoven als Heirathskandidat bekommt's auf andere Weise. Er hat die Bekanntschaft der Nymphen zu früh gemacht, zu sehr frequentirt, und wird jetzt dafür von den Erdgeistern an der großen Zehe gezwickt."

Indem er bei dieſen Worten ein Stückchen Kuchen ſehr gelaſſen nach dem Munde führte, that er gar nicht, als ob er die Verlegenheit bemerke, die er hervorgerufen hatte. Ja, ein flüchtiger Blick, den er mit Agnes wechſelte, konnte errathen laſſen, er ſtehe mit der Verlobten des Gezwickten in gutem Einverſtändniß. Agnes ſtand ſchon länger bei ihm in väterlicher Gunſt.

Die Senatorin knüpfte die abgebrochene Unterhaltung ſehr ungezwungen wieder an, indem ſie nächſt dem Kaffee ein Glas Wein zur Erfriſchung vorſchlug. — Sie ſaß zwiſchen den beiden Alten, an die ſich Agnes und Bertha anſchloſſen, ſo daß Aldenhoven an die Braut, und Anton an Bertha ſich anreihend, einander gegenüber ſaßen, jeder aber den andern auf alle Weiſe unbeachtet ließ.

Im Laufe der Unterhaltung wurde der Legationsrath immer vergnügter, und wir wiſſen, daß er ſich dann gern reden hörte auf die Gefahr hin, mit fortgeriſſen zu werden. Der echte Chambertin verſetzte ihn vollends in vergangene Zeiten, in die Tage ſeines in Eskarpins und geſticktem Kleide über glatte, getäfelte Fußböden dahin gleitenden Selbſtgefühls. Er erinnerte den Freund an die Stunden, wo ſie von ihren verſchiedenen Höfen in demſelben fürſtlichen Saale zuſammengekommen, einer zur Seite des andern die feierliche Audienz beſtanden hatten. Er wurde immer gemüthlicher, ſo daß ſein Herz auch über wehmüthige Erinnerungen aufging, die er ſonſt

mit allem Anſtand in der Taſche behalten hatte. — „Du hatteſt doch immer einen gnädigen, wohlwollenden Herrn, lieber Tudenheim," ſagte er. „Mein Herzog — darf ich wohl unter vertrauten Freunden bekennen — konnte ſehr undankbar ſein, und bei fremdem Wohlwollen recht ärgerlich und ſogar — malitiös werden. Von fremden Höfen erhielt ich doch — wenn nicht immer Orden, wenigſtens koſtbare Ringe, werthvolle Doſen, — Zeugniſſe der Zufriedenheit mit der Erledigung meiner Sendungen. Von meinem Herzoge —? Nun, warum ſollte ich es nicht geſtehen? — Ich bekam manche ungnädige Bemerkung mündlich, und aus dem Kabinet einigemal ſogar — nun Sie wiſſen ja, Frau Senatorin, was man im Staats- und Fürſtendienſt — eine ‚Naſe' nennt!"

Er lachte dabei verlegen, indem er, wie zu ſeiner Beruhigung, hinzuſetzte:

„Mein Gott, ich bin jetzt darüber hinaus: aber — bittere Stunden hat mir's doch gemacht! Ich leugne es nicht."

„Beſter Herr Geheimrath," ſagte Anton mit großem Ernſt, „etwas Philoſophie hätte Ihnen ſchneller darüber hinausgeholfen. Man muß dieſe ärgerlichen Dinge der Welt aus höhern Geſichtspunkten betrachten, und ſie finden ihre Löſung. Auch die Federn der fürſtlichen Kabinette liegen in unſichtbarer Hand. Alles iſt weiſe geordnet, iſt providentiell berechnet und bemeſſen. Oder

— ſagen Sie ſelbſt, was hätten Sie mit den fürſtlichen Doſen anfangen wollen, wenn Sie keine Naſen gekriegt hätten?“

Der alte Herr, in ſeiner etwas gedrückten Stimmung, brach nun in deſto herzlicheres Lachen aus, und als ihm einfiel, wie gut er dieſen Witz gelegentlich anbringen könnte, lachte er auf's Neue. Auch Agnes ließ ſich den Spaß, der ihrem Vater fortan über verdrießliche Erinnerungen hinaushelfen würde, heimlich gefallen. Tudenheim meinte, er begreife nun auch, warum ſolche fürſtliche Doſen von den Empfängern im Goldwerthe verkauft zu werden pflegten. Er verrieth durch ſein ganzes Benehmen, wie ſehr der junge Doktor ſein Mann ſei. Auch er gab dann manches zum Beſten, was die fröhliche Stimmung noch ſteigerte. Der Legationsrath ſchien darüber aus ſeinem zeremoniöſen Weſen ganz herausgefallen. Mit glühenden Bäckchen, die ſauber geſtrichenen Härchen auseinander gefallen, küßte er bald rechts der lieben Frau Nachbarin die Hand, bald tätſchelte er links Bertha's Händchen, oder hielt ihr mit kindiſchem Muthwillen eine ſchwarze Kirſche unter das Auge, um die Schwärze und den Glanz beider zu vergleichen, was das unbefangene Mädchen zu Gegenneckereien aufregte.

Die Senatorin erhob ſich endlich und leitete einen Spaziergang ein. Ihre Abſicht war, den Kaffeetiſch zu einem kleinen Abendeſſen umwandeln zu laſſen; denn die

Luft war heiterer geworden und blieb mild genug, um es mit dem Verweilen im Freien bis in die spätе Dämmerung hinein zu wagen. Man wandelte in der traulichen Stimmung die Höhe hinan, — der Legationsrath mit der Senatorin im Gespräch über seine künftige häusliche Einrichtung. Anton mit Agnesen, von dem Baron Tudenheim in eine bedeutende Unterhaltung gezogen, verlor Bertha aus dem Auge, als Aldenhoven sich des allzumuntern Mädchens bemächtigte. Dieser, der den ganzen Nachmittag kaum zu Wort gekommen war, heimlich erbost über den vertraulichen Verkehr seiner Verlobten mit Tudenheim, von dem er sich mißächtlich behandelt sah, war in einer wahrhaft rachsüchtigen, schadenfrohen Stimmung, als er zu seiner Entschädigung sich mit der arglos-fröhlichen Bertha der übrigen Gesellschaft zu entziehen suchte. „Haben Sie schon das Hänflingsnest mit den vier halbflüggen Jungen gesehen, Bertha?“ flüsterte er. „Kommen Sie mit! Hierher!“

„Baut denn der Hänfling in den Wald, Herr von Aldenhoven?“ fragte sie zögernd. „O nein!“

„Vielleicht sind es junge Drosseln!“ antwortete er. „Aber — allerliebst. Kommen Sie! Belehren Sie mich über diese Singvögel!“

Inzwischen hatte sich auch Baron Tudenheim mit Agnes und Anton in Bewegung gesetzt, einem der Gemeinde gehörigen Gehölze zu, das ziemlich gelichtet

neben einem hohen Tannicht hügelab hing. Hier begegneten sie dem rückkehrenden ersten Paar, und die Senatorin sagte:

„Der Herr Legationsrath hat eben einen recht artigen Gedanken gehabt, der sich leicht ausführen läßt. Wir sollten uns zum Andenken an diesen vergnügten Abend photographiren lassen, meint er, — zusammen oder in Familiengruppen, und einander damit beschenken; Scheiden und Abschied ständen uns doch nächst bevor und würden durch solch' ein Andenken erleichtert."

„Vortrefflich!" rief Tudenheim, „ich mache diesen Gedanken zu dem meinigen, lieber Freund, und übernehme die Ausführung. Ich lebe so allein und wandere verlassen nach der See: lassen Sie mich die liebe Gesellschaft zu meiner Familie adoptiren! Haben Sie aber auch einen tüchtigen Photographen in der Stadt, Frau Senatorin?"

„Geh' doch, lieber Anton," sagte sie, „und hol' einmal auf meiner Stube die beiden Bilder, die ich für Dich mitgebracht habe. Bringe sie hinab an den Tisch und bestelle gleich das Uebrige, was wir dort finden möchten! Du weißt ja!"

Indem nun Anton dem Hause zueilte, sprach sie weiter: „Es ist mein und Bertha's Bild. Ich hatte sie für meinen Sohn machen lassen, weil er hier allein war. Doch will er nun mit uns zur Stadt zurückkehren."

Sie wandelte nun mit dem alten Herrn dem Sohne nach. Tudenheim aber gab Agneſen einen Wink und betrat mit ihr das Gehölz. — — „Ich habe mir's unter'm Kaffee überlegt, liebe Agnes," ſprach er leiſe. „Wir können auf keinen eklatanten Anlaß zum Bruch mit dieſem Aldenhoven warten. Ich habe die Zeit nicht, liebes Kind! Morgen früh ſpreche ich mit Ihrem Vater, und ich habe eine gute Wendung gefunden, ihn für eine Auflöſung eures Verlöbniſſes zu gewinnen, oder wenigſtens zu einem Aufſchub der Vermählung zu bewegen. Am künftigen Schwiegerſohne hängt er eben ſo feſt nicht mehr; das hab' ich weg: es ſind andere Rückſichten, die ihn beengen und halten. Doch für dieſe trete ich ein."

Agnes, von Hoffnung und Dankgefühl bewegt, ergriff die Hand des väterlichen Freundes. Ehe ſie aber zu Worte kam, erſchreckte beide ein heller Schrei und wiederholter Hülferuf. — — „War das nicht Bertha's Stimme? Bertha, Bertha!" rief Agnes, und ſofort hörte man es im Dickicht der jungen Tannen rauſchen, als ob ein Reh durchbräche. Wirklich kam jetzt Bertha zum Vorſchein und ſetzte über den Graben und Wall, die das Tannicht einhegten. Der Ausputz des Anzugs zerriſſen, das reiche dunkle Haar von den Tannenzweigen auseinander gezogen, warf ſie ſich an Agneſens Bruſt.

„Um des Himmels willen, liebes Kind, was iſt Ihnen geſchehen?" fragte das Fräulein.

„Ach, dieſer Aldenhoven —!“ keuchte Bertha, und indem ihr augenblicklich Agneſens Verhältniß zu dem Verklagten einfiel, ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu: „Ach Gott, verzeihen Sie!“ — und glitt, als ob ſie verſinken wollte, an dem Fräulein nieder.

Agnes umfaßte ſie. — „Ich verſtehe Dich, liebe Bertha!“ ſagte ſie; „ſprich aber nur frei! Im Augenblick hat er aufgehört, mein Verlobter zu ſein. Was hat er? Laß es mich wiſſen!“

„Nein, nein, das kann ich nicht!“ rief Bertha, und barg ihr Geſicht an Agneſens Bruſt.

Eben kam Aldenhoven um die Ecke des Gehölzes. — „Das gute, ängſtliche Kind!“ lachte er von weitem. „Wir hatten uns verirrt, und ich verlangte einen Kuß für den rechten Weg!“

Bertha zitternd machte ſich los von dem Fräulein, faßte es an der Hand und rief: „Kommen Sie! Fort! Er lügt! O der entſetzliche Menſch!“

„Vermitteln Sie ſchnell, mein edler Freund,“ flüſterte Agnes dem Baron Tudenheim zu. „Verſchweigen wir die Sache! Laſſen Sie mich machen, aber ſchaffen Sie den Menſchen fort!“

Indem ſie nun mit Bertha die Richtung nach dem Hauſe nahm, um das ängſtliche Mädchen zu beruhigen, äußerlich herzuſtellen, und über das Begegniß zu be-

ſchwichtigen, trat der alte Herr dem Heranhinkenden entgegen mit der ruhig ernſten Anrede:

„Der Pfad da, Herr von Aldenhoven, führt ohne Zweifel hinab auf den Dorfweg. Gehen Sie nach Hauſe! Ich werde Sie bei der Geſellſchaft entſchuldigen!“

„Ich?“ verſetzte der Kammerherr. „Meinen Sie, ich fürchte mich? Ganz und gar nicht!“

„Mag ſein; aber ich denke Sie ſchämen ſich. Ueberzeugen Sie mich ja nicht vom Gegentheil! Gehen Sie!“

„So ſchicken Sie mir Agnes!“ erwiederte Aldenhoven. „Ich muß mich mit ihr verſtändigen, — ich gehe nicht ohne ſie!“

„Sie werden ſich doch gewöhnen müſſen, ohne ſie zu gehen. Gute Gewöhnung wird Ihnen nichts ſchaden, wie ſpät ſie auch kommt. Ich an Ihrer Stelle würde noch dieſe Nacht nach meinem Gute fahren. Glückliche Reiſe, falls Sie es thun!“

Er nahm den Rückweg nach dem Garten, zögerte aber unterwegs, bis er das Fräulein mit Bertha vom Hauſe her zurückkommen ſah. Beiden wollte er die Erzählung des Vorfalls überlaſſen, und dann nur beſtätigend hinzutreten.

Aldenhoven war lang ſtehen geblieben, überlegend, grollend, ſich ſelbſt und Alles verwünſchend. Endlich hatte er doch den Pfad nach dem Dorf eingeſchlagen.

10.

So unbedeutend vielleicht das kleine Waldbegegniß eines unbefangenen Mädchens an ſich ſein mochte, zeigte es ſich doch mächtig genug, die heitere Miſchung einer traulichen Geſellſchaft zu zerſetzen und mit einem Niederſchlag verſchiedener Bedenklichkeiten zu trüben. Der helle Schrei hinter dem Tannicht, der an Zerlinens Nothruf im Don Juan erinnern konnte, hatte denn auch einen Tumult der Gemüther erregt, wie ihn dort der große Meiſter mit ſeinen Inſtrumenten ausgedrückt hat.

Zunächſt wurde das Geheimniß der guten Bertha mit Geheimthun gefeiert. Man gab ſich bei der mit ihr verabredeten Erzählung Agneſens über die Urſache der kindlichen Angſt des lieben Mädchens und über den Grund der Abweſenheit des Kammerherrn unter zweifelhaftem Lächeln zufrieden; es herrſchte aber unter dem Nachteſſen eine ſo zerſtreute Nachdenklichkeit, daß die feinen Schüſſeln zu keiner rechten Anerkennung kommen

wollten und der echte Chambertin viel zu wenig geprüft und gepriesen über die Zungen eilte.

Doktor Anton war feiner oder mißtrauischer Beobachter genug, um den Mienen Agnesens bei ihrer Erzählung anzumerken, daß die Wahrheit des Begegnisses in einem schillernden Gewande zu entschlüpfen suchte. Er durfte den gastlichen Abend seiner Mutter durch kein eindringliches Forschen stören und weder Agnesen noch Bertha in Verlegenheit setzen: der Zweifel aber, ob das Fräulein nur die Gesellschaft beruhigen oder wohl gar den Bräutigam beschönigen wolle, verließ ihn die ganze Nacht nicht, zumal es davon abhing, ob er am nächsten Morgen dem Fräulein mit gutem Vertrauen begegnen dürfe, oder den Kammerherrn zur Rede stellen müsse. Spät eingeschlummert, glaubte er halb träumend einen und den zweiten Wagen aus dem Hofe fahren zu hören, und war noch nicht völlig angekleidet, als Baron Tudenheim auf seinem Zimmer erschien, um ihn aus der Ungewißheit zu ziehen, ob er geträumt oder Wirkliches gehört habe. Er vernahm nämlich, daß in der That Aldenhoven und bald darauf auch der Geheime Legationsrath mit Agnesen — jener auf seine Besitzung, diese nach der Stadt gefahren seien. Er selbst, der alte Freund, war zurückgeblieben, um mit dem Pachter abzurechnen, und dem Doktor, sowie der Frau Senatorin Grüße, Lebewohl und Entschuldigungen zu überbringen.

Anton ſah ihm mit betroffener und geſpannter Miene in's Geſicht, eine Erklärung erwartend, die ungefordert kommen müſſe. Statt einer ſolchen aber ſprach der Baron mit zurückhaltendem Lächeln:

„Nicht wahr, Sie erſtaunen, es überraſcht Sie, mein geſchätzter und lieber Doktor! Und irre ich nicht, ſo liegt auch in Ihrer Miene etwas von froher Erwartung — vielleicht für Fräulein Agnes? Indeß kann ich Ihnen doch nicht melden, daß eine Beſchleunigung der Vermählung im Werke ſei; im Gegentheil läßt Ihnen Herr von Bering ſagen, Aldenhoven habe geſtern Abend, bei ſeiner Nachhauſekunft, Briefe vorgefunden, die ihn zu einer ſchnellen Reiſe in Familienangelegenheiten nöthigten. Sie wiſſen ja, lieber junger Freund," ſetzte er lächelnd hinzu, — „es kommt wohl im Leben vor, daß man zur rechten Zeit Briefe erhält."

„Das erklärt mir allerdings die Abreiſe dieſes — Aldenhoven, den ich gern noch Einiges gefragt hätte," erwiederte der Doktor; „aber Herr von Bering mit Fräulein Tochter — —?"

„Hätte keine Eile nöthig gehabt?" fiel der Baron ein. „Ganz recht! Dieſen Umſtand kann nun ich Ihnen erklären. Da nämlich die Hochzeit auf unbeſtimmt verſchoben bleibt, wie Ihnen Herr von Bering ſagen läßt, ſo begleitet mich Fräulein Agnes nach Oſtende, und iſt deswegen ſo eilig fort, um unſere Abreiſe zu be-

ſchleunigen. Von Oſtende bringe ich ſie nach London, von wo ſie dann allein eine befreundete engliſche Familie zu beſuchen denkt. Ich hoffe in einem andern Klima, unter etwas bedecktem Himmel wird ſie ſich leichter über die Verzögerung ihres Glücks beruhigen können."

Dieſe Mittheilung regte den Freund lebhaft an. Der ironiſche Ton des alten Herrn fiel ihm auf. Es ſchien ihm, der freundliche und vergnügte Mann möchte ihn errathen laſſen, was noch geheim bleiben ſollte. So faßte Anton den Gedanken, Agnes habe mit Aldenhoven gebrochen oder — gehe damit um, ihr Verhältniß zu löſen. Was er dabei empfand, hielt ihn eben ſo ſehr als die Rückſicht auf Schicklichkeit ab, weiter in den Baron und in das Geheimniß der demſelben befreundeten Familie zu dringen. Auch machte der alte Herr mit ſchalkhaftem Lächeln über den in ſich verſunkenen jungen Mann, Miene ſich zu empfehlen, indem er ſagte:

„Wie wär's denn, mein lieber Doktor, wenn Sie demnächſt auch ein wenig nach Oſtende kämen? Ich meine, ſobald ich von London zurück und allein bin. Meer und Menſchen würden Ihnen jetzt vielleicht wohler thun, als Bücher und Bibliotheken. Ueberlegen Sie es ſich einmal! Ich will jetzt nur noch der Frau Senatorin meinen Beſuch machen, und dann ebenwohl zur Stadt, — laſſen Sie mich ſagen: Auf Wiederſehen!"

Durch dieſen Beſuch war nun aber das Waldgeheimniß von geſtern Abend für Anton nicht gelöſt, ſondern nur räthſelhafter geworden. Die Erzählung Agneſens über den Vorfall ſtand offenbar im Widerſpruche mit den ſchweren Folgen, die ſie ſelbſt daran zu knüpfen ſchien. Denn der ſcherzhafte Ton, womit der alte Herr eben von Aldenhoven's Abreiſe und von dem verſchobenen Glücke der Verlobten, nicht ohne durchſchmeckende Bitterkeit, geſprochen hatte, ließ dem jungen nachſinnenden Freund immer weniger Zweifel darüber, daß ein Bruch der Verlobung geſchehen oder in Abſicht war. Und was Baron Tudenheim nicht in ſeines Freundes, ſondern in ſeinem eigenen Namen hinzugefügt hatte, konnte ſolche Vermuthung nur beſiegeln. Es ließ ſich denken, daß man um des Fräuleins willen alles Aufſehen zu vermeiden ſuche, und Anton mußte ſelbſt dankbar anerkennen, daß damit auch für die gute Bertha geſorgt war, die ſonſt leicht in einen Waldruf mit vielfachem Echo gerathen konnte.

Offenbar hatte ſich mithin dieſer Aldenhoven höchſt beleidigend gegen das gute Kind benommen. In ſeinem Unwillen darüber wußte Anton nicht gleich, was er für Bertha thun, oder um Agneſens willen unterlaſſen müſſe. Denn dem Fräulein ſchien doch an der Vertuſchung des Vorfalls viel gelegen, und die unerwartete gute Wendung ihres Geſchicks, ſowie die Befriedigung, die er für ſich

darin fand, mäßigten auch seine Entrüstung über den fatalen Menschen selbst.

In seiner Ueberlegung machte ihn die Mutter wieder irre. Sie hatte mit Bertha Stillschweigen gegen Anton über Aldenhoven's Ungebühr verabredet, nicht blos um auffallende Schritte ihres Sohnes zu verhüten, da sie von der Abreise des Barons noch nichts wußte, sondern auch, weil sie auf den zartfühlenden jungen Mann einen Eindruck fürchtete, der ihn gegen Bertha einnehmen könnte, sei es auch nur mit dem Zweifel an der Gemessenheit ihres Benehmens gegen einen so leichtfertigen Mann. Sie selbst empfand die tiefste Beschämung, sich so verrechnet zu haben, als sie gerade von Bertha's liebenswürdiger Unbefangenheit gegen den Kammerherrn einen gewinnenden Eindruck auf ihren Sohn erwartete.

Sie hielt nun, als Anton bei ihr erschien, mit einer angenommenen Unbesorgtheit an Agnesens Erzählung fest, und fuhr dabei mit dem Zusammenpacken ihrer Sachen zur Rückreise nach der Stadt gelassen fort. Sie fragte nach seiner vorhabenden Reise, und wagte nichts einzuwenden, als er ihr erklärte, daß er sie ehester Tage antreten wolle, sobald er einig mit sich sei, ob er nach Berlin oder — nach Belgien gehen werde.

* *
*

Wir überlaſſen ihn dieſer Ueberlegung und dem Kampfe der Wiſſenſchaft mit ſeinem Herzen auf dem Scheidewege ſeiner Wahl, und verſetzen uns nach Oſtende, wo Baron Tudenheim mit dem als Nichte bezeichneten Fräulein von Bering ſeit etlichen Tagen unter den zuſtrömenden Badegäſten ſich umhertreibt.

Es war ein heiterer Sommerabend unter leiſem Oſtwinde, der heut den unzufriedenen Badenden keine Wellen gegönnt hatte, den nach London Ueberfahrenden aber eine raſche, glatte Bahn verſprach. Die Hochflut und mit ihr die Abfahrt des Dampfſchiffes trat gegen 10 Uhr ein. Eben war die Sonne untergetaucht. Die Empfindlichen verloren ſich nach und nach mit der Abendkühle vom Seedamm und der Reſtauration fort; bald wandelten nur noch einzelne Geſtalten hin und wieder; während die heranrauſchenden Wogen näher und näher ihre Schaumſchleier vor ſich her über der ſandigen Tenne ausbreiteten. Bald ſpielte zwiſchen den nördlichen Dünen und der Stadt um den dunkeln Hafen der letzte Wiederſchein des Abendhimmels. Der Leuchtthurm entzündete ſich, als an ihm vorbei ein alter Herr mit einer jungen Dame in Reiſekleidern den einſamen Weg zwiſchen der Stadt und dem Hafenkanal nach dem Fiſcherkai nahmen. Jetzt bekamen ſie das rauchende Dampfſchiff zu Geſicht. Im Eſtaminet: In den plaisanten Vischer ging es luſtig zu, während gegenüber auf dem

Verdeck des Schiffes einzelne Geſtalten in Mäntel gehüllt umherwandelten, den Blick nach dem leuchtenden Abendhimmel gewendet, dem ſie entgegenfahren ſollten. Mit Herzklopfen betrat eben Agnes den Steg auf das Schiff neben Tudenheim, der ſie mit muntern Geſprächen zu erheitern ſuchte. Sie fühlte nun doch, nicht ohne verſchwiegenes Bangen, wozu ſie ſich entſchloſſen hatte, mit dem heimlichen Zweifel, ob ſie es ohne die Begleitung des väterlichen Freundes durchgeſetzt hätte über Meer zu gehen. Die Erinnerung an die Gefahren eines unglücklichen Bundes, dem ſie entfloh, regte ihr ſtatt Ermunterung das Bedenken auf, ob denn wohl dem ſchimmernden Meere mit ſeinen ſpielenden Wellen leichter zu trauen ſei, als den Täuſchungen eines ſchmeichelnden Bräutigams.

Der Bediente trat heran und überreichte von dem zu Schiffe beſorgten Gepäck, Mäntel und Taſchen. Man ging hinab, ſich für die Nacht in der Kajüte einzurichten.

Und hier verlaſſen wir die Reiſenden, um ſie einige Tage ſpäter, nachdem ſie ſich London beſehen hatten, dort an der Nordweſtbahn wieder zu finden.

Ob nun hier der großartige Eindruck der Weltſtadt Agneſens Muth gehoben hatte, oder ſie ſich auf den Eiſenſchienen feſter, als auf den leicht aufregbaren Wogen fühlte? jedenfalls ſtieg ſie mit heiterer Entſchloſſen-

heit in den Wagen erſter Klaſſe. Tudenheim hatte zu ihrer Beruhigung das Gepäck in früher dort allgemein üblicher Weiſe auf der Decke ihres Wagens unterbringen laſſen. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, er ſchüttelte ihr auf Wiederſehen die Hand, und — dahin ging's in langſam anlaufendem Zuge.

Bei all ihrer muthigen Stimmung hatte ſich Agnes doch in Einem verrechnet. Sie hatte mit ihrem guten Franzöſiſch hier, wie andere Ausländer in Deutſchland, leicht fortzukommen gehofft; fand aber unter den, auf den oft wechſelnden Stationen ab- und zugehenden Frauen ihres Wagens kaum eine oder die andere, von der ſie nothdürftig verſtanden wurde. Eben ſo wenig kam ſie mit ihrem Deutſch an, und vermißte jedenfalls die uns Deutſchen angeborene Gefälligkeit, mit dem Wenigen, was wir etwa von einer fremden Sprache verſtehen, ohne Scheu vor Unzulänglichkeit und Unbequemlichkeit dem Ausländer entgegen zu kommen. So hielt ſich denn Agnes mehr und mehr zurück, und überließ ſich, in ihre Wagenecke gedrückt, der Langeweile des Schweigens und der langſamen Ermüdung von ihrer wechſelvollen Fahrt.

Herr von Tudenheim hatte ſie zwar mit einer Travelling map of the railways verſehen; da ſie aber die Ausſprache der engliſchen Ortsnamen nicht kannte, zuweilen auch eine Strecke einſchlummerte: ſo fand ſie ſich

auf ihrem Fahrtenplane wenig zurecht, überhörte an den Haltstationen oder mißverstand den Ruf der Führer, und hielt sich daher nur an die ihr bezeichnete Zeit ihrer Ankunft an der Station Birkenhead, wo sie auszusteigen hatte, um auf den nahen Landsitz der Familie Rowley zu gelangen. Sie hatte sich derselben von London aus angekündigt, und durfte erwarten, abgeholt zu werden.

In Creve, wo sich fünf bis sechs Eisenbahnrichtungen kreuzen, entstand durch das Aus- und Einsteigen beim Wechsel der Wagen eine beängstigende Unruhe, worin der Ruf der Wagenführer einen unerfahrenen Reisenden leicht verwirren konnte. Doch fand sich Agnes mit ihren Sachen zwischen den ausgerufenen Hauptplätzen Chester und Manchester auf den Zug nach Chester zurecht. Froh mit sich selbst, drückte sie sich ermüdet in ihre Ecke, und hielt sich, als sie nachher den Namen Chester ausrufen hörte, für geborgen im Augenblick, wo sie auf's Neue hätte aufmerksam auf den Wechsel der Züge sein müssen. Sie blieb sitzen, und der Zug ging weiter. Nach und nach verminderten sich die Personen in ihrem Wagen, und als sie, bei solcher Stille eingeschlummert, vom Rufen des Kondukteurs sich ermunterte und ihm, der ihre französische Frage nicht verstand, das Billet vorwies, fluchte er kopfschüttelnd, und bedeutete sie mit seinem derben Englisch durch Geberden

auszusteigen. Er nahm ihre Sachen vom Wagen und ging unbekümmert fort. Sie zweifelte nicht, sie befinde sich auf ihrer Aussteigestation und zog sich etwas zurück aus dem Gedränge. Alles rannte ab und zu, der Zug ging endlich weiter, die Menschen im Bahnhofe verloren sich und Agnes sah sich mit ihren Sachen allein. Die Dämmerung war eingebrochen und ein ängstliches Gefühl von Verlassenheit überkam ihr Herz.

Doch gerade diese ganz fremde Umgebung rief ihren natürlichen Muth auf. Indem sie, nach Hülfe umblickend, dem nächsten Bau zuschritt, öffnete ein hübscher Mann das Fenster und fragte — freilich in seinem Englisch — nach ihrem Anliegen. Sie zeigte ihr Billet vor und bat um Zurechtweisung. Aber er verstand weder französisch noch deutsch, und sie schüttelte den Kopf zu seiner englischen Auseinandersetzung. Mit freundlichem Lächeln überlegte er und deutete ihr endlich an, einen Augenblick zu warten.

Ueber ein Weilchen kam er vollständig angezogen heraus, ließ das Gepäck in's Haus tragen, nahm dem Fräulein sehr artig die Handtasche ab, und lud es durch eine Handbewegung ein, mit ihm zu gehen. An den äußeren Fahrweg knüpfte sich ein Fußpfad in ein schmales Wiesenthal, das sich um eine buschige Höhe zog. Beim Anblicke des Waldes faßte Agnes die schreckhaftesten Vorstellungen, zumal es ihr nicht entging, daß ihr

Begleiter ſie öfter mit wohlgefälligen Blicken von der Seite betrachtete. Sie war entſchloſſen, ihm in keinem Fall in's Gehölz zu folgen. Doch beruhigte ſie ſich, als der Pfad von der waldigen Höhe ablenkte und nach einem Viertelſtündchen mehrere Landhäuſer zum Vorſchein kamen. Ein kleiner Park ließ ſich öffnen, und ein bellender Hund begrüßte die Ankommenden.

Bald trat ein Diener in Livree in die Hausthüre und meldete ſie an. Ein hochgewachſener Mann von feinem bürgerlichem Ausſehen, ein Fünfziger dem Anſcheine nach, empfing beide in ſeinem Wohnzimmer. Der Offiziant gab ihm einen kurzen Bericht über den Auftritt im Bahnhof, indem er zugleich um Verzeihung bat, daß er ihm die Fremde zuführe, die er für eine Dame von Stand — „ladylike“ — halte, und die kein Engliſch verſtehe.

Der Hausherr wendete ſich jetzt mit etwas ſteifer Höflichkeit in franzöſiſcher Sprache an das Fräulein. — „Sie ſind irregefahren, Madame!“ ſagte er. „Sie wollen mit Ihrem Billet nach Birkenhead, ſind aber auf dem Wege nach Warrington.“

„Das iſt für mich ſehr betrübt, mein Herr,“ antwortete ſie, „zumal ich die Landesſprache nicht reden kann. Zum Glück bringt mich der gute Mann da zu Ihnen und ich kann mich verſtändigen. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen bekannt mache und um Ihren

Rath bitte. Ich komme aus Deutſchland — Baroneſſe von Bering, und bin von der Familie Rowley eingeladen, die mich heute auf der Station Birkenhead erwartet mit dem Bahnzug, den ich verfehlt habe. Mein Oheim, der Baron von Tudenheim, hat mich von Oſtende herüber bis an die Nordweſtbahn gebracht, und ich hoffte nun mich bis Birkenhead allein zurecht zu finden. Allein die Bahnen durchkreuzen ſo oft —."

„Ah! — Familie Rowley, — ſehr werthe Bekannte!" erwiederte Jener. „Sind kürzlich aus Deutſchland, ich ſage vom Kontinent gekommen, Vater und beide Töchter. O ich weiß das. Beruhigen Sie ſich. Ich wünſche ſehr einer Dame von ſo naher Bekanntſchaft zu dienen."

Dieſe ſteife Antwort und das ganze reſpektvolle Benehmen des Mannes ermuthigten Agneſen. Sie kannte die Vorliebe der Engländer für ariſtokratiſche Namen, und hatte deshalb vor Allem die Baroneſſe und den Baron Oheim hervorgehoben. Doch war es das nicht allein, was den Hausherrn in dieſe innere Bewegung verſetzte. Er war nämlich mit der Familie Rowley ziemlich nahe verwandt, aber ſeit einiger Zeit entzweit, und fühlte ſich durch die vornehmen Bekanntſchaften, die ſie drüben gemacht hatten, auf der einen Seite überboten und gedrückt, auf der andern angetrieben, ſich durch

die artigſte Behandlung der jungen Dame in ſeinem perſönlichen Verdienſte geltend zu machen.

„Was habe ich nun zu thun, mein Herr?“ fragte das Fräulein.

„Sie müſſen über Cheſter wieder zurück!“ antwortete er. „Aber für heute iſt das zu ſpät, und Sie werden ſehr ermüdet ſein. Wenn Sie mir daher erlauben wollten, Ihr kleines Mißgeſchick zu einem Vortheil für mich zu wenden, ſo würde ich Ihnen eines unſerer Gaſtzimmer für ſo lang es Ihnen beliebte anzubieten haben. Doch da muß ich mich Ihnen vor Allem ebenſowohl bekannt machen: Thomas Tupper Esq., Chef des Hauſes Tupper and Company. Ich muß Ihnen dabei zur Empfehlung meines Sommerſitzes ſagen, daß ich keine Unterkunft umher wüßte, wo Sie weniger Engliſch nöthig hätten als hier. Denn auch meine Frau und Töchter ſprechen gut franzöſiſch; nur ſind ſie eben in Blackpool und nehmen Seebäder.“

Es läßt ſich denken, daß das Fräulein unter ſolchen Umſtänden keine Umſtände machte; das gaſtfreundliche Anerbieten für die Nacht anzunehmen, und Mr. Tupper bat um ihre Befehle. Sie wünſchte der Familie Rowley ihre morgende Ankunft zu telegraphiren. Herr Tupper ſetzte das Telegramm auf, und da das Fräulein einige Sachen nöthig hatte, ſo ließ er ſein Gig anſpannen, um

ſolche bei dem mit zurückfahrenden Eiſenbahn-Offizianten abholen zu laſſen.

Von nun an machte Herr Tupper den artigen Wirth. Er führte das Fräulein auf ein höchſt bequem eingerichtetes Zimmer mit der Einladung zum Thee nach genommener Ruhe. Bis das Gig mit dem Köfferchen ankam und Agnes ſich ein wenig umgekleidet hatte, erlaubte der feuchte Abend nicht mehr in's Freie zu gehen, ſo gern der beeiferte Hausherr dem Fräulein ſeinen kleinen Park gezeigt hätte. Er that es am andern Morgen vor ihrer Abreiſe, und es entging Agneſen nicht, wie geſchmeichelt er ſich fühlte, als ſie die ſchöne Lage des Landſitzes, die Reize der Gartenanlagen und ſeine Ananaszucht im Treibhauſe als unvergleichlich rühmte. Eines entging ihr dabei, was Herr Tupper beabſichtigte, aber nur errathen ließ: Er hatte ſich ſchon am Abende umſtändlich von ihrer Bekanntſchaft mit Rowley's erzählen laſſen, und dabei ſeine gute Meinung von der Familie, ſeine hohe Achtung für ſie nachdrücklich ausgeſprochen. Er wünſchte nämlich wieder auf beſſern Fuß mit Verwandten zu kommen, die ſo gute Bekanntſchaften auf dem Kontinent gemacht hatten. Nur konnte er ſich nicht überwinden einen entgegenkommenden Schritt zu thun, und ſuchte es durch das Fräulein einzuleiten, ohne ihr doch einen Auftrag dafür mitzugeben. Er rechnete darauf, ſie werde von ihm erzählen, ſeine artige Auf-

nahme rühmen und ſo die Familie zu Dank verpflichten. Wie wandernde Vögel den Samen fremder Gewächſe mit ſich forttragen, ſo ſollte ſie ſeine unausgeſprochenen Wünſche dorthin bringen. Er kam daher unterwegs nach dem Bahnhof, wohin er ſelbſt das Fräulein in ſeinem Gig brachte, noch einmal auf die Familie Rowley in einer Weiſe zu reden, daß Agnes fragte, ob er vielleicht Grüße an ſie zu beſtellen habe.

Etwas betroffen und zögernd ſagte er:

„Ich weiß nicht, wie angenehm meine Grüße dort ſein würden; aber ſagen Sie ihnen, wie werth Sie, mein Fräulein, mir in meinem Hauſe geweſen wären, und wie gern ich das mir vom Zufall beſcheerte Glück — Sie dürfen hinzuſetzen, auch in Anbetracht der ſehr ehrenwerthen Familie Rowley — länger noch behalten hätte. Ja, ſagen Sie das in Abetracht der ſehr ehrenwerthen Familie Rowley!“

Auch der freundliche Mann, der Agneſens Sachen verwahrte, erſchien an ihrem Wagen, und ſie konnte ihm ihren aufrichtigen Dank ausſprechen laſſen.

Wie anders ſah heute der Bahnhof aus, und wie reich an Freundlichkeit ſchied ſie von der Stelle, wo ſie geſtern Abend ſich ſo verlaſſen und verloren empfunden hatte!

Herrn Tupper's Lebewohl und das Good bye! des Offizianten begleitete ſie zur Abfahrt.

11.

Indem nun Agnes von Bering, ohne noch das Ziel ihrer Reiſe erreicht zu haben, ſich auf einer Rückfahrt befand, hatte ſie — wenn auch noch nichts von den Vortheilen gewonnen, mit denen man ein fremdes Land verläßt, — doch etwas von der Befangenheit abgelegt, mit der man es betritt. Die freundliche Aufnahme in einem engliſchen Privathauſe, begleitet von dem Gefühl ihrer perſönlichen Ueberlegenheit in Sprache und Manieren über den aufmerkſamen Wirth, ließ ihr ein muthiges Behagen zurück, und die Anweiſungen Herrn Tupper's für die Fahrt nach Cheſter und die Kreuzung der dortigen Bahn mit der Richtung nach Birkenhead gaben ihr jene Zuverſicht, die ihr geſtern von London aus gefehlt hatte. Ihre Erfahrungen unterwegs und das häusliche Leben des Herrn Tupper beſchäftigten ihr Nachdenken. Hätte ſie nur auch gleich ſeine Frau und Töchter kennen gelernt, von denen er ſo rühmend geſprochen

hatte. Sie hoffte von der ihm verwandten Familie Rowley Näheres zu hören, und ob auch sie so beflissen von ihm, wie er von ihnen sprächen. Und da ward ihr plötzlich wie durch eine Eingebung klar, was der freundliche Mann mit der ihr so räthselhaften Beflissenheit wollte, und warum er sie als Gast jener Familie so zuvorkommend behandelt hatte: offenbar wünschte er, und zwar durch sie, mit den Verwandten wieder in gutes Vernehmen zu kommen. Rasch war sie entschlossen, dies wo möglich zu vermitteln, nicht blos um sich dem gastlichen Manne dankbar zu erweisen, sondern auch ihrer eigenen versöhnlichen Gesinnung ein Zeugniß zu geben; denn eine gewisse Bangigkeit lag ihr im Herzen. Sie hatte sich nämlich in ihrem Anmeldeschreiben vorbehalten, den Grund, warum sie früher und allein käme, mündlich mitzutheilen. Auf der Reise war sie aber immer bedenklicher geworden, wie wohl die englischen Freundinnen, und besonders die ihr persönlich unbekannte kränkliche Mutter solchen Bruch eines Verlöbnisses ansehen möchten. Es verschlug gegen ihr Gefühl, alle Schuld auf Aldenhoven zu werfen, nicht blos, weil sie sich ihre Neigung für Doktor Melzer zur heimlichen Mitschuld anrechnete, sondern auch, weil sie den Verlobten hätte in ein so übles Licht stellen müssen, daß ihre Wahl, ihre Zusage von früher unbegreiflich blieben. Oder sollte sie ihre Uebereilung damit beschönigen, daß

ſie erſt durch den Verkehr mit einem Freund von edler Bildung über den Unwerth ihres Bräutigams klar geworden ſei? Ihr Herz bebte bei dem Gedanken an die Vermuthungen und Vorurtheile, denen ſie ſich dadurch ausſetzen würde.

Indem ſie nun ſo drückend empfand, wie all' die frühern Scherze über Scheiden und Scheidung eine leidige Bedeutung gewonnen hatten, faßte ſie den Gedanken einer Verſöhnung und Wiedervereinigung zweier Familien in einem Sinn auf, den die Sache gar nicht hatte, der ihr aber Anlaß geben konnte, ſich über Lebensbeziehungen auszuſprechen, die ihre eigene Lage ſo nah' angingen und es ihr vielleicht erleichterten, aufrichtig gegen die Familie zu ſein, mit der ſie den übrigen Sommer zu verleben dachte, ohne ſich verkannt zu fühlen. — —

Unter ſolchen Gedanken und Vorſätzen ſchwanden die Stunden bis Cheſter und in der Wendung bis Birkenhead dahin. Hier langte Agnes bei guter Zeit an, und bemerkte ſchon aus ihrem Wagen Papa Rowley mit Jane und Arabella. Die Mädchen eilten heran und empfingen die Freundin mit off'nen Armen. Sir Robert, der Vater, folgte mit herzlich ſchüttelnder Hand. Sein Wagen hielt in der Nähe; ſie beſtiegen ihn, nachdem einem Diener das Gepäck des Fräuleins zur Beſorgung bezeichnet war.

Unter lebhaftem Plaudern ging's über anmuthige Gefilde einige engliſche Meilen weit nach dem ſchönen Landhauſe, das einen herrlichen Ueberblick über den ſchiffbaren Merſey und in die reizende Landſchaft darbot. Eine mit blühenden Gewächſen beſetzte breite Treppe führte empor, und man kam durch einen mit Statuen in Niſchen ausgeſchmückten Vorſaal zu den Gemächern. Hier fand Fräulein von Bering auf einem Langſeſſel die an Rückenſchwäche leidende Mutter ihrer Freundinnen. Dieſe, ihrer Herkunft nach eine Irländerin, ſprach ein Gemiſch von Engliſch, Franzöſiſch und Deutſch, um ſich dem Fräulein verſtändlich zu machen, und wo dieſe dreidrähtige Mundart nicht ausreichte, trat ihr Liebling Arabella vermittelnd ein. Dieſe hatte ſoviel mehr Aehnlichkeit mit der Mutter, als die ältere Jane an den Vater erinnerte, und Agnes konnte bald genug inne werden, wie ſehr die Leidende mit Vorliebe an Allem hing, was an ihre Familie in Irland erinnerte.

Man hörte einen Wagen anfahren. Die Mutter warf einen Blick auf den Reiſeanzug des Fräuleins und nickte der ältern Tochter zu. — „Sie kommen ſchon!“ ſagte ſie, und Jane nahm Agneſen mit auf das ihr beſtimmte Zimmer. Einige Familien aus der Nachbarſchaft wurden zu Tiſch erwartet, und da eben des Fräuleins Sachen gebracht wurden, half ihr Jane ſtatt der eintretenden Kammerjungfer Toilette machen, wie ſie ja in

der deutſchen Penſion einſt geübt hatte, dienend und behülflich zu ſein. —

Es waren nur einige Familien mit Söhnen und Töchtern, denen Agnes und die ihr vorgeſtellt wurden. Sie imponirte mit ihrem Anzug den reich und überladen gekleideten Frauen nicht, gab aber allen den Eindruck einer geſchmackvollen Erſcheinung. Aber ſo klein die Geſellſchaft war, wurde ſie im höchſten Styl bewirthet. Der Speiſeſaal, der Tafelbeſatz waren reich und glänzend; die Diener, in großer Livree, in ſeidenen Strümpfen und friſirt, nahmen mit ſilbernen Platten den Teller eines jeden Gaſtes auf, um ihm Das, was er von den aufgetragenen Speiſen wünſchte, bei dem Hausherrn, der Hausfrau, oder dem Mitgaſte, vor welchem es ſtand, zu holen, oder es vorlegen zu laſſen. Die Unterhaltung ging beinahe flüſternd vor ſich, und die gute Haltung der Speiſenden gab von ihrer Gemeſſenheit nur ſoviel nach, als der Biſſen erforderte, den man zum Munde führen wollte. Agnes überging einige Speiſen, die ihr zu fremdartig zubereitet ausſahen. Sie ſaß zwiſchen einem jungen Herrn, der ſich heut in ſeinem erlernten Deutſch verſuchte, und ihrer Freundin Jane, die zur Vermittlung der Unterhaltung einen ältern Herrn erinnerte, daß er ja auch franzöſiſch ſpreche. — „O yes,“ lachte er, „but I like to speak english!“

Unerwartet erhob ſich die Hausfrau und die Frauen

folgten ihr in's Nebenzimmer, wo der Kaffee in kleinen Taſſen umgereicht wurde. Erſt ſpäter erſchienen auch die Herren, die inzwiſchen lauter geworden waren und etwas heiße Geſichter mitbrachten.

Der Abend ließ ſich ungewöhnlich heiter an, ſo daß, als die Gäſte abfuhren, Jane und Agnes in ihren Umſchlagtüchern noch einen Gang im Park machen konnten. Jane, verſtändig wie ſie war und von deutſchen Erinnerungen eingenommen, beklagte ſelbſt die umſtändliche, hochbeinige Lebensweiſe, von der man im Lande nicht abweichen dürfe. — „Wir wollen uns aber ſchadlos dafür halten," ſagte ſie, „und unter uns mit einigen Mädchen und Herren, die eben deutſch lernen, recht auf deutſchem Fuß leben, Partieen in's Freie machen, Alles ſelbſt mitnehmen, ohne Bediente genießen, und lachen, ſo laut wir können, wozu es Ihnen bei uns nicht an Stoff fehlen wird. Einzelnen Einladungen können wir nicht entgehen, und — etwas Neues müſſen Sie ja doch auch mit nach Deutſchland nehmen."

„Gewiß!" erwiederte Agnes, „und ich will mir's gefallen laſſen, wenn ich die Engländer, die ſo ſtolz mit ihrer politiſchen Freiheit thun, in ihren geſellſchaftlichen Ketten und Fußeiſen einherſtolpern ſehe. Um Eines bleiben ſie dabei doch noch zu beneiden, — um den guten Glauben, Alles, was engliſch ſei, ſei doch vortrefflich und das allein Richtige."

Digitized by Google

Ein mattes Sommerabendroth ſchimmerte zu dieſer verabredeten Erwartung ſchöner Tage, die nun deutſche und engliſche Lebensweiſe mit einander miſchen und ausgleichen ſollten. Beide Freundinnen kehrten nach dem Hauſe zurück, — Agnes ohne Ahnung deſſen, was ſchon die nächſte Theeſtunde Störendes für ihren ganzen Aufenthalt herbeiführen ſollte.

Sie mußte jetzt das Abenteuer ihrer geſtrigen Irrfahrt und ihre Aufnahme bei Herrn Tupper erzählen. Sie that es mit der alsbaldigen Abſicht, den freundlichen Mann in's beſte Licht zu ſetzen und ihn der Ausſöhnung mit der Familie entgegen zu bringen. Man hörte ihr mit auffälliger Zurückhaltung zu. Nur Arabella und der Papa thaten einzelne eingehende Fragen und drückten ihre Zufriedenheit darüber aus, daß Mr. Tupper ſich wie ein Gentleman benommen habe. Agnes benutzte den Augenblick, das lebhafte Bedauern deſſelben über obwaltende Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und der ihm ſo hochſchätzbaren Familie geltend zu machen. — — „Er hat es um Sie verdient, Fräulein," ſagte der Papa, „daß wir ihn bei uns ſehen während Ihrer Anweſenheit in unſerem Hauſe."

Er blickte dabei nach ſeiner Frau, die aber mit den lebhaften Worten erwiederte:

„Uebereilen wir nichts, mein theurer Mann! Nicht wahr, Jane?"

Es überraſchte Agneſen, zu bemerken, daß die ſo verſtändige Jane doch mehr auf Seite der Mutter war, während Arabella dem Vater zunickte. Wirklich kam ſie nach und nach zur Wahrnehmung, daß Jane, äußerlich das Abbild ihres kräftig ausſehenden Vaters, doch mit der Nervenſchwäche der Mutter auch viel von der Leidenſchaftlichkeit derſelben angeerbt hatte; während Arabella, mit dem Gepräge der mütterlichen Familie, auch etwas von der Ruhe und dem Humor des Vaters beſaß. Wie denn die Natur ihre Bildungen oft wunderbar kreuzt, und den Vorzügen eines der Eltern nur allzuleicht gerade etwas von den Mängeln des Andern beimiſcht.

Als die Unterhaltung auf Agneſens Anmeldebrief kam, ſagte die Mutter in ihrem gemiſchten Idiom:

„Wir erſchraken zuerſt leſend, daß Sie allein kämen. Sehen Sie, ich hatte die Vermuthung, Sie wären abgebrochen als Braut, und darum eilig von Hauſe fort. Aber meine gute Jane bekam darüber ſehr böſe. Ich thät Sie nicht kennen, erklärte ſie mir. Sie hätten viel beſſere Grundſätze als ſo was zu thun, und mehr Verſtand, als einen Mißgriff in der Wahl zu machen. Und Arabella ſagte mir auch, der Bräutigam, Herr Baron, ſei nach dem Bild in Ihrem Zimmer ein hübſcher Mann und von ſchönen Gütern. Nicht wahr?“

Fräulein Agnes, höchſt betroffen von dieſen uner-

warteten Aeußerungen echt engliſcher Vorurtheile, machte gerade durch die verſtummende Befangenheit und Ueberlegung, worin ſie weder ja noch nein hervorbringen konnte, einen ſehr günſtigen Eindruck auf die Mutter, die ſich freute, ſo gut geſprochen zu haben. Dieſe wurde jetzt ganz vertraulich, und Agnes vernahm nun auch die Urſache der Familienentzweiung mit Mr. Tupper. Deſſen ältere Tochter, Jane's beſte Freundin, hatte nämlich einen jungen Mann für ſich einzunehmen gewußt, ſich mit ihm verlobt und ſchon nach ſechs Wochen das Verhältniß ſehr leichtſinnig wieder gelöst.

In ihrem Kauderwälſch über das Unrecht ſolcher Handlungsweiſe wurde die eifernde Irländerin von Jane durch eine Umarmung unterbrochen. Die verſtändige Tochter wollte damit nicht ſowohl die Mutter beruhigen, als vielmehr den weitern Aeußerungen derſelben vorbeugen. Denn die gute Mama kam eben in den beſten Zug, den geheimen Grund ihrer ſittlichen Entrüſtung zu verrathen. Jener ungenannte junge Mann war nämlich hier im Hauſe fleißig ein- und ausgegangen, und hatte ſich der ſchönen Arabella traulich genähert, bis ihn die etwas gefallſüchtige Miß Tupper, während einer Woche ländlichen Beſuches, mehr aus mädchenhaftem Uebermuth als aus wirklicher Zuneigung verlockte und an ſich feſſelte. Es war ihr daher auch leicht geworden ihn wieder aufzugeben, und da er ſich nun ſchämte, zur früheren Ge-

liebten zurückzukehren, so fand sich die Mutter in ihren heimlichen Erwartungen tief gekränkt.

Obgleich nun Agnes aus solchen leidenschaftlichen Herzensergießungen, die sich in den nächsten Tagen gelegentlich wiederholten, eine Vermuthung dieses Familienverhältnisses schöpfte: so gereichte ihr dieser Einblick in die selbstsüchtige Grundlage so strenger sittlicher Urtheile doch nicht zu eigentlicher Beruhigung; denn sie war ja über ihren gegen Aldenhoven gethanen Schritt in keinem moralischen Zweifel mit sich selbst. Wohl aber ward ihr die Unwahrheit, in der sie zur Familie stand, von Tage zu Tag drückender.

Sie hatte sich bei der ersten Ueberraschung von jenen Urtheilen stillschweigend für noch verlobt gelten lassen. Wollte sie nun auch sich selbst zu einem offenen Geständniß dieser zufälligen Täuschung überwinden, so blieb ihr doch zu fürchten, daß sie dadurch die Familie, die über den Bruch einer Verlobung so unbedingt abgeurtheilt hatte, in die empfindlichste Verlegenheit setzen und sich ihren ganzen Aufenthalt verderben werde. Oder sie mußte, um sich als eine Ausnahme von jener sittlichen Verwerfung zu rechtfertigen, ihren entlass'nen Verlobten in einer Weise preisgeben, die ihr Zartgefühl empörte und ihrem natürlichen Stolze zuwider war.

Doch auch mit Stillschweigen über ihr gelöstes Verhältniß fand sie die Beruhigung und Ausgleichung ihrer

jüngſten Erlebniſſe nicht. Alles, was ſie ſich von der Reiſe, von dem Aufenthalt im fremden Lande, in neuer Naturumgebung und unter erhebenden Lebensverhältniſſen verſprochen hatte, ſchien ihr nun verfehlt. Der falſche Schein Deſſen, was ſie innerlich verabſcheute, lagerte ſich wie ein giftiger Nebel auf ihre Seele. Es überſchauerte ſie jedesmal, wenn ſie neuen Bekannten der Familie als Braut vorgeſtellt wurde. Und welche Verlegenheiten erſt rückten aus drohendem Hinterhalt heran! — Die Briefe, die ſie erhielt und die ſie verſchickte, gingen in der Ledertaſche des Papa Rowley zwiſchen dem Landſitze und der Eiſenbahnſtation hin und her, durch die gefälligen Hände der Töchter, die deutſch leſen konnten und ſich auf ihre deutſche Kurrentſchrift etwas einbildeten. Agnes hatte zu erwarten, daß ſie nach dem Befinden ihres Vaters, nach der Reiſe und Rückkehr ihres Bräutigams gefragt würde. Die Mutter und die Mädchen beeiferten ſich mit der lebhafteſten Theilnahme für den Brautſtand ihres Gaſtes. Sie wollten von Agneſens künftigem Wohnorte, von ihrer häuslichen Einrichtung hören, und freuten ſich im Voraus auf ihren nächſten Ausflug nach dem Kontinent, wo ſie die Frau Baronin Aldenhoven beſuchen würden. Und wie ſprachen ſie mit ſo vollem engliſchen Munde dieſen Namen aus, für den Agneſens Herz kein Plätzchen mehr hatte!

Sollte nun Agneſe über ihr ſchweigſames Täuſchen hinaus auch noch Unwahres erfinden und mittheilen? Und wenn keine Briefe des Bräutigams eintrafen und ſie die Neugierde der Freundinnen auf ſeine Handſchrift nicht befriedigen konnte: ſollte ſie gar noch die vernachläſſigte Braut ſpielen und Niedergeſchlagenheit über Das heucheln, was zu ihrem innigſten Glück gehörte?

Es läßt ſich denken, in welcher Herzensnoth ſich Agnes befand. Sie wünſchte ſich fort aus dieſem verfehlten Aufenthalt, und hatte doch keinen Grund und fand keinen Vorwand ihn abzubrechen.

Dieſe Sorgen brachten ihr ſchlafloſe Nächte und regten ſie bei Tag auf, heiter zu erſcheinen, fröhlich zu zu thun, auf Alles einzugehen, ja es zu betreiben, was die Freundinnen als deutſche Unbefangenheiten verſuchen wollten. Am liebſten zerſtreute ſie ſich in den erſten Tagen mit Erzählen Deſſen, was nach dem Beſuche derſelben, nach jenem „Scheiden thut weh", unternommen worden. Sie ertappte ſich dabei auf dem heimlichen Drange, von Doktor Melzer zu erzählen: aber gerade hier ſtieß ſie wieder an ihr unſeliges Mißverſtändniß, beſonders mit Jane. Sie wagte es nicht, auch nur ſeinen Namen zu nennen, oder ihn als den jungen Nachbar zu bezeichnen, der mit einer allerliebſten Schweizerin im Bade Liebweiler mit ihnen verkehrt hätte. War doch gerade er auf's Innigſte mit der frohen Wendung ihres

Geſchickes verknüpft, deren ſie hier nicht gedenken durfte. So ſprach ſie blos von einem artigen jungen Schriftſteller, deſſen geiſtvolle Arbeiten ſie ſehr hoch halte. Bertha mit ihm in ein reizendes Verhältniß zu ſetzen, um ihre Erzählung pikant zu machen, war ihr nicht angenehm. Sie fühlte ſich nicht freien Herzens genug, um die neugierigen Mädchen damit zu beſchäftigen. Sie ſprach daher nur von Bertha und mit einer Vorliebe, als müſſe ſie an ihr gut machen, was ſie dem Namen Anton entzog.

Aber um wieviel theurer ward ihr der Freund dadurch, daß ſie ihn wie ein unausſprechbares Geheimniß behandeln mußte! Er war ihr bei Tage, wenn ſie einmal einſam im Park wandelte, die Wolkenſäule, der ihre ſchweigſamen Wünſche folgten, in ſchlafloſen Stunden der Nacht, die Feuerſäule, an der ſich ihre Sehnſucht entzündete. Sie hatte bis jetzt keine Ahnung davon gehabt, wie ſich in ſolchem traulichen Fernverkehr alle Bedenken und Zweifel des Herzens löſen, und die Gegenneigung des Geliebten eben ſo unzweifelhaft der Seele vorſchwebt. Der Freund war die Zuflucht ihrer Gedanken, und ſie merkte nicht, wie vertraut er ihren Empfindungen wurde, und wie er ihr allmälig anzugehören ſchien.

Ein erhebender Gedanke ward ihr jetzt recht lebendig, daß nämlich ihre jetzige peinvolle Lage die Buße ſei für

ihre Selbsttäuschung über Aldenhoven, für die unbillige Selbstverleugnung die sie sich gegen die Ansichten und Wünsche ihres Vaters auferlegt hatte. Dennoch mußte sie dieser Buße ein Ende machen; nur die Erkenntniß derselben schien ihr wahr und gut, die Buße selbst aber konnte leicht durch die Unwahrheit und Heuchelei, zu der sie genöthigt wäre, zu einer neuen Schuld führen.

Agnes fühlte lebhaft, daß sie dem ihr aufliegenden Druck, mithin ihrem Aufenthalt, ein Ende machen müsse. Sie wollte fort, um daheim mit edlen, theuern Menschen, mit ihrem Vater, mit Anton Melzer ihr Herz, ihre Zukunft auszugleichen.

Wie aber sollte sie das anfangen?

Nach ängstlichem Hin- und Hersinnen kam es ihr wie eine Eingebung: sie dachte an ihren wohlwollenden Vertrauten, — an Baron Tudenheim!

12.

Es lag allerdings Agneſen ſehr nahe, jetzt an jenen heitern und wohlmeinenden Mann zu denken, der ſich ihr in den letzten Tagen ſo entſchieden als väterlichen Freund erwieſen hatte.

Mit dem alten, herzlichen Blicke, womit er ihr — von jeher ſeinem Liebling — in Liebweiler entgegengekommen war, hatte er ihre Lage, ihren innern Kampf zwiſchen Widerwillen gegen Aldenhoven, ihre Zuneigung für Anton Melzer bald durchſchaut. Ihr Vertrauen war leicht gewonnen, und der gemeinſamen Ueberlegung, was zu thun ſei, kam das zufällige Waldereigniß wie verhängt — man möchte ſagen — wie beſtellt entgegen. Raſch trat nun Tudenheim handelnd hervor, um das Band, das Agneſen einem unwürdigen Mann verknüpfte, wenigſtens aufzuſchnüren, wenn es auf den Stutz nicht abzubrechen wäre.

Er war urſprünglich ſehr entſchieden gegen dieſe

Heirath geweſen, und drang nun bei ſeinem alten Freund um ſo eher durch, als dieſer ſeitdem auch ſeine Meinung von dem Verlobten ſeiner Tochter ſehr geändert hatte.

In einer leidenſchaftlichen Verhandlung, die noch an jenem Abende ſtattgefunden, war man wenigſtens dahin übereingekommen, die Heirath unter einem unſchuldigen Vorwand aufzuſchieben, und Tudenheim hatte dies benützt, Agneſen, die nun nach England verlangte, mit ſich fortzunehmen, und damit vielleicht die Scheidungsfrage einer vollendeten Thatſache näher zu bringen.

Gegen Agneſen behielt er ſich vor, die Angelegenheit mit ihrem Vater brieflich auszugleichen. Er kannte die Verlegenheiten ſeines alten Freundes, die denſelben zu keinem ganz frohen Aufathmen über die Rettung ſeiner lieben Tochter kommen ließen, und freute ſich doppelt, daß er nämlich im Stande war, dieſe Verlegenheiten zu heben und daß er zugleich einer ihm eigenen Laune nachgeben konnte.

Dieſe Laune hing mit ſeinen Erlebniſſen zuſammen. Eine frühere Schwärmerei des alten Herrn für das ſchöne Geſchlecht war ihm nämlich zu einem wunderlichen Humor umgeſchlagen. Mit ziemlich überſpannten Anſichten von edlem Frauenthum hatte er von Jugend auf in ſeinem Lebenskreis Eine um die Andere angebetet, und mit drei Körben, die er ſich von zehn zu zehn Jahren geholt, zwar das Heirathen aufgegeben, für

die Frauen aber ein Stückchen Andacht und die vertrockneten Weihrauchkörner seiner Huldigung noch immer zurückbehalten.

Bei seiner ersten Anstellung im Staatsdienste hatte er, 26 Jahre alt, einer noch auffallend hübschen Witwe von 40 Jahren seine Hand angeboten; wie es denn nicht selten vorkommt, daß Jünglinge eine lebhafte Neigung für ältere Frauen fassen, während alternde Männer, um sich zu verlieben, kein hübsches Kind zu jung finden. Jene verständige Frau hatte sich aber geschämt, den jungen Menschen, so liebenswürdig er ihr auch erschien, zum Vater ihrer drei heranwachsenden Knaben anzunehmen.

In seinem 36. Jahr entschloß sich dann Tudenheim abermal für eine sehr liebenswürdige Hofdame von 27 Jahren. So sehr er ihr aber auch gefiel, und die Alters- und Bildungsverhältnisse sich entsprachen, stimmte das Fräulein, obgleich auf der Höhe des Mädchenalters zum Heirathen, doch ihrem Vater bei, der das Einkommen des Bewerbers zu schmal für die Ansprüche und Gewohnheiten seiner Tochter fand, und von „Armen Rittern" sprach — wie man an manchen Orten die Schwarzbrotschnitten zu nennen pflegt, die in einem Teige von Weizenmehl gebacken werden.

Es schien dem unglücklichen Bewerber immer schwerer zu werden, einen neuen Anlauf zu wagen; das

Jahrzehend eines neuen Verſuchs verlängerte ſich etwas, und ſo hatte er ſein 48. Jahr eben zurückgelegt, als ihn die 18jährige Tochter einer verwitweten Jugendfreundin, ein reizendes, ſchalkhaftes Geſchöpf, nach und nach ganz bezauberte. Er hatte vor nicht langer Zeit eine bedeutende Erbſchaft gethan und ſie in hochrentirenden Geſchäften angelegt. Die Mutter ermunterte ihn für ihr „Bienchen", ſo daß er an einem ſchönen Frühlingsnachmittage, als er Philippinen allein am Flügel ſingend zu Hauſe fand, ihr mit gutem Muth und mit Worten einer ſcherzhaften Rührung ſeine Hand anbot. „Bienchen" beſann ſich ein Weilchen, erröthete und ergriff lächelnd die dargebotene Hand mit den Worten: „Sie wollen mich glücklich machen, lieber Herr von Tudenheim?"

„Gewiß, mit dem ehrlichſten Herzen!" betheuerte er.

„Und — Sie können es auch, beſter Herr von Tudenheim! Ja, Sie können es."

„Kann ich es wirklich? Philippine!" rief er entzückt.

„Ja!" antwortete Bienchen mit verſchämtem Blicke. „Aber auch ich weiß, wie man einen Mann Ihres edeln Schlags glücklich macht. Sehen Sie, — ich liebe den braven Herrn von Humbrecht. Adolph iſt eben Premierlieutenant geworden. Machen Sie, meiner guten Mama zu lieb, die Kaution für ihn und wir ſind das glück-

lichſte Paar! Sie ſind es mit uns, alſo zweifach: glücklich mit mir und mit Adolph!"

„Doppelt alſo?" verſetzte Tudenheim betroffen und ſich zuſammennehmend, „alſo doppelt glücklich? Einfach wäre mir lieber geweſen. Nun, wenn Sie denn ſo glücklich werden, Bienchen ohne Wachs, ſo will ich Ihnen ein Zellchen bauen. Sagen Sie dem ‚braven' Adolph, ich wolle für ſeine Heirath die Kautien machen: für ſein Glück möge er Sie als Fauſtpfand nehmen."

„Tauſend, tauſend Dank!" rief Philippine und küßte ſeine Hand. Tudenheim zog die Hand zurück und ſchalt: „Was ſoll das? Wer hat Ihnen die Zuſage gegeben, — meine Hand oder mein Mund?"

„Ja wohl, allerliebſter Herr von Tudenheim!" rief Bienchen lachend, „Zehn für einen! für jedes tauſend Gulden der Kautien einen Kuß! Heute bekommen Sie den erſten."

Bienchen ſtreckte ſich und gab ihm den Kuß. „Nun lauf' ich aber zur Mutter," rief es, „und ſag' ihr, was ſie für einen prächtigen Freund hat."

Seitdem hatte der „prächtige" Mann — Linksumkehrt gemacht und das Heirathen aufgegeben. Er war beſonnener geworden, ohne gerade dem ſo lang verehrten Geſchlecht gram oder untreu zu werden. Nur einen kleinen Stachel hatte er mit Bienchens Kuß eingeſogen:

er hätte darauf wetten mögen, die Mutter ſeiner Jugendfreundin ſpiele hinter der Couliſſe und es verdroß ihn, daß ſie ſein Herz mit Ziffern berechnet hatte. Aber das Verſprechen mußte er halten, er hatte es gegeben und es war mit einem Kuß angenommen worden. Die neun übrigen Küſſe zog er nicht ein, ſondern widmete ſie in Gedanken den neun Muſen. Aber er fühlte ſich ſeitdem gegen das ganze ſchöne Geſchlecht etwas ironiſch geſtimmt; er intereſſirte ſich nur noch für ſolche Frauensperſonen, die heirathbar waren, und die er zu verheirathen ſuchte, blos — wie er ſagte — um einer Evastochter einen Poſſen zu ſpielen, — einen Schabernack.

Dieſen Poſſen hatte er jetzt ſeinem beſondern Liebling Agnes zugedacht, und ſo war es bei ſeiner Rückkunft nach Oſtende ſein Erſtes, die Angelegenheit der losgeknüpften Braut mit ihrem Vater zu ordnen. Er hatte ſich Vorſchläge ausgedacht, die in der Perſon ſeines Freundes den zärtlichen Vater mit dem empfindlichen Legationsrathe ausgleichen konnten, beſonders wenn ſie brieflich und aus der Ferne kämen. Zu ſeiner eigenen Satisfaktion hatte er nur dem Standesvorurtheile ſeines alten Freundes auch einen kleinen Poſſen dabei zugedacht. Der Papa ſollte nämlich für den Fall, daß ſeine Tochter binnen Jahresfriſt Neigung zu einem, wenn auch nicht adeligen Bewerber faſſen

würde, seine Zustimmung ausdrücklich und voraus verpfänden.

Nun diese Angelegenheit auf dem Wege der Post soweit erledigt war, konnte sich unser „prächtige" Herr von Tudenheim dem Badeleben und guten Bekanntschaften hingeben. Er pflegte seine Bäder nach der Stunde der herankommenden Flut zu richten. Vom sogenannten Paradies her, nämlich vom äußersten Ende des Badestrandes, wo Männer im Kostüm Adams, so lang dieser noch ohne Frau und ohne Toilette lebte, baden durften, wandelte er dann die lange Strecke bis zum Kursaale, wo er sein Frühstück nahm.

Eines solchen Frühmorgens, als er hier über seinem Kaffee und dem Tagesblatte der Independance saß, ward er von einer Erscheinung überrascht, die ihm einen vergess'nen Wunsch durch dessen Erfüllung in's Gedächtniß rief. Anton Melzer trat durch die Glasthür ein, und beide erblickten sich in demselben Nu.

Der junge Doktor war am Abende zuvor mit dem letzten Eisenbahnzuge angekommen und im nahen „Deutschen Gasthof" eingekehrt. Der Baron fragte lebhaft, ob er ihm etwa Briefe mitbrächte. Anton war aber schon länger von Hause unterwegs; er hatte es sich wieder einmal am Rhein, besonders in Köln bei so manchem Neuentstandenen gefallen lassen, sich in Brüssel und Antwerpen aufgehalten, selbst Löwen und Mecheln

nicht übergangen, und nur Gent und Brügge zu Ausflügen aus Oſtende vorbehalten. Seine Brieftaſche war mit Notizen gefüllt. Als nun Tudenheim's Diener ebenfalls ohne Briefe von der Poſt zurückkam, ließ es der alte Herr für eine gute Vorbedeutung gelten, daß ſeine zur Ausgleichung von Agneſens Angelegenheiten gemachten Vorſchläge angenommen würden. — Der gute Papa will nur nicht merken laſſen, wie willkommen ſie ihm ſind, ſagte er lachend, und eilt daher mit ſeiner zuſagenden Antwort nicht.

Dies erinnerte Anton an die Briefe, die für ihn auf der Poſt liegen konnten, und da er ſeinen Reiſepaß in der Brieftaſche hatte, ſchickte Tudenheim ſeinen Diener damit hin, um ſie abzuholen. Er erzählte dann ſeine Reiſe mit Agneſen, und berichtete aus dem erſten Briefe derſelben ihre Irrfahrt und ihren Empfang bei der engliſchen Familie. Was die frauenzimmerliche Nachſchrift von einigem Unbehagen des Fräuleins errathen ließ, fiel dem jungen Freunde bedenklicher auf, als es Tudenheim genommen hatte.

Der Diener überbrachte wirklich Briefe an Doktor Melzer. Sie waren von Hauſe. Unter den mancherlei heimiſchen Angelegenheiten erwähnte die Mutter auch wiederholter Beſuche des Herrn Legationsrathes. — „Wir ſind jetzt gute Nachbarn," ſchrieb ſie. „Der alte Herr hält die angeblich verſchobene Heirath ſeiner Tochter

noch immer aufrecht; der Gegenstand scheint ihm aber doch schwer zu werden, denn er läßt ihn gleich wieder fallen, sobald man ihn zur Sprache bringt. Gegen mich ist er ungemein artig, ja er macht mir förmlich den Hof, und wenn Du nicht bald zu einer Frau kommst, so weiß ich nicht, wozu ich mich noch entschließe."

Anton und der Baron lachten laut auf. — „Aha! mein alter Freund lenkt in unsere bürgerlichen Wege ein!" rief Tudenheim. „Ja, ja! Mußte denn die Frau Senatorin bei so viel persönlicher Liebenswürdigkeit auch noch so vortrefflichen Chambertin haben, und sich so in die reizendsten Erinnerungen eines alten Diplomaten mischen? Aber weiter! Was macht denn die allerliebste Schweizerin? Was schreibt denn Bertha?"

„Einen recht lieben, heitern Brief!" antwortete Anton, indem er die zierlich beschriebenen Blätter durchlief. „Es ist doch eine wackere Natur an dem Mädchen! Die fatale Waldgeschichte hat ihrer Unbefangenheit, ihrem guten Zutrauen gar nichts anhaben können, wie es scheint, sondern nur ihren Muth, ihre Selbstständigkeit entwickelt. Ich will es nun keinem Gecken oder Unverschämten gerathen haben, ihr mit Hand oder Mund zu nahe zu kommen. Vielleicht treffen wir sie als Braut an. Sie scheint, wie mir die Mutter schreibt, von einem meiner Vettern sehr eingenommen, einem ganz

tüchtigen jungen Mann im Geſchäft ſeines Vaters, Sohn einer Schweſter meiner Mutter. Sie gefällt ſehr, und da ſie auch Vermögen zu erwarten hat, ſo fehlt es ihr nicht an wetteifernden Bewerbern. — Sehen Sie ja zu, hab' ich ihr beim Abſchiede geſagt, daß Sie keine Mißwahl treffen. Einen Unrechten haben Sie kennen gelernt; aber für ein Mädchen wie Sie, liebe Bertha, iſt es eine Aufgabe, unter vielen — den Rechten zu wählen! — — In den Augen meiner Mutter wäre ich der Rechte geweſen," ſetzte er lächelnd hinzu; „ich denke aber, ſie wird ſich noch mehr an Agneſen freuen, wenn ich ſo glücklich wäre —"

„Vorausgeſetzt, mein Freund," fiel der Baron ſcherzend ein, „daß ſie ſich nicht für den Vater entſchloſſen hat, ehe Sie mit der Tochter anrücken!"

Beide ſetzten ſich hinaus in's Freie, angezogen von dem luſtigen, lärmenden Treiben der Badenden, die mit ihren Badekarren von der herankommenden Flut immer näher an den hohen Damm — ſo zu ſagen — geſpült wurden.

Der junge Freund beſprach ſeine Einrichtung. Er war nicht als Badegaſt gekommen, wünſchte aber für die Tage ſeines Verweilens mit dem Baron zuſammen zu wohnen. Dazu bot ſich in dem Privathauſe, wo Herr von Tudenheim eingekehrt war, noch ein artiges

Zimmer, und beide konnten dann mit dem gemeinsamen Frühstück und Tische nach Belieben wechseln.

Die Angelegenheit, die den Doktor hierher geführt hatte, wurde in gelegener Stunde nicht vergessen, und Anton vernahm nun auch die Verhandlungen, die nach jenem Vorfall in Liebweiler noch am Abende zwischen den Verlobten im Beisein des Vaters und unter Tudenheim's Vermittlung auf dessen Zimmer stattgefunden hatten. Der Bruch war von Agnesens Seite bestimmt erklärt worden. Es lag aber im beiderseitigen Interesse, den Anlaß dazu nicht laut werden zu lassen und einen schicklichen Vorwand abzuwarten, um die Lösung des Verhältnisses zu erklären; bis wohin man der Vermuthung derselben im Publikum einen dämmerigen Spielraum nicht verwehren wollte. Wie ungelegen, wenn auch nicht unbegreiflich, diese Wendung für Agnesens Vater gekommen sei, verschwieg sein alter Freund nicht, theilte aber zugleich dem Doktor Einiges von den Vorschlägen mit, durch die er den sorgenvollen Mann zu beruhigen und mit dem Ereigniß auszusöhnen hoffte. Wie zart er dabei auch vermied, von den Umständen, die seinem alten Freunde eine Heirath mit dem reichen Aldenhoven wünschenswerth hatten erscheinen lassen, so wie von den Verlegenheiten zu sprechen, die ihm durch den Bruch des Verhältnisses erwuchsen: so konnte doch Anton, der des Nachbars Lage ziemlich kannte, aus den Vorschlägen

ſelbſt das Unausgeſprochene und zugleich die edle Denkungsart des Herrn von Tudenheim leicht errathen. — — „Ich habe mich entſchloſſen," ſagte der Baron, „mit meinem alten Freunde zuſammen zu wohnen. Ich will meine Landjunkerei aufgeben, meine Landwirthſchaft, den Kohlbau und den lieben Wildſtand fahren laſſen, und will's mit den Annehmlichkeiten der Stadt verſuchen. Ich werde den obern Stock im Hauſe meines Freundes beziehen, den jetzt der Advokat bewohnt, — ein läſtiger Miether, unzufrieden, ſchlechter Bezahler und deſſen Klienten die Ruhe des Hauſes ſtören und die Treppen ſchmutzig machen. Ich übernehme die koſtbare Ausſtattung Agneſens, die den Papa drückt, laſſe die hübſchen Zimmer neu in Oel und Tapeten legen und wir führen einen gemeinſamen Haushalt. Wie manchmal haben wir in ſeid'nen Strümpfen und leichten Schuhen mit papiernen Sohlen auf dem kalten Parquett eines fürſtlichen Audienzſaales neben einander geſtanden! Jetzt wollen wir unſern Sorgenſeſſel ohne Sorgen zuſammenrücken, unſere undiplomatiſchen Füße in weiche Socken ſtecken, eine feine Cigarre rauchen aus meiner Büchſe und eine Priſe nehmen aus meines Freundes Tabatière. Sommers begleitet er mich nach Gaſtein, wo wir gleich welken Blumen für den nächſten Winter uns erfriſchen. Wie herrlich, lieber Doktor, wenn Sie dann mit Agnes gegenüber wohnen, wir uns die Zeitungstelegramme von

den Fenstern aus über die stille Alleegasse mittheilen, oder zu einem Wildbrätchen, einem l'Hombrechen oder einer Bowle Punsch herüber und hinüber winken können! Nicht wahr?"

„Lieber, herzlicher Baron," rief Anton bewegt, „wann fängt denn aber die Herrlichkeit an? Agnesens herzliches Ja, des Vaters verdrießliches Meinethalben — wann werden sie denn laut werden?"

„Innerhalb Jahres und Tages!" erwiederte Tudenheim. „Ich habe meinem Freund die Bedingung gestellt, für Jahr und Tag seine Zustimmung zu jeder Heirath nach der Wahl seiner bewährten Tochter vorauszugeben."

„Jahr und Tag?" erwiederte Anton gedankenvoll.

„Ist Ihnen das zu lang?" rief der Baron. „Ist der Bruch einer Verlobung für ein Mädchen wie Agnes nicht von der Bedeutung und von Gewicht eines Trauerjahrs für die Witwe einer unglücklichen Ehe? Bedenken Sie die Umstände! Agnes verkehrt mit Ihnen in einem kleinen Bad; bricht dort mit ihrem Verlobten und heirathet den Freund, den sie in ihrem Brautstand lieb gewonnen hat? Was sollen die Menschen davon denken? Wollen Sie denn diesen leichtfertigen Aldenhoven in den Schein der Rechtfertigung rücken und Agnesen die Schuld des Bruches aufladen?"

„Sie haben Recht, Herr von Tudenheim!" erwiederte

Anton. „Ich fühle das! Ich darf nicht einmal um Agnes werben.“

„Wenigstens sobald nicht werben,“ sagte der Baron, sondern sich nur liebenswürdig machen aus stummer, bescheidner Ferne. Da indeß mein Freund jetzt schon mit der Frau Senatorin guten Umgang anknüpft: so leitet sich in den Augen der Sozietät die Bekanntschaft zwischen Tochter und Sohn von selber ein; die Erwartung geht der Bewerbung voraus, und die Weissagung der Stadtbasen schafft erst und bestätigt den neuen Bund. So müssen wir's einfädeln.“

„Wenn ich wenigstens nur Agnesens gewiß wäre!“ seufzte der Doktor, „wenn ich nur eine allerheimlichste Liebesversicherung hätte!“

„Eine allerheimlichste haben Sie ja!“ entgegnete der Baron, — „eine, die ich Ihnen gegeben habe. Und nun kommen Sie oder begegnen Sie demnächst der zurückgekehrten Geliebten ja mit keinen forschenden Augen, oder gar mit fragenden Lippen. Kein Blick, keine Miene darf etwas anderes als Verehrung und Ergebenheit ausdrücken. Damit versichern Sie sich ihrer Achtung und Treue. Denken Sie nicht daran, Agnesens Liebe durch Huldigung zu erwerben; fürchten Sie nur sie auf solchem Wege zu verlieren! — — Doch verzeihen Sie! Ich sage Ihnen Dinge, die Sie mir übel nehmen können, als ob ich sie Ihnen erst zu sagen brauchte!“

13.

Es ist ein luftiger Salon, auf starken Balken ruhend, zu welchem in die See hinaus die eine der beiden langen Holzbrücken führt, die den Eingang zum Hafen bilden. Ein Lattenboden hält uns über dem Meer; über unsern Häupten breitet sich der Himmel vom Ozean nach Belgien hinüber. Holzbänke ziehen sich an der hohen Brüstung dieses Brückenkopfes hin, und laden zum Ruhen und Athmen der Seeluft ein. Aber bei stürmendem Meer sitzt ein träumerischer Badegast hier nicht sehr behaglich: es stürzt wohl die eine oder die andere der heranschwankenden Wogen über die Brüstung herein und durchnäßt ihn von oben, oder die gebrochene Welle schlägt zwischen dem Lattenwerk herauf und badet ihn von unten, so daß er sich zwischen Wiedertaufe und Fußwaschung als Kunsttänzer und Luftspringer zu bewähren die beste Gelegenheit hat.

Heut aber nach Tische konnte Doktor Anton Melzer

hier ſich unbeſorgt niederlaſſen und ſaß auch ſo ziemlich allein. Die Luft athmete ruhig; der Himmel war leicht bedeckt, und die See, wie in weißgrauen Atlas gekleidet, ſchien in Halbtrauer verſunken. In maleriſcher Entfernung belebte ſich mehr und mehr der lange, dunkle Steindamm von wandelnden Menſchen. Unter ſeiner Böſchung zog ſich mehr und mehr das ebbende Meer zurück, und die verlaſſ'ne Sandſtrecke lud zum Niederſteigen ein. Mütter brachten ihre Knaben und Mädchen herab und ſetzten ſich auf Rohrſtühlen nieder, um ihre Kleinen im ſtärkenden Aushauche des Bodens den feuchten Meeresſand mit ihren kleinen Schaufeln bearbeiten, Sandberge bauen und bunte Muſchelchen aufleſen zu ſehen.

Immer mehr erweitert ſich die ſandige Tenne von zurückgehendem Gewäſſer. Es thut ſich der wundervolle Tanzboden auf, über welchem in ſechsſtündigem Takt die Meereswogen, flutend und ebbend, auf und ab chaſſiren nach ihrer eignen Muſik, wie der Spanier nach ſeinen Kaſtagnetten tanzt. Am höheren Geſtade ſtehen die grauen Dünen als Zuſchauer dieſer ewigen Luſtbarkeit im Wechſel ſanfter oder wilder Tänze. Einſt ſchwebten ſie mitten in dieſen Wirbeln und ſind nun als müde Tänzerinnen abgeſetzt, bis dann und wann, in raſender Springflut, eine oder die andere wieder einmal abgeholt wird.

In ſolchen Betrachtungen ſaß der junge, träumeriſche Doktor. Er war viel aufgeregter gekommen, erfuhr aber unvermerkt, wie ſehr ein Herz voll heimlicher Liebe gemacht iſt, die Seele auf die Naturumgebung zu ſtimmen. Eine unendliche Sehnſucht überkam ihn unter dem Anblick dieſer ruhigen See in ihrem ſilbergrauen Schimmer. Er wußte nicht, wornach es ihn verlangte, bis er in der Ferne drüben vor dem Reſtaurationshauſe mehrere Männer ſtehen ſah, die ein langes Sehrohr nach der Höhe des Meeres richteten. Wurde ein Schiff von England herüber erwartet? Und brachte es vielleicht auch —

Eben erblickte er, auf der Brücke herankommend, den Baron Tudenheim, den er hier erwartete. Der alte Herr kam von einem großen Mittageſſen beim preußiſchen Konſul, und winkte von weitem mit einigen Briefen, wie mit einem Flaggenſignal. Näher gekommen, verrieth ſein Gang, ſein Blick und die hohe Farbe des Geſichtes die Anregung, die ein feuriger Wein bei gewürzten Schüſſeln und lebhafter Unterhaltung hinterläßt. — „Briefe von Oſten und Weſten!“ rief er.

„Kommen ganz richtig hierher,“ verſetzte Anton: „wir ſitzen ja hier am — Oſt-Ende.“

„Und ein Stückchen da drüben iſt Weſt-Anfang,“ ſagte Tudenheim, „und wir gehen dahin.“

„Nach England, Herr Baron? Und — wir ſagen Sie?"

„Ich hoffe, Sie gehen mit!"

„Ich mit nach England? Nun, ſo ſetzen Sie ſich einmal hier neben mich auf den Divan und machen Sie ihn zu einem weſt-öſtlichen!"

„Ich beginne mit dem Oſten," lachte der ſehr launig geſtimmte alte Herr, „nicht um Ihre weſtliche Neubegier zu befriedigen, ſondern weil wir von Oſten kommen und wieder hin wollen. Alſo, Papa Bering nimmt meine Vorſchläge an und freut ſich unſeres künftigen Zuſammenlebens. Dies ſogar, ohne noch dabei auf den geiſtreichen Doktor Melzer zu rechnen, der bekanntlich Geſchäftsnaſen und Ehrendoſen ſo angenehm zu vereinbaren weiß. Dafür kommt Ihnen aber die ausbedungene Heirathsfriſt für Agnes mit zu gut. Der Papa verzichtet zwar ſehr ungern auf ſeine Zuſtimmung zu einer problematiſchen Heirath ſeiner Tochter, erkennt aber darin eine verdiente Buße für ſich. Hören Sie nur!"

Mit den Worten: „Mein alter Freund ſchreibt hier ſehr offen und vergnügt," entfaltete der Baron den einen Brief und las:

„Ich kann allerdings mit meiner Wahl für Agneſen nicht ſehr dick thun. Ich rechnete darauf, daß Aldenhoven aus ſeinen thörichten Jahren heraus getreten ſei, und legte vielleicht zu viel Gewicht auf die

Stellung und Wirkſamkeit in der Welt, die ein Mädchen von Agneſens Verſtand und Herzensgüte durch eine Heirath mit Aldenhoven gewänne. Ich brachte die Liebe zu wenig in Anſchlag. Mein Anknüpfen der Heirath war vielleicht klug: von Agneſen iſt es aber weiſe, daß ſie noch zur rechten Zeit abbricht. Gut denn! Darum darf ich wohl auch einer freien Wahl derſelben im Voraus alles Vertrauen ſchenken; getröſte mich aber dabei, daß ſie, ihrem Erlebniß nach, ſobald kein Auge und Herz für eine neue Wahl haben wird. Es müßte denn ſein, ſie fühlte ſich während dieſes Jahres durch unſer herrliches Zuſammenleben ſo glücklich, daß ſie ſich am entſcheidenden Tage für den Schöpfer dieſes Vereinslebens entſchlöſſe und ein Stockwerk höher im Hauſe leben möchte. Wer weiß denn auch, was dort das Mobiliar, durch ſeine frühere Beſtimmung zur bräutlichen Ausſtattung, für eine magiſche Wirkung auf ein eigenſinniges Mädchenherz auszuüben vermag. Und war meine Agnes doch einmal reſolut bis zu Aldenhoven's Jahren vorgegangen: ſo macht ſie ſich vielleicht auch nichts daraus, noch einige Altersſtationen weiter bis nach — Tudenheim zu fahren. Es wird mir dann nur leid thun, daß mein Nein nichts gilt, und mein Ja von keinem Gewicht iſt!" — —

Der alte Herr lachte aus der vollen, von einem üppigen Mahle mitgebrachten Kehle, was den unruhigen,

eben etwas ſentimentalen und daher für Scherz verdrießlichen Doktor faſt verſtimmt hätte. — „Nun," ſagte Anton, „ich bin denn wirklich begierig, wer von uns Beiden dem Andern zu gratuliren haben wird!"

„Ich auch!" verſetzte Tudenheim mit drolligem Ernſte. „Verſteht ſich — ein Duell auf Piſtolen muß vorausgehen, und der Ueberlebende gratulirt ſich ſelbſt."

„Und gehen wir etwa deshalb zuſammen nach England, um jetzt ſchon Agneſens Entſcheidung zu holen?" fragte Melzer.

„Aha!" lachte der Baron in ſeiner heut unverwüſtlichen Laune, „Ihre Ungeduld ſtichelt auf den zweiten Brief! Gut denn! Nein, mein junger Philoſoph, es gilt diesmal noch keiner Entſcheidung. Meine Liebenswürdigkeit iſt ja noch ein Jahr zu jung, und das Mobiliar in meiner künftigen Wohnung wirkt noch nicht mit. — Nein, ich bitte mir aber aus, daß Sie Ihren rivaliſirenden Eigennutz auch beiſeit ſetzen. Es gilt einen ritterlichen Zug für Agnes; ich bin der Ritter und Sie der Edelknappe. Ich faſſe mich kurz, wie Agneſens Brief; denn wir müſſen ſogleich packen und noch in dieſer Nacht mit dem Dampfſchiffe gehen. Agnes ſchreibt von einer ihr unerträglichen Lage, aus der ich ſie unter irgend einem geltend zu machenden Vorwande abholen ſoll."

Anton war betroffen; er begriff nicht, welcher Art

dieſe unerträgliche Lage ſein könnte, und Tudenheim fuhr fort:

„Sie ſetzt ausdrücklich hinzu, das Widerwärtige läge durchaus nicht im Benehmen der liebenswürdigen Familie: es läge nur in der Stimmung ihres Herzens zur Denkungsart der Mutter und Töchter, und ſie lebe in der Beſorgniß eines Zwieſpaltes, der ihren längeren Aufenthalt ſtören könnte. Noch habe die Familie keine Ahnung davon und würde eine freiwillige Abreiſe nicht begreifen, ſondern übel nehmen. Um nicht von mir verkannt zu werden, müſſe ſie ſich die mündliche Löſung Deſſen, was mir als Räthſel erſcheinen würde, vorbehalten. — Alſo kommen Sie, mein Freund! Wir müſſen uns zur Abfahrt anſchicken. Ich bin nur froh, daß ich nicht allein zu gehen brauche. Ihr Rath zu einer Finte, Ihr Beiſtand zu einer Unwahrheit ſollen mir gut thun.“

Er nahm Anton unter dem Arm und ſprach, ihn fortführend, weiter:

„Nicht wahr, eine artige Zumuthung für einen Philoſophen? Ich denke aber ein Philoſoph für eine Finte und ein Diplomat für das Recht nehmen ſich Arm in Arm vortrefflich aus.“

„Aber, Spaß bei Seite, denken Sie ſich denn gar nichts bei Agneſens Verlegenheit, Herr Baron?“ fragte Anton.

„Doch, mein Freund, doch!“ antwortete Herr von Tudenheim. „Ich denke mir, Fräulein Agnes, die ſich und ihren unvermutheten Beſuch natürlich durch den Bruch ihrer Verlobung mit Aldenhoven erklärt hat, wie ſie es ſich mündlich vorbehalten hatte, findet ſich wahrſcheinlich mit den ſabbatlichen Anſichten der Engländerinnen in einem Konflikt, der ſich auf der Stelle nicht ausgleichen und auf die Dauer mit geſellſchaftlicher Leichtigkeit nicht tragen läßt. Denn, Sie wiſſen ja, — das Kirchengebiet betritt eine gute Engländerin mit Holzſchuhen, und das, was ſie dort einmal für unſittlich halten, wehren ſie mit Dreſchflegeln ab. Handel und Gewerbe findet überall in England die vortrefflichſten Chauſſeen und Schienenwege; mit dem Glauben aber gerathen ſie ſehr oft auf den Holzweg. Was nun uns angeht, ſo helfen Sie mir nur auf einen guten Ausweg. Denn Sie als Freier und ich als Freiersmann dürfen wir nicht kommen. Von mir wiſſen Sie, wie Agnes gegen Sie geſinnt iſt und fühlt: ich darf Ihnen daher auch wiederholen, daß Sie vor dieſen Engländerinnen und überhaupt auch in der deutſchen Geſellſchaft ſobald nicht als Liebender und als Derjenige erſcheinen dürfen, um deſſentwillen Agnes dieſen Aldenhoven mit ſeinen Jahren und Gütern, mit ſeinen Liebſchaften und fürſtlichen Handbietungen aufgegeben hat. Sie wird ſchon an dem liebenswürdigen Bräutigam Gründe genug ge-

funden haben, ihren Bruch mit ihm der engliſchen Familie begreiflich zu machen, ſo weit ſie eben dort empfänglich für deutſche Anſichten und Gefühle ſind. — — — Nun? Warum ſo nachdenklich, lieber junger Freund? Munterchen! Zerbrechen Sie ſich den Kopf nicht! Wir haben noch Zeit, zu Waſſer und zu Land den Zweck unſerer Fahrt zu überlegen. Das Schlimmſte wäre, daß wir bei unſerer diplomatiſchen Miſſion einer Priſe de Contenance bedürften, ehe wir eine Tabatière bekämen."

Dieſe ritterliche Entſchloſſenheit des alten und des jungen Verehrers einer verlaſſ'nen Dame wurde denn auch zu einer ſchnellen Ueberfahrt von der ſtillen, glatten See begünſtigt. Das leichte Gepäck unſerer Reiſenden fand dort keinen Aufenthalt an dem Zollhauſe, und mit ihrer Vorſicht und Erfahrung wurden ſie durch keinen Diebſtahl und Gaunerſtreich in Verwickelung gezogen. Alles ging mithin flott von Statten. Der Zweck der Reiſe, je näher ſie ihm kamen, mäßigte auch den Humor des alten Herrn, der einmal den Einfall hatte, Agneſens Irrfahrt nachzumachen und dem Herrn Tupper, Chef des Hauſes Tupper u. Comp., für die gute Aufnahme ſeiner vorgeblichen Nichte zu danken. Vielleicht wären inzwiſchen auch Frau und Töchter zurückgekommen, die mit Agneſen franzöſiſch geſprochen hätten, wenn ſie nicht gerade im Seebad geweſen wären.

So brachte der frühe Eilzug bei rechter Aufmerkſamkeit auf den Wechſelſtationen unſere Reiſenden bei guter Zeit an's Ziel, und ein Miethwagen nach dem Landgute der Familie Rowley. Sie ließen im Gaſthauſe des nahen Ortes ihre Sachen zurück und betraten den Park.

Eine Geſellſchaft meiſt junger Leute trieb ſich, wie es ſchien mit einem deutſchen Spiel, vor dem Haus umher, und unterbrachen ſich beim Anblicke der Herankommenden. Auch Fräulein Agnes trat hervor, erkannte von weitem den ihr zuwinkenden Baron und eilte ihm entgegen. Aber wie beſtürzt und erſchrocken bebte ſie vor Anton zurück, den ſie im modiſchen Reiſeanzuge nicht gleich erkannt hatte.

„Nun, nun, ſo erſchrocken?" fragte Tudenheim, ihre Hand ſchüttelnd.

„Verzeihung!" erwiederte ſie und reichte auch dem Doktor die Hand. „Wie hätte ich Sie vermuthen können, lieber Freund? Aber — — laſſen Sie hier um des Himmelswillen nicht merken, daß wir Freunde ſind, daß wir uns —"

„Nun, liebe Agnes," fiel der Baron ein, „daß ihr euch liebt, wollen Sie ſagen?"

„Nein, daß wir uns kennen, wollt' ich ſagen!" entgegnete ſie lebhaft und erröthend.

„Nicht einmal kennen!" rief der Baron mit ſchalk-

haften Blicken nach dem von seinen Reden sehr befremdeten Anton. „Nun auch das! Sonst haben wir uns schon darüber besprochen, daß der Freund mit keiner Miene seine Liebe und euer gutes Einverständniß verrathen darf. Ich kann mir denken, wie diese prüden Engländerinnen, die ein Lineal in der Seele stecken haben, so was von einer Braut aufnehmen würden, die eben erst ihr Verhältniß gelöst hat."

„O mein Gott, lieber, väterlicher Freund," flüsterte sie beklommen, „ich gelte ja hier noch für verlobt. Das ist es ja, warum ich in solchem unwahren Schein nicht länger bleiben kann. Vergessen Sie das ja nicht, bester Baron, und Sie, lieber Freund! Aber — — unter welchem Vorwande kommen Sie denn?"

„Lassen Sie Das!" erklärte Tudenheim. „Wir müssen zur Gesellschaft, liebe — ‚Nichte'. Nicht wahr, — Nichte? Und mit Du? Lassen Sie uns nur machen, und erstaunen Sie nur recht über unser Abholen und unsere Neuigkeiten! Kommen Sie!"

Sie traten nun lebhaften Schrittes an die Gesellschaft grüßend heran, und Agnes stellte die Ankommenden in französischer Sprache mit den Worten vor: „Mein lieber, guter Oheim, Baron von Tudenheim, und Herr —"

Sie sah Anton an, verlegen, wie sie ihn nennen sollte.

„Herr Doktor Melzer," fiel der Baron ein, „aus Oſtende, ein lieber Freund, der England kennen lernen will."

Indem nun Mr. Rowley die Fremden willkommen hieß und ihnen ſeine Frau und Töchter nannte, flüſterte Arabella halblaut Agneſen zu:

„Mein Gott, iſt denn der junge Herr nicht Ihr Nachbar von Hauſe?"

„Mein Nachbar —?" erwiederte das Fräulein betroffen und verwirrt.

Anton, der es gehört hatte und Agneſens Verlegenheit bemerkte, fiel raſch ein:

„Meinen Sie mich, mein Fräulein?"

„Ja," antwortete das ſchöne Mädchen leicht erröthend, „ich glaubte Sie mit einer älteren Dame am Fenſter geſehen zu haben, als wir jüngſt von einem Beſuche bei Herrn von Bering abreisten."

„Ich bewundere Ihr vortreffliches Auge!" verſetzte Anton. „Durch den Herrn Baron kenne ich des Fräuleins Wohnort, und allerdings habe ich dort einen Vetter, der mir außerordentlich ähnlich ſehen ſoll. Ich habe es immer nicht glauben wollen: doch — wie Sie es gefunden haben, muß ich die Segel ſtreichen. Wir ſind Couſins von den Vätern. Aber — wie wird Guſtav ſich geſchmeichelt fühlen, wenn ich ihm ſchreibe, in welch' freundlichem Andenken er von einem einzigen

Blick bei einem ſo liebenswürdigen engliſchen Fräulein ſteht!"

Arabella zog ſich bei dieſer unvermutheten Wendung verlegen zurück.

Tudenheim wendete ſich jetzt an Agneſen, indem er mit heiterer Miene laut ſprach:

„Was wirſt Du aber ſagen, liebe Nichte, daß ich aus einem ſo reizenden Aufenthalte Dich abzuholen komme."

„Mich abholen? Mein Gott, iſt der Papa krank geworden?"

„Nein, nein, mein Kind! Weder der Vater, noch der — Herr von Aldenhoven! Aber, denke Dir, Tante Sabine iſt aus Odeſſa unvermuthet angekommen. Die Aerzte weiſen ſie nach Ems und ſie rechnet auf Deine Begleitung und Geſellſchaft im Bade. Papa telegraphirt mir nach Oſtende, Dich eilends abzuholen und nach Hauſe zu bringen."

„Oh!" rief Mr. Rowley, „das iſt doch recht fatal!"

Auch die Mutter beklagte — dat unfortunate accident, und beide Töchter umarmten Agneſen mit ungeſtümer Rührung.

Dieſe lebhafte Theilnahme half Agneſen über die erſten unbeholfenen Augenblicke hinaus. Denn bei ſolchem ehrlichen Eindruck und Glauben der Familie an eine Unwahrheit fühlte ſie ſich auf das Tiefſte beſchämt,

und ward inne, was es mit einem ſogenannten „Vorwand“ auf ſich habe. Sie hätte ſchicklicherweiſe ſich wärmer nach der Tante erkundigen, ſich um ihre Krankheit bekümmern müſſen: ſie war aber nicht im Stande, — Komödie zu ſpielen. Ja ſie fürchtete jeden Augenblick, nach der Perſönlichkeit der Tante befragt zu werden, von der ſie nichts wußte. Hierin kam ihr nun der Baron zuvor, indem er ungefragt berichtete, die vortreffliche Schweſter ſeines Freundes Bering ſei einem ruſſiſchen General Uſow vermählt, der nach dem letzten Kriege ſich auf ſeine Beſitzungen bei Odeſſa zurückgezogen habe.

Agnes athmete auf; doch that es ihr eigens leid, daß der alte, ehrliche Mann mit ſolcher Unbefangenheit flunkern konnte. Und als ſie ſich ſagen mußte, daß ſie ſelbſt ihn dazu gebracht habe, unwahr zu ſein, um ihr aus unwahrer Lebenslage zu helfen, ſo fiel ſie in die peinvollſte Unruhe der Erkenntniß, daß die Lüge ſo fruchtbar ſei, wie die Wanze. Sie blickte nach Anton umher, der, von dem guten Gelingen ſeiner Erfindung doch mehr beſchämt als erfreut, ſich ein wenig zurückgezogen hatte. Agnes glaubte ihm ein heimliches Mitgefühl ihrer eigenen Verlegenheit anzuſehen. Es that ihr wohl, und ſie trat zu den beiden Schweſtern mit der Bemerkung, man müſſe den fremden jungen Herrn mit der jungen Geſellſchaft bekannt machen. Aber nur

Jane ſchloß ſich ihr an; Arabella fürchtete ſich vor ſeinen deutſchen Artigkeiten zumal in Gegenwart der jungen Engländer, unter denen ſie einige Verehrer hatte.

Da trat nun mehr Heiterkeit ein. Der Baron und Mr. Rowley verſtanden ſich bald in verwandtem Humor, ſchwatzten und lachten zuſammen. Die Familie beeiferte ſich, das herzlichſte Wohlwollen in die flüchtigen Stunden zuſammen zu drängen. Die beiden Ankömmlinge durften ſich der Gaſtlichkeit des Hauſes nicht entziehen, und mußten, der Tante aus Odeſſa zum Trotz, wenigſtens noch den folgenden Tag verweilen.

Dies geſchah, und während Agnes dieſen letzten Tag mit beiden Freundinnen, die ihr packen halfen, innigſt zuſammen blieb, machte Mr. Rowley mit ſeinen beiden Gäſten einen Ausflug nach dem nahen Edinburg. Der Doktor und der Baron, wie ſie ſich des herrlichen Ausblickes über Land und Meer entzückten, mußten dem vergnügten Wirthe verſprechen, im nächſten Jahr auf länger wiederzukommen und eine Reiſe in's Hochland mitzumachen. — „Ja," ſagte Herr von Tudenheim, mit einem ſchalkhaften Blick auf Anton, „wir wollen die noch verborgene Gunſt des bevorſtehenden Jahres benützen, um das honorable Haus Rowley mit dem Unerwartetſten zu über-

raſchen, indem wir meine liebe Nichte wieder mitbringen.“

„Ja wohl, Sir!“ rief der Doktor. „Wir rechnen auf Ihren köſtlichen Humor, der uns über die fatale Tante aus Odeſſa hinaushelfen wird.“

14.

Am zweiten Morgen, nach einem wirklich herzlichen Abſchiede, ſchlugen unſere Rückreiſenden die Tante Sabine in den Wind, und überließen ſich den wechſelnden Eindrücken der Gegenwart. Sie waren einverſtanden, London zu beſehen und in Oſtende noch ein paar Bäder zu nehmen. Der Baron, von dem dieſer Vorſchlag ausging, verleugnete dabei ſein altes ſchwärmeriſches Intereſſe für ein liebendes Paar nicht, das bei den eigenthümlichen Rückſichten, die es zu Hauſe auf die Geſellſchaft nehmen mußte, hier in der Fremde zum rechten Verſtändniß ihrer Herzen und zu einer Zurechtlegung ihrer Zukunft kommen ſollte. Anton erkannte jetzt die ſchalkhafte Laune des alten Herrn, der ihn vor Liebeswerbung ſo ſehr gewarnt hatte, nur um ihn zu necken und in Verlegenheit zu ſetzen. Vor der Welt freilich mußte das Einverſtändniß der Liebenden noch ein Geheimniß bleiben. Daher gaben auch Tudenheim und An-

ton Melzer ihre Nachrichten nach Hauſe, ohne des Zwiſchenereigniſſes in Betreff des Fräuleins mit einem Worte zu gedenken.

Wir eilen ihnen voraus in die Heimath.

Bei dem freundlichen Verkehr, der ſich nach und nach zwiſchen dem Legationsrath und der Senatorin auf dem ſtillen Platze der Stadt nachbarlich eingefunden hatte, hielt der alte Herr auch nicht länger mit dem Geheimniß des Verlobungsbruches zurück. Die Sache war von ihm mit Aldenhoven brieflich, und bei einer Zuſammenkunft beider in dem verhängnißvollen Liebweiler perſönlich ausgeglichen worden. Zu dieſer Zufriedenheit kamen noch die Vorkehrungen im Hauſe des Legationsrathes zur Aufnahme ſeines alten Freundes. Wie hätte da der gute Mann, der ſchon als Diplomat ſo gern geplaudert hatte, mit den bevorſtehenden Veränderungen gegen eine verſtändige Nachbarin zurückhalten ſollen, mit der er ſo gern vertraulich that, und ihr mit der Miene, als ſei es etwas Wichtiges, was ihm nur etwas Reizendes war, ſo gern in das kleine, noch von dunkeln Locken beſchattete Ohr flüſterte. Er brachte am liebſten ſeine Abende bei ihr im Hauſe oder im Hausgarten zu, und empfand an den beiden Abenden, an denen die Senatorin ein Spiel- und ein Leſekränzchen hatte, ſehr leidmüthig ſeine jetzige Einſamkeit.

An einem dieſer Abende, als die Senatorin ſich unter

Bertha's Beistand eben zum Ausgehen gekleidet hatte, erschien Gustav Waldner, ihr Neffe. Die Tante hatte nun keinen Zweifel mehr darüber, warum der junge Reisende jetzt seine auswärtigen Geschäfte so abkürzte, und wem seine beeiferten Besuche galten. Auch war ihr seit jenem ersten Bekenntniß Bertha's auf dem Heimwege vom Brunnen in Liebweiler nur leider! zur Gewißheit geworden, daß das liebe Mädchen eine heimliche, aber entschiedene Neigung zu dem hübschen und auch sehr tüchtigen jungen Mann hegte. Heimlich war diese Zuneigung vielleicht nur dadurch geblieben, daß die Senatorin mit guter Miene die Annäherung der Liebenden zu hindern, und Bertha's Vertrauen zu ihr von sich abzuhalten wußte. Die sonst so groß und billig denkende Frau konnte ihre mütterlichen Träume und Wünsche noch immer nicht aufgeben, und suchte mit gewöhnlicher Frauenschwäche eine leidige Enttäuschung so lang wie möglich von sich abzuwehren.

In dieser Stimmung empfing sie ihren Neffen, so sehr sie sonst dem braven Sohn ihrer Lieblingsschwester hold war, heute doch wenig freundlich. — — „Du hast schon wieder vergessen, Gustav, daß heute Donnerstag und unser Lesekränzchen ist," sagte sie, oder schalt vielmehr dem Eintretenden entgegen.

„Verzeih', Tante!" entgegnete er. „Ich hab' es nicht vergessen; aber es ist noch früh und ich begleite Dich

hernach. Ich wollte Dir nur die gewünſchten Literaturblätter bringen."

Nun mußte ihm die Senatorin noch danken, ſo ſehr ſie fühlte, daß ſie durch ihr literariſches Intereſſe dem Liebenden nur eine Handhabe zu öfteren Beſuchen gegeben hatte. Dem jungen Waldner fehlte es nun nie an einer intereſſanten Neuigkeit aus der Stadt oder den Zeitungen, womit er ſeinen Beſuch maskirte oder deckte. So gewandt er als Reiſender war, — als Liebender blieb er noch immer, ſelbſt im Haus der Tante, befangen und ſchwerfällig; wobei er ſich auch noch zu einer jugendlichen Sentimentalität neigte, über welche Bertha lachen konnte; ſo daß ſie dadurch in ihrer Gegenneigung kühn und neckiſch wurde. Es war keine Koketterie dabei, ſondern nur der prickelnde Uebermuth ihrer innern Glücks- und Liebesempfindungen machte ſich geltend.

Während nach den ausgekramten Neuigkeiten des Neffen Frau Melzer ſich von Bertha Hut und Shawl holen ließ, wurde eine Dame gemeldet, die ein dringendes Anliegen habe. Die Senatorin empfing ſie im anſtoßenden Zimmer, und ſobald ſie die Thür hinter ſich zugezogen hatte, fragte Guſtav leiſe, ob morgen bei der Tante hier nichts los ſei. Bertha wußte von nichts. — „Gut!" ſagte er, „dann komme ich morgen. Darf ich? heißt das — iſt es Ihnen lieb, Couſine?"

Er hatte ſich dieſe Benennung herausgenommen, weil

Bertha zu ſeiner Tante ebenſowohl Tante ſagte, und die Senatorin hatte dieſe Vertraulichkeit geſtattet, weil ſie derſelben dadurch einen verwandtſchaftlichen Sinn zu geben dachte.

„Warum ſoll mir's nicht lieb ſein, Vetter?" antwortete Bertha lachend.

„Nun, ich nehme das ‚lieb' in beſonderem Sinn," ſagte Guſtav. „Dann geben Sie mir die Hand darauf!"

Sie reichte ihm die Hand, und er hielt ſie einige Augenblicke feſt, indem er verlegen ſagte:

„Was Sie für ein liebes, wahrhaft ſammtenes Händchen haben!"

„Sie meinen doch — Seidenſammet, Herr Waldner?" lachte ſie.

Etwas empfindlich ließ er ihre Hand los, indem er klagte:

„Sie können nur immer necken, Bertha! Sie nehmen gar keinen Antheil an mir!"

„Wie mögen Sie das ſagen, Vetter? Laſſe ich mir denn Ihre Artigkeit von Sammet nicht gefallen? Nur weil ſie von Ihnen iſt, Guſtav! Wahrlich!"

„Es iſt aber keine Artigkeit, liebe Bertha, ſondern eine Wahrheit, die — auch allgemein anerkannt iſt."

„Allgemein anerkannt? Vetter, Vetter!"

„Wahrhaftig, liebe Bertha! Wüßten Sie nur, wie

Viele von dieſem Händchen träumen, wie viel Bewerber dies Händchen hat!“

„Mein Gott, Vetter Guſtav, — Sie machen mir bang! So viel Konkurrenten, und ich kann mit dem Artikel nicht — aufſchlagen?“

Sie machte bei dem letzten Wort eine ſinnreiche Bewegung mit der Hand, indem ſie ihn freundlich anlachte. Er erwiederte:

„Scherzen Sie nur! Ich rede in allem Ernſt.“

„Wirklich? Gott im Himmel, dann rathen Sie mir doch! Iſt denn auch unter den Vielen der Rechte? Vetter Anton, der Doktor, warnte mich noch vor ſeiner Abreiſe, ja den Rechten nicht zu verfehlen. Wie ſoll ich ihn nur erkennen?“

„Ich Ihnen rathen?“ verſetzte Guſtav. „Das muß Ihr Herz, liebe Bertha. — — — Räth Ihnen denn Ihr Herz gar nicht ein wenig?“

„Nur auf Bällen, Vetter. Da kenn' ich die rechten Tänzer, mit denen ich gut fortkomme. Aber, wiſſen Sie was? Sie kennen meine Bewerber auch innerlich, es ſind Ihre Freunde: rathen Sie mir, geben Sie mir einen Wink voraus! Oder verfügen Sie lieber gleich als ehrlicher Mann über — dieſen Sammet! Sie ſind Kenner, Kaufmann, der die Güter und die Kunden vermittelt. Wollen Sie?“

Sie ſah ihm mit dem ſchalkhafteſten Lächeln in die

Augen, während er verwirrt, weichmüthig, nach einigen Augenblicken mit verdroſſenem Mund erwiederte:

„Halten Sie mich für ſo generös, Bertha, — für ſo uneigennützig? Nein, ich — — würde die Hand zuerſt — für mich behalten!"

„Im Ernſt? Wahr und wahrhaftig, Guſtav?"

„Bei Gott, Bertha!" rief er feierlich und mit Thränen im Auge, — beim ewigen Gott!"

„Nun, da haben Sie ſie!"

Sie reichte ihm die Hand; er ergriff ſie etwas verzagt mit beiden Händen, indem er, ungewiß wie er es nehmen ſollte, Bertha —? ausrief.

„Nun?" ſagte ſie erröthend, mit bewegtem Lächeln, „ſind Sie vielleicht nicht der Rechte?"

„Der Rechte?" verſetzte er. „Wahrlich, das weiß ich nicht, ob ich für — Bertha der Rechte bin: aber für mich iſt es die rechte Hand."

„Nun, dann nimm auch noch die Linke!"

„Bertha! o meine Bertha!" rief er und zog ſie an beiden Händen in ſeine Arme.

„Guſtav!" rief ſie warnend, indem ſie ſeinen Kuß erwiederte, — „biſt Du auch ſo? Wenn man Dir eine Hand gibt —"

Eben kehrte die Senatorin zurück. Betroffen, ahnend was vorgegangen, und verwirrt, wie ſie es aufnehmen ſollte, rief ſie aus:

„Nun? Was ſoll denn das bedeuten?“

Guſtav, mit dem heitern Muthe ſeines Glückes, trat ihr entgegen.

„Der Vater, beſte Tante,“ ſagte er, „will mir zum Geburtstag einen Geſchäftsantheil geben, wenn ich ihm eine liebe Schwiegertochter zuführe. Hier iſt ſie, Tantchen, und was Du geſehen, bedeutet Kompagnieſchaft!“

Er führte ihr Bertha entgegen. Im Augenblick, wo ſie, nicht ohne einige Selbſtüberwindung, das bebende erblaßte Mädchen in die Arme ſchloß und auf die Stirn küßte, entſtand auf dem Gang vor der Thür ein Geräuſch, ein Freudenruf der Köchin, der aber, vielleicht auf einen abwehrenden Wink, alsbald wieder erſtickte. Die Thüre ging auf, und herein eilte — Anton, der Sohn, mit Agnes von Bering und hinter ihnen folgte der Legationsrath mit Baron Tudenheim, der ſchnell die Thür zuzog, damit Niemand herein blicke.

Indeß war Anton mit Agnes an der Hand der Mutter zugeeilt; beide verneigten ſich, und er rief:

„Mutter, gieb uns Deinen Segen!“

Die Senatorin, überraſcht, von der Scene mit Bertha noch bewegt, erwiederte zwiſchen Lachen und Weinen:

„Anton! Agnes? Ein liebendes Paar? Wirklich, noch eine Kompagnieſchaft? O ſeid mir tauſendfach geſegnet!“

Sie umarmte Eins um das Andere und noch einmal

beide zugleich. Dann gegen die beiden Alten gewendet und ihnen die Hände reichend, ſprach ſie mit weichmüthigſter Herzlichkeit:

„Lieber Nachbar — Legationsrath! Beſter Herr Baron! Verzeihung, daß ich ſo wenig gefaßt bin!"

„Heut, liebſte Nachbarin, bitte ich mir den Geheimen Legationsrath aus," erwiederte Herr von Bering leiſe und lächelnd, „und — wiſſen Sie warum? Ich nehme das leichtſinnige Pärchen da unter den Deckmantel des Geheimen. Bei Leibe darf dieſes neue Bündniß noch nicht bekannt werden, kein Wörtchen darf noch davon verlauten!"

„Ich verſtehe Sie, mein Freund! Sie haben Recht!" antwortete ſie. „Hör', Bertha! Geh' hinaus, laß mich wegen meines Ausbleibens im Kränzchen bei der Frau Kommerzienräthin entſchuldigen, und ſtelle Dich der Sabine und den andern als Braut vor."

„Bertha — Braut?" rief Anton und Agnes zugleich.

„Ja, mit dieſem Geſchäftskompagnon ſeines Vaters da, ſoeben zu Stande gekommen!"

Glückwünſche wurden gegeben und empfangen, und Bertha rief lachend aus:

„Ja, Vetter Anton, der Rechte hat ſich gefunden! Ich hoffe es wenigſtens."

„Sehen Sie, lieber Legationsrath," erklärte die Senatorin, „das Paar geben wir nun preis, und verſtecken

das andere unter den Jubel der Leute im Haus, unter das Gerede in der Stadt. Alſo geh', Bertha, ſag' es Sabinen, bring's an die Glocke!"

„Sie haben alſo eine Sabine im Haus?" fragte Tudenheim. „Gottlob, wenn ſie auch nicht aus Odeſſa iſt!" Ich habe alſo doch nicht ganz geflunkert, liebe Agnes!"

„Nein, Väterchen," erwiederte Agnes, „aber mit halbem Flunkern ein ganzes Glück geſchaffen!"

Und zur Senatorin gewendet:

„O liebe Mutter, Sie werden mich auch ganz gerechtfertigt finden, wenn wir Ihnen nur erſt erzählt haben, wie alles ſo gekommen iſt."

„Nein, nein, liebe Agnes," rief die Senatorin, „ich bin nicht zweifelhaft, es bedarf keiner Rechtfertigung: ich bin nur noch ein wenig außer mir, — meines mütterlichen Glückes noch nicht gefaßt und mächtig. Es kam ja wie vom Himmel gefallen. Bis zu Dir, meine Tochter, verſtiegen ſich meine Wünſche für Anton nicht. Es kommt ja doch gar zu unverhofft!"

II.

Nur die Stolgebühr.

In den verſteckten Gaſſen kleiner oder auch größerer Städte ſind die Bewohner gewöhnlich beſonders neugierig. Es ſind die kleinen Leute, die Taglöhner und Fabrikarbeiter, Wäſcherinnen, Kutſcher und Handlanger. Aber auch der Ungebildete hat das Bedürfniß zu denken, und da es ihm an Stoff dazu fehlt, iſt er auf Alles verſeſſen, was durch Aug' und Ohr Eingang findet. Es gebricht ihm aber auch noch an andern Stoffen, und da erſcheint ihm jeder Lärm außer dem Hauſe wie ein heiliger Nikolaus, der ihm zu beſcheren kommen ſoll.

So war an einem hellen, friſchen Märztage in der Spitalgaſſe einer anſehnlichen Stadt am Main ein kleiner Aufruhr. Alte und junge Frauen, Greiſe und Kinder ſtreckten die Köpfe aus Thür und Fenſter, und drückten mit Geberden und Kopfſchütteln ihre fragende Verwunderung aus. Doch ging eben auf der Gaſſe nichts vor: nicht einmal eine der alten Chaiſen des Nachbars Hau-

derer wurde zu einer Trauung oder einem Begräbniß angespannt.

Dafür aber war ein ungewöhnlicher Lärm mit Gelächter und wiederholtem Vivat hoch! im Brauhause des reichen Meisters Sachsenhuber. Die Brauerei ging hier auf die Hintergasse heraus, und hing durch einen langen Hof und Stallungen mit dem Gasthause zusammen, das eine lebhafte Straße und einen kleinen Marktplatz vor sich hatte.

Daß eben Märzbier gebraut wurde, konnte solchen Jubel nicht mit sich bringen: schon seit dem Februar war man damit beschäftigt. Denn Herr Sachsenhuber hatte nicht blos einen großen Garten vor dem Thore, wo den Sommer über neben der Kegelbahn viel getrunken wurde, sondern betrieb auch einen bedeutenden Bierhandel auf das Land.

„Aber," meinte eine Nachbarin, „heut brauen sie wahrscheinlich das Bockbier!"

„Ei was!" rief die Frau gegenüber, „die spektakeln ja, als ob sie der Bock schon gestoßen hätte, der doch erst gebraut werden soll. Es muß was anderes sein."

Endlich stürzte eine jüngere, hübsche Person aus dem Hause, knüpfte die Küchenschürze ab, die sie ihrem nachschreienden Buben durch das Fenster über den Kopf warf, hüpfte, mit der versprechenden Geberde des Erforschens, nach dem Pförtchen der Einfahrt, wo der

Qualm aus den Zuglöchern der Brauerei, von einem Windstoße niedergedrückt, die schlanke Gestalt wie einer Göttin mit einer malzduftigen Wolke umhüllte.

Nach kurzer, erwartungsvoller Stille kehrte sie lachend zurück und wischte den Mund ab.

„Die haben gut lustig sein!" rief sie. „Sie haben Wein und Bratwürstchen zum Besten gekriegt, und das ganze Hausgesinde ist in der Brauerei mit versammelt. Ich habe ebenfalls Bescheid thun müssen. Die Sach' ist, daß Herr Sachsenhuber Großvater geworden ist, und seinem ersten Enkel gilt eben das —"

„Vivat hoch!" schallte abermals aus der Brauerei, und die hölzernen Hämmer eines Küfers schlugen auf einem leeren Faß einen Wirbel dazu.

„Ja, das glaub' ich!" rief eine Alte. „Die einzige Tochter und so gut verheirathet, und das erste Kind! Ist's denn ein Bub'?"

„Ja, ein rechter Bengel von einem Jungen!" war die Antwort. „Ich möchte wohl das Wochenbettgeschenk haben, das der Papa seiner Tochter unter's Kopfkissen steckt."

„Bei so 'was sollte die Nachbarschaft nicht leer ausgehen," erklärte jene Alte wieder. „Du sollst deinen Nächsten lieben als wie dich selbst! wird ja doch gepredigt. Wißt Ihr was? Wir machen uns ein wenig zurecht und gehen hinüber, alle miteinander, dem Herrn

Nachbar zu gratuliren. Wir wiſſen auch Wein und Bratwürſtchen richtig anzugreifen, können auch das Maul wiſchen und Vivat hoch! rufen, und viele Folgende."

Der Vorſchlag fand allgemeine Zuſtimmung, und plötzlich waren Thür und Fenſter verſchloſſen. Solch' ein Lärm ſollte doch auch etwas mit ſich bringen. Dieſe Hinterſaſſen der Geſellſchaft wie der Poeſie wußten nichts von dem Shakeſpeare'ſchen: „Viel Lärm um nichts."

Während dies in der Hintergaſſe vorging, ſaß der Vater des ſo erfreulichen Knaben in der guten Stube des Vorderhauſes beim Schwiegervater. Er war eben mit der frohen Nachricht von deſſen Großvaterſchaft gekommen und hatte förmlich um die Freundlichkeit gebeten, den Enkel aus der Taufe zu heben. An dem feinen Frühſtück mit altem Madera nahm auch die Großmutter ihr verdientes Theil. In der Nacht zu ihrer Tochter gerufen, war ſie nun mit dem Schwiegerſohn zurückgekehrt, ſich ein wenig umzukleiden, und erzählte ihrem behaglichen Alten, wie ſich Alles richtig eingeſtellt habe und gut abgelaufen ſei.

„Ja, meine Erneſtine iſt eine richtige Frau," rief Herr Sachſenhuber mit Stolz aus, „geſund und reſolut, und knickt nicht gleich zu zuſammen, wenn ſie ihrer Naturbeſtimmung, nach Gottes Fügung, gerecht geworden

iſt. Mit dem Buben wird ſie freilich ihr Weſen haben. Nun ja, ein Huhn, das ein Ei gelegt hat, darf auch gackern. Ich bin ſchon zufrieden, daß ſie ſelber nicht pipt, wie ein krank Hühnchen. Nun, grüßt ſie derweile ſchön, und ich käm' hernach ſelber und wollte ſehen, was ſie mir für 'nen Pathen auf die Arme legte. Ich würd' ihr auf's Loth ſagen, wie ſchwer er wiegt."

Die geſchäftige Mutter eilte nun wieder fort, um zu wachen, daß bei der Wöchnerin und dem Kleinen nichts verſäumt und verſehen würde, und der Schwiegerſohn begleitete ſie.

Dieſer war ein hübſcher, blondbärtiger Mann, der ſich heut auch im ſchwarzen Frack und ſteifen Viſitenhut, dem ſogenannten Cylinder, worin man ihn ſelten ſah, ganz ſtattlich ausnahm. Mit ſeinem friſchen, liebenswürdigen Weſen und einem ſchwunghaften Kommiſſionsgeſchäfte war es ihm denn auch gelungen, die vielbegehrte Tochter eines ſo wohlhabenden Bürgers und den ſtolzen Vater eines ſo hübſchen Mädchens zu gewinnen.

Hinter den Fortgegangenen her begab ſich der vergnügte Großvater an ſein Pult und zog die kleinen Käſtchen ſeiner Geldvorräthe. Er hatte die Liebhaberei, aus den abgezählten Geldrollen, die er zum Betrieb ſeines Geſchäftes baar halten mußte, die neugeprägten oder ſeltenen Stücke zu ſortiren und für beſondere Gelegenheiten abgeſondert zu verwahren. Jetzt las er 20 Stück

neue Friedrichsd'or aus und rollte sie in ein blaßgelbes Papier, bestimmt, bei der Taufe herkömmlicher Weise unter das Kopfkissen der Wöchnerin gelegt zu werden. Zwei holländische Dukaten wurden für den Pfarrer, der den Enkel taufen würde, auserwählt.

Aber — welcher Pfarrer wird denn das Kind taufen? —

Diese Frage stieg ihm jetzt erst plötzlich, ja wie unheimlich auf, und die beiden Goldstücke lachten ihn wie ein schelmisches Augenpaar an. Es schwante ihm eine kleine Mißhelligkeit mit dem Schwiegersohne.

Dieser war nämlich Katholik; Sachsenhuber mit seiner Familie gehörte zur reformirten Gemeinde der Stadt.

Nun waren beide Männer eigentlich keine Eiferer. Der Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses hatte bei der Bewerbung Franz Thümmig's um die Hand seiner jetzigen Frau keine Beunruhigung veranlaßt, sondern nur den Gegenstand eines gerechten und wohlwollenden Uebereinkommens abgegeben, wobei Meister Sachsenhuber, auf sein eigenes Ansehen im Hause haltend, auch dem Schwiegersohn eine gleichmäßig bestimmende Geltung für seine Familie bereitwillig zugestanden hatte.

Ueberhaupt aber herrschte in der konfessionell gemischten Stadt bis in die jüngste Zeit jene religiöse Gesinnung, die man mit einem hergebrachten Worte — „Toleranz" nennt, die aber keine auf Ueberhebung oder

Gleichgiltigkeit ruhende Duldung war, ſondern aus höherer Einſicht und Achtung vor fremder Ueberzeugung hervorging, da, wo die Wahrheit eine unermeßliche iſt. Unter dem Einfluß eines lebhaften Geſchäfts-, Welt- und Geſellſchaftsverkehrs, guter Schulen und hochgebildeter Geiſtlichen hatte ſich dieſer humane Sinn lange Zeit erhalten. Erſt ſeit Kurzem war, durch den Wechſel einiger Pfarrer, auf dieſer und jener Kanzel etwas von dem Zwieſpalte der Zeit laut geworden, und hatte zwar nur bei dem heranwachſenden Geſchlecht eigentlich gezündet, indeß doch auch bei der in Ueberzeugung und Sitte gereiften Generation wenigſtens eine gewiſſe Eiferſucht auf ihr von Gegnern angefochtenes Bekenntniß angeregt. Wie denn die Liebe, gleich der Wärme die Herzen erweitert, kalter Haß aber ſie zuſammenzieht.

Etwas von dieſer nicht religiöſen, ſondern kirchenei-fernden Empfindlichkeit ſchlich ſich denn auch in die Beſprechung ein, die in der nächſten Stunde, beim Beſuche des Großvaters, zwiſchen dieſem und dem Vater des Kindes, hinſichtlich des Pfarrers ſtattfand, der es taufen ſollte.

Meiſter Sachſenhuber hatte ſeine Tochter begrüßt, geküßt und geſtreichelt, ſich ihres guten muntern Ausſehens gefreut, und mit ſchalkhafter Miene das ſchlummernde Kind bewundert. Dies Alles hatte die Verſchloſſenheit gelöſt, mit welcher er in Gedanken an ſein

Vorhaben gekommen war. Er blieb überhaupt, selbst bei Verdruß, der Rührung durch rein menschliche Verhältnisse leicht zugänglich; nur durfte man ihn nicht darauf berufen, sondern mußte sich die Scherzhaftigkeit gefallen lassen, hinter die er seinen Weichmuth zu verstecken pflegte.

Wie das Kind eben erwachte, reichte es ihm die Mutter auf die Arme.

„Ei," rief er, „das wiegt seine sieben Pfund, ich wette was Ihr wollt. Wollen wir's wiegen? Sieben Pfund ist schon viel."

„Nein, Papachen," fiel Ernestine lebhaft ein, „gewogen wird's nicht, das geb' ich nicht zu. Weißt Du, wie der König David sein Volk gezählt hatte — was es da für Unheil absetzte?"

„Damals wußte man auch noch nichts von statistischen Tabellen, liebe Ernestine," lachte ihr Mann, „und das Aufkommen des Vereinzolles wurde noch nicht nach Köpfen vertheilt."

„Nein, nein, man soll dem lieben Gott nicht nachwiegen oder nachzählen was er uns schenkt. Sagt mir lieber, Väterchen, wem der Bub' gleicht!"

„Oho!" lachte der Alte. „Das läßt sich so früh nicht sagen. Das Gesicht muß sich erst ein wenig heraus machen, meine Tochter."

„Nun, wenigstens auf wen er so muthmaßlich her-

auskommt, Vater! Die Enkel ſollen den Großeltern gleichen, ſagt man: mir ſcheint aber, mein Kleiner wird nach dem Vater ſchlagen."

„Was?" lachte Sachſenhuber, „das ſoll er bleiben laſſen! Seinem Vater nachſchlagen darf er, aber nach ihm ſchlagen, — beileibe nicht."

„Hör' nur, Franz," erwiederte ſie, „der Vater iſt ein Sprachmeiſter geworden. Aber, Papachen, an mir geht Euch — Hopfen und Malz verloren."

Der Alte kam über dieſe Anſpielung auf ſein Brauereigeſchäft ſo in's Lachen, daß er das Kind auf's Bett legen mußte. Erneſtine, die es ihm raſch abgenommen hatte, ſagte, während ſie es bequem bettete:

„Daß Ihr mir aber ja Acht gebt, lieber Vater, wenn Ihr's über die Taufe haltet; daß Ihr's ja feſt haltet, wenn Ihr vielleicht nießen müßt, oder wenn das Waſſer auf ſein Köpfchen kommt und es vielleicht unruhig wird."

Hiermit an ſein Anliegen erinnert, verſetzte der Alte, indem er ſich zuſammen nahm:

„Hab' keine Sorge, Mütterchen! An ordentlichen Pfoten fehlt mir's nicht, wie Du weißt, aber ich werd' ein Paar feine Handſchuhe anziehen, — Glacé, nicht wahr? Wenn ich ſie nur groß genug finde! Indeß — wie halten wir's denn mit der Taufe, lieber Franz?"

„Ei nun, lieber Schwiegervater, ich denke morgen Nachmittag?" antwortete Thümmig.

„Morgen ſchon?“

„Bei uns wird's ſo gehalten, Papa! Wißt Ihr ja!“

„Bei uns? Wen meinſt Du denn damit, Franz?“

„In unſerer Kirche, Schwiegervater, werden die Kinder ohne langen Aufſchub getauft, — es iſt ſo der Brauch.“

„Das weiß ich allerdings, mein Sohn; aber was ich nicht wußte, iſt, daß es von Deinem Pfarrer getauft werden ſoll. Ich dächte — vom Pfarrer deſſen, der das Kind aus der Taufe hebt, wär's ſchicklich.“

„Ach nein, Schwiegervater! Der Vater geht hier vor, und hat auch zunächſt für das zu ſorgen, was aus der Taufe folgt, — Unterricht, Erziehung, Angehörigkeit an die Gemeinde. Ihr kennt mich ja, lieber Vater, daß ich nicht ſo hartgläubig bin: nein, mir wäre Euer Pfarrer Weiler ſchon recht und dem Kinde auch ſeine Taufe; ich darf mir's aber vor unſerer Gemeinde nicht vergeben. Das eifrige Volk gibt jetzt auf Alles Acht, und — ſoll denn über unſern Kleinen jetzt ſchon ein Stadtgeſchwätz losgehen? Laſſen wir ihn unberufen erſt auf die Beine des Gaſſenbuben kommen, und er mag ſich dann ſelber durch ſeine tollen Streiche in's Gerede bringen.“

Ehe der Alte, dem eine Aufwallung um den Mund zuckte, zu Wort kam, fiel die Tochter ein:

„Franz hat Recht, Väterchen. Du weißt ja, daß

ſchon nach unſerm bürgerlichen Geſetze die Buben mit dem Vater und die Mädchen mit der Mutter zur Kirche gehen. Frage Dich einmal, was Du ſelber in ſolchem Falle gethan hätteſt, wenn ich als Bub' auf die Welt gekommen wär'! Nun wollen wir warten, bis Dein Pathe da ein Schweſterchen bekommt: dann aber ſoll's losgehen, Papa, und wollen uns rechtſchaffen zanken, wenn ſich mein Franz nicht geben will."

„Nun, ja doch!" erwiederte der Alte mit verdrießlichem Lächeln. „In Deinem Bett mußt Du Recht behalten. Ich hab's dumm angefangen, daß ich meine Sach' in die Wochenſtube gebracht habe. Macht's denn in Gottes Namen, wie Ihr wollt! Beſtell's alſo, wie Du's für recht hält'ſt, Herr Sohn! Morgen um zwei Uhr komm' ich her, — im ſchwarzen Frack. Der iſt ſchon jetzt an die Märzluft ausgehängt, und wird ausgeklopft — von wegen der Motten."

Es wurmte doch dem alten Papa unterwegs, daß er mit dem feſten Vorſatze, auf ſeinem Pfarrer zu beſtehen, aus dem Felde geſchlagen war. Indeß begegnete ihm dieſer und jener Bekannte, die ihm mit Handſchütteln gratulirten. Denn die Erlebniſſe angeſehener Männer verbreiten ſich raſch von Hauſe zu Haus; ſie werden in den Marktkörben der Köchinnen, in den Leder-

taſchen der Briefträger, in den Arbeitsbeuteln der Nähterinnen, in den Beſtecken der Barbiere umhergetragen.

Dieſe Glückwünſche, indem ſie abſichtslos den ſchwebenden Aerger des Alten immer wieder von einer andern Seite erwärmten, ſchienen ihn unvermerkt zu reifen. Und ſo hatte er, auf ſeiner Stube angekommen, kaum ſein inhaltreiches Pult erblickt, als ihm ohne weiteres Nachdenken, ohne langes Rütteln ſeiner Gedanken, der zeitige Vorſatz vor die Füße fiel: Soll der katholiſche Pfarrer nun auch nur die Stolgebühr haben!

Er meinte nämlich, ſtatt der zwei Dukaten ſollte der Pfarrer, den er ſelbſt nicht hatte haben wollen, kein Ehrengeſchenk, ſondern nur was ihm ſtreng gebühre, bei der Taufe erhalten. — Er hat ja auch keine Frau und Kinder! dachte er dabei. —

So nahm er denn auch gleich die beiden Goldſtücke wieder aus dem Papier, und zählte aus ſeinen Münzſorten 30 hübſche neue Sechskreuzerſtücke ab, die er in ein ähnliches Papier, wie die bereit liegenden 20 Stück Friedrichsd'or wickelte. — „So! Thut drei Gulden!“ lachte er in ſich hinein, und ſofort gab ſich auch ſein ſonſt gutmüthiges Herz zufrieden.

Am andern Nachmittage hatte ſich die Vetter- und Schwägerſchaft zur Taufe eingefunden. Die ſogenannte gute Stube neben dem Wochenzimmer war ausgeſchmückt und an ſolchem friſchen Märztage ſanft durchwärmt.

Die Mitte des Zimmers nahm ein kleiner Tisch ein, mit weißem Damast gedeckt, und mit einem elfenbeinernen Kruzifixe zwischen zwei brennenden Wachskerzen besetzt. Ein silbernes Becken und ein dazu gehöriges Gefäß mit lauem Taufwasser standen davor.

Um drei Uhr erschien statt des Pfarrers der Kaplan Zwenglein mit dem Kirchendiener. Er begrüßte die Gesellschaft, und nachdem er dem Vater und Großvater einige freundliche Worte gespendet, warf ihm der Kirchner das weiße, faltenreiche Oberkleid über den schwarzen Talar, legte ihm die Stola über die Schultern, den schwarzen Kragen mit den Quästchen um den Hals, und so schritt er zur heiligen Handlung.

Der Kaplan, ein junger Mann von etwa 26 Jahren, war eine angenehme Erscheinung, — schlank von Gestalt, das Gesicht in edlen Zügen von der Natur — möchte man sagen — absichtlich ausgebildet, um ein klerikales Gepräge, — jenen sanften, milden, intuitiven Ausdruck anzunehmen, der das priesterliche Gesicht so eigenthümlich auszeichnet. Ein klangvolles Organ und ein schöner Anstand kamen dazu, dem jungen Geistlichen Gunst und Wohlwollen zugleich mit dem besten Vorurtheil zu erwecken.

Er schien für diese konfessionel gemischte Stadt besonders ausgewählt, um seine Kirche würdig und erbaulich zu vertreten. Man hätte glauben können, es solle

dieſe Wirkung ſteigern, als er von der häuslichen Bewirthung, für welche jetzt am Platze des hinweggehobenen kleinen Altartiſches eine Tafel geſetzt und gedeckt wurde, ſich zurückzog, als ob er, frei von den körperlichen Bedürfniſſen der Menſchen, nach einer heiligen Handlung ſich ſcheue, durch Mitgenuß auf die Linie der Laien herab zu treten.

Ehe er aber unter ſeiner Entkleidung die Einladung des Hausherrn zu einer Kollation empfing, hatte der Großvater ſeinen Neugetauften der Mutter zurückgebracht, indem er ſagte: „Hier haſt Du Deinen Franz Anton!“

Sie hatte aus ihrem Bette durch die geöffnete Flügelthür der heiligen Handlung beigewohnt, und empfing jetzt, bewegt und mit feuchtglänzenden Augen, das Kind und den Vater. Während ſie jenes mit dem linken Arm umſchlingend an Herz und Bruſt drückte, hielt ſie die Hand des Vaters feſt, die von der Arbeit derb und rauh ſich heute in den weißen Glanzhandſchuhen ſo ſanft und zart anfühlte. Ein Gemiſch von neuen und alten Empfindungen als Mutter und als Tochter, drang über ihre Lippen, bis ſie, in Weinen ausbrechend, verſtummte, und der Vater, ebenfalls unfähig zu reden, ſie auf das Kiſſen zurücklehnte und ihre Stirne küßte.

Indem faßte ihn der Schwiegerſohn ſanft am Arm und ſagte:

„Der Herr Kaplan will sich empfehlen, Schwiegervater!"

Wie der Alte zurücktrat, legte der Geistliche seine Hand auf des Kindes Haupt und empfahl sich der Mutter mit einem Segenswunsche für ihr Kind.

„Was?" rief jetzt der Großvater, „Ew. Hochwürden verschmähen es, ein Glas Wein mit uns zu nehmen?"

„Nicht das, Herr Sachsenhuber!" antwortete der Caplan. „Von Verschmähen keine Rede! Vielmehr bedaure ich, daß ich amtlich verhindert bin, an der Freundlichkeit der geehrten Familie Theil zu nehmen. Ich habe um vier Uhr eine Leiche, und muß wirklich eilen, in's Sterbehaus zu kommen."

Er verneigte sich und ging.

Der Alte, gerührt, erbaut, wie er war, ärgerte sich jetzt, daß er die beiden Dukaten nicht bei sich hatte. Die abgezählte Stolgebühr genügte ihm nicht, und um anderes Geld aus der Tasche zu nehmen, zerrte er an den feinen Handschuhen, die an den warm gewordenen Händen wie angeklebt saßen. Fortgehen konnte er den Kaplan nicht lassen; er eilte ihm nach, wobei er in die eine und andere Westentasche griff. Vor der Treppe erreichte er den Geistlichen. —

„Hochwürden!" rief er, „ich muß Ihnen noch als Pathe herzlichen Dank sagen!"

Er streckte ihm seine Hand entgegen, und wie der

junge Kaplan lächelnd die ſeinige hinreichte, drückte er ihm ein Röllchen mit den Worten hinein:

„Es iſt vor der Hand nur die Gebühr, Herr Kaplan, und ich bleibe ſehr in Ihrer Schuld! Werde mich aber zur rechten Zeit einfinden.“

Nun kehrte er ſtracks zu ſeiner Tochter zurück. Er hatte vorhin bei der Rückgabe des Kindes in ſeiner Rührung den Augenblick verſäumt, der Wöchnerin — das Kiſſen zu rücken. Jetzt traf er ſie ihr Kind ſtillend. Er ordnete ihr zu bequemerer Widerlage die Kiſſen, und ließ die andere Rolle darunter gleiten.

Erleichtert und ſeelenvergnügt über die abgemachten Geſchenke, trat er nun unter die Verwandten, die ſich indeß, um die Wöchnerin nicht zu ſtören, hinter die geſchloſſenen Flügelthüren zurückgezogen hatten.

Der Schwiegerſohn brachte ihm ein gefülltes Glas entgegen; er aber ergriff zuerſt ein Meſſer, die Handſchuhe aufzuſchlitzen.

„Das iſt ein ſo anhänglicher Staat,“ lachte er, „daß man die Angſt kriegen möchte. Ich trage ſo ſelten Handſchuhe, daß die da nicht wieder von mir wollen. Man iſt wie taub an allen Fingern, wenn ich aber Wein trinke, muß ich das Glas fühlen, wie kühl oder lau es iſt! Und nun wollen wir auf Geſundheit und Glück, auf die Zukunft und Rechtſchaffenheit meines

Enkels trinken. Franz Anton und Anton Franz — brav von vorn wie von hinten — hoch!“

Um mit Rückſicht auf die Wöchnerin doch der Freude des Tages genug zu thun, hatte der Pathe-Großvater die ganze Taufgenoſſenſchaft für den Abend zu ſich eingeladen. Die Großmutter eilte voraus, die Bewirthung vorzurichten; die Gäſte folgten ihr nach und nach, und ſo kehrte mit einbrechender Dämmerung die geziemende Stille in die Wochenſtube zurück.

Die Hebamme, von dem guten Wein und dem Ehrengeſchenke des Pathen auf's Angenehmſte geſtimmt, beſorgte das Kind und ordnete das Bett des Mütterchens für die Nacht. Sie fand nicht zufällig, ſondern fingerte das verſteckte Pathengeſchenk der Wöchnerin hervor. Das Herkommen in den bürgerlichen Familien der Stadt war für ſie, was — ohne allen ſonſtigen Vergleich! — die Abrichtung für den Hund iſt, der die Trüffeln zu finden lernt. So kam das Röllchen zum Vorſchein, und ſie reichte es mit ſchlauem Lächeln hin.

„Sehen Sie, Madame Thümmig, das iſt aus dem Taufbecken unter's Kopfkiſſen gerutſcht, ohne naß zu werden!“ ſagte ſie. Wie denn eine Hebamme gern klug redet, auch eine deutſche, die das Wort Sage nicht vor ſich gebracht hat, wie eine franzöſiſche Sage-femme.

„Ach, vom Vater!“ lächelte Erneſtine. „Aber —“ Sie betrachtete mit ſeltſamer Aengſtlichkeit das Röllchen in ihrer Hand, leicht und dünn wie ein Würſtchen, wie ein Knackwürſtchen.

„Gold, Madame!“ rief die Hebamme. „Nehmen Sie ihm nur das Wickelband ab.“

Erneſtine that es, und — die neueſten, glänzendſten Sechskreuzerſtücke fielen auf die Steppdecke des Bettes.

Sie erblaßte. Ihre Lippen bebten von einer ſchmerzlichen Empfindung. Nicht als ob ſie ſich in einer eigennützigen Erwartung getäuſcht fände; ihr Leid galt nicht dem Gelde; aber mit dem bürgerlichen Herkommen verbindet ſich bald eine Bedeutung; ſolche Geſchenke werden als Ehrenerweiſe gemeſſen, als Zeichen von Achtung oder Abgunſt gegeben und empfangen. Und dieſer Sinn war es, den Erneſtine aus der Rolle heraus wickelte und empfand.

Die Amme hatte die Stücke raſch überzählt.

„Drei Gulden!“ ſagte ſie kleinlaut, „dreißig Stück — dreimal Zehn!“

„Dreißig Silberlinge!“ flüſterte Erneſtine, und bei dieſem Einfall voll Erinnerung an ein ſchmähliches Löſegeld, ſo unbezüglich der Vergleich auch war, brach ſie in helle Thränen aus.

Frau Eiſenbach, die Hebamme, ſprach ihr zu ſich zu beruhigen.

„Ach," erwiederte Erneſtine, „das hat der Vater doch gethan, weil er es meinem Manne nicht vergeſſen kann, daß er —"

Sie wollte ſagen, daß er ſeinen Pfarrer durchgeſetzt hat; doch beſann ſie ſich noch der kindlichen Rückſicht gegen den Vater und ſchwieg.

„Erheitern Sie ſich, Madame!" fuhr Frau Eiſenbach fort. „Bedenken Sie Ihr prächtiges Kind, das den Kummer, den Sie ſich machen, zu trinken bekommt und verwinden muß. Sehen Sie, das iſt Ihnen 'was Wunderbares um dieſe Mittheilungen der mütterlichen Empfindungen an den Säugling. Der Doktor Lucas, den ſie nur den Flohdoktor nannten, weil er einmal Flohſtiche an einem Kind für Frieſel gehalten hatte, machte einmal den Vergleich, daß es mit der Muttermilch ſei, wie mit den Quellen unſerer Erdhügel, die auch leicht nach dem Boden ſchmeckten, aus dem ſie hervorkommen. Aber, ſagte ich ihm, das iſt begreiflich, Herr Doktor, daß Erdſtoffe ſich dem Waſſer mittheilen, das doch auch zur Erde mitgehört, und daß Kohlenſäure darin aufbrauſt: doch viel unbegreiflicher bleibt es, wie Kummer und Sorge, oder Hoffnung und Freude, die ja Seelenbewegungen und von geiſtiger Natur ſind, ſich durch die Mutterbruſt dem Kinde körperlich fühlbar machen, und daß die armen Würmer oft verſchreien müſſen, was ihnen doch zum Stillen ge-

reicht wird. D'rum, Madamchen, ſeien Sie heiter, und Ihr Kleiner trinkt Geſundheit und Frohſinn aus den Quellen, die von Wohlwollen und Liebe perlen."

Das ging nun allerdings der guten Frau Thümmig ein; bei ihrem reizbaren Naturell und in ihrem jetzigen Zuſtande wurde es ihr aber nicht eben ſo leicht, ſich des Leides und der Wehmuth zu entſchlagen, die ſie über des Vaters nachtragenden Groll empfand. Und, dachte ſie bei ſich, er war doch ſo weich und gerührt im Augenblicke, wo er mir das Schmerzliche anthun konnte!

Nach und nach wurde ſie indeß ruhig genug, um ſich vorzunehmen, ihrem Manne nichts davon zu ſagen. Sie fürchtete, er möchte es für eine Kränkung oder Beleidigung nehmen und einen Auftritt veranlaſſen, der zu einem Bruch mit dem Vater führen könnte. Sie kannte Beide als ſehr ſtolze Männer.

Franz kam ſpät vom Schwiegervater nach Hauſe, und war am folgenden Tage wegen der geſtrigen Verſäumniſſe ſehr beſchäftigt, ſo daß er ſich über die wohlbemerkte Niedergeſchlagenheit ſeiner Frau leicht beruhigen ließ. Den Vater durfte Erneſtine heut nicht erwarten, denn da es ein Markttag war, ſo konnte ſich kaum die Großmutter ein Viertelſtündchen von der Gaſtwirthſchaft los machen, um nach der Tochter zu ſehen.

Am Morgen des dritten Tages kehrte Franz nach

der frühen Begrüßung ſeiner Wöchnerin plötzlich vom Komptoir lachend mit der Frage zurück:

„Aber, Erneſtine, ich habe ganz vergeſſen — und Du biſt auch mäuschenſtille darüber — was Dir der Vater unter's Kiſſen verſteckt hat? Er ſagte mir vorgeſtern beim Gutnacht ſchmunzelnd: Nun, Franz, Erneſtinchen wird doch zufrieden ſein? Der Kleine braucht noch nichts, und ſie ſoll ſich nach den Wochen einen kleinen Spaß davon machen! — Sag', was iſt es denn?"

Sie ſchwieg, erröthet über den Spott, den ſie aus des Vaters Worten herausfühlte. Doch ihre Miene hatte ſchon zuviel von ihrem Leide verrathen, als daß Franz ſich ſo leicht hätte hinhalten laſſen. Vielmehr war er ſehr unruhig geworden, und beſtand auf ihrer Mittheilung.

Sie reichte ihm, zu bewegt ihn vorzubereiten, das Röllchen mit den 30 Silberlingen hin.

„Was?" rief er, „Das hat er Dir gegeben? Damit ſollſt Du Dir einen Spaß machen?"

„Franz, lieber Mann, ärgere Dich nur nicht!" bat Erneſtine. „Laſſen wir's hingeſtellt ſein. Es iſt ein kleiner Groll des Vaters wegen des Pfarrers, Du weißt ja, er wird's ſchon wieder gut machen. Der Vater übereilt ſich gern."

„Nein, mir nicht ſo!" rief Franz. „So darf er mir nicht kommen!"

Er rollte haſtig die Silbermünze wieder zuſammen.

„Was haſt Du vor? Ich bitte Dich, lieber Mann!“

„Laß mich nur, Erneſtine! Bin ich ein Bettler, dem der Schwiegervater mit drei Gulden eine Gunſt, eine Unterſtützung erweiſt, um ihm die Koſten des Wochenbetts zu erleichtern? Ei, dich ſoll ja —“

Er eilte fort, ſo flehend ihm die Frau „Franz, Franz!“ nachrief.

Erneſtine jammerte über das Unglück, bis Frau Eiſenbach mit dem ſtrengen Wort herantrat;

„Madame Thümmig, vergeſſen Sie doch um Gottes Chriſti willen Ihr Kind nicht! Ei was, laſſen Sie die Männer ſich die Hälſe brechen und kümmern Sie ſich um Ihren Buben! Daß Sie mir ihn aber jetzt nicht ſtillen, ſage ich Ihnen! Er mag ein Weilchen ſchreien: das dient den Kindern zur Motion.“

Herr Franz Thümmig traf den Schwiegervater im Brauhaus, und in einem Anzuge, der ſeine Beſtimmung zwiſchen den Fäſſern und den Bottichen, dem Dampfkeſſel und Kühlſchiffe zu erfüllen hatte, und ſich in Zuſchnitt und Farbe mit der Arbeit und dem Schmuz gut vertrug.

Der Schwiegerſohn hatte unterwegs ſeinen Verſtand

mit ſeiner Empfindlichkeit kapituliren laſſen, und beide waren zu einem ruhigen Stolz überein gekommen. Er nahm den heitern Alten bei Seite und ſprach:

„Meine Frau hat mir aus Ihrem Pathengeſchenk ein Geheimniß gemacht, bis ich heut darnach gefragt habe.“

Sachſenhuber, der im Hintergrund einen rührenden Dank vermuthete, ſchmunzelte und nickte.

Franz, ärgerlich darüber, brachte die Rolle hervor, indem er fortfuhr:

„Sie haben ſich zu ſehr angegriffen, Herr Schwiegervater, um meiner Frau eine Freude nach ihren Wochen zu machen. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber — ich will's für empfangen annehmen, beſſer als es gemeint war.“

Er legte die Rolle hart auf den Boden eines aufgeſtellten Faſſes.

Im erſten Moment fuhr der Alte auf, empört über den habſüchtigen Mann, dem zwanzig Friedrichsd'or ein verächtliches Geſchenk erſchienen; als inzwiſchen aber Franz noch zugeſetzt hatte:

„Drei Gulden Münz, Herr Schwiegervater, hätt' ich allenfalls auch noch zuſammen gebracht oder geborgt bekommen!“ wurde der Papa ſtutzig, nahm die Rolle wägend in die Hand, und öffnete ſie mit der bänglichen Ahnung ſeines Mißgriffs.

Es waren richtig die Sechskreuzerstücke der Stolgebühr.

„Ei, ei!“ rief er ein halbes Dutzendmal, und schlug sich vor die Stirn. „Das kommt von den vermaledeiten Glacé-Handschuhen. Muß denn ein Bierbrauer seine schwieligen Finger auch noch mit Leder überziehen, um sich zu blamiren?“

Er reichte dem Schwiegersohne die Hand und erzählte ihm seinen Mißgriff mit ärgerlichem Lachen. Als er aber hörte, wie gekränkt es seine Ernestine aufgenommen, ward er recht böse und zornig. „Was, und das Pfäffchen behält auch noch mein Geld,“ rief er, „und will nicht merken, daß ich, — daß ein offenbarer Irrthum vorgefallen! Die zwei Dukaten hätt' ich ihm gegönnt: aber nun er so unbescheiden ist, soll er auch nur die Stolgebühr haben.“

Er rollte die Münzen wieder zusammen, indem er freundlicher sagte:

„Geh' einstweilen hinein, Franz, zu meiner Frau. Sie wollte eben zu Euch. Wartet nur ein Viertelstündchen und Du kannst der guten Ernestine die rechte Rolle mitbringen. Die arme Ernestine!“ — —

Franz ging nach der Stube, die Schwiegermutter zu begrüßen, als ihm plötzlich das Bedenken aufstieg, ob der Alte nicht etwa gar sein Geschenk von dem Kaplan zurückfodern wolle. Er eilte zurück, ihm zuzureden, da fand er ihn nicht mehr.

Die Haſt, mit welcher Meiſter Sachſenhuber über die Straße eilte, und der Anzug, der ihn als Flüchtling ſeines Geſchäftes bezeichnete, mußte jedem Begegnenden auffallen, der ihn kannte. Auch hielt er keinem Grüßenden Stand, ſondern nickte nur mit ablehnender Hand.

So kam es, daß einer ſeiner gewöhnlichen Gäſte, der eben aus dem Fenſter mit einer vorübergehenden Schwägerin ſprach, nicht ohne Beſorgniß äußerte:

„Ei, was hat der Sachſenhuber vor? Sollte ſeine Tochter in ihren Wochen unwohl geworden ſein? Denn offenbar läuft er nach dem Doktor! Sollte mir leid thun um die liebe Frau! Und er war ſo ſtolz auf den Enkel.“

Auch die Schwägerin ſchien dieſe Beſorgniß zu theilen, denn als ihr um die nächſte Ecke eine Freundin begegnete, flüſterte ſie ihr zu:

„Denke Dir, liebe Sophie, Frau Erneſtine Thümmig liegt ſterbenskrank; ihr hübſches Kind hat die Krämpfe. Eben iſt der alte Sachſenhuber zum Doktor gelaufen — im Kamiſol und Unterhoſen.“

„Um Gotteswillen!“ ſeufzete Sophie, und eilte mit der Trauerkunde weiter, indem ſie ſich nach irgend einer bekannten, theilnehmenden Seele umſah, der ſie den Tod des Kindes und die Krämpfe der Wöchnerin berichten könnte.

Doch wir folgen lieber dem Alten, der jetzt auf der hohen Treppe des Pfarrhauſes die Schelle zieht, und die ſehr befahrene Straße hinab blickend, nicht hört, daß hinter ihm ein Fenſter aufgeht. Es war die Köchin, die erſt huſtet und dann ihm zuruft:

„He da! Geh' Er in Gottes Namen. An der Thür wird nichts verabreicht.“

Aber wie erſchrak ſie, als der Angerufene ſich umkehrend ein bedeutendes, wohlgenährtes Geſicht zeigte und finſter erwiederte:

„Was gackert Sie da? — Sie —“ Die Hagelgans, die er auf der Zunge hatte, verſchluckte er glücklicher Weiſe mit Haut und Federn, und fuhr fort: „Ich bin kein Bettler, ich bin der Herr Sachſenhuber, wenn Sie 'n kennt, und wenn Sie ihn nicht kennt, ſo mache Sie doch auf und höre Sie, was er will!“

Bei dieſem verſtändlichen Zuſpruche zog die Köchin die Thür auf.

„Ich habe den Herrn Kaplan Zwenglein zu ſprechen, ſagte er. „Iſt er zu Hauſe?“

„Wollen Sie ſich nur hinauf bemühen,“ antwortete ſie, ihre Schürze glatt ſtreichend, „zwei Treppen hoch, die erſte Thür links, wenn's gefällig iſt.“

So laſſ' ich mir's gefallen, Jungfer!“ ſagte er, „Jungfer Köchin, und nun ſehe ich, daß Sie auch freundlich ſein kann. Alſo zwei Treppen?“

Als er oben auf des Kaplans „Herein!“ das freundliche Zimmer betrat, das vom Dufte blühender Hyacinthen durchzogen war, trat ihm der junge Geistliche höflich entgegen und erblaßte ein wenig, als er Herrn Sachsenhuber in seinem heut nicht sehr festlichen Anzug erkannte. Doch faßte er sich mit der freundlichen Anrede:

„Ach, Sie sind's Herr Sachsenhuber? Seien Sie mir willkommen!“

Das milde, seelenvolle Gesicht, der sanftte Klang der Stimme, setzten den gespannten Mann unvermerkt aus Dur in Moll über.

„Aha!“ sagte er, „der junge, hochwürdige Herr ist ein Liebhaber von Blumen? Hyacinthen? Ah!“

Er sog mit Wohlgefallen den Duft ein, als ob er sich auf ein neutrales Gebiet flüchten wolle, oder „durch die Blume“ reden müsse, und fuhr fort:

„Ich habe dies Jahr auch einige Beete der schönsten Tulpen und Narzissen, Krokus oder Safran gezogen. Die Sommergewächse halten sich nicht in meinem Garten draußen, die Rosen vollends nicht. Meine Biergäste brechen Alles ab, und zertreten mir die Rabatten oben drein.“

Als er schwieg, fragte der immer noch etwas befangene Kaplan:

„Und — was bringen Sie mir, Herr Sachsenhuber?“

„Bringen? Auch noch?“ entgegnete der Alte. „Eigentlich komme ich — zu holen! — Verzeihen Sie, aber der Menſch, wiſſen Sie als geiſtlicher Herr am beſten, — der Menſch irrt, und der Brauer Sachſenhuber — iſt ein Menſch. Ich habe letzt bei Ihrem Weggehen — was man ſagt — einen Mißgriff gemacht und habe Ihnen die Geldrolle gegeben, die für meine Tochter beſtimmt war. Ich wollte Sie nun bitten, Herr Kaplan — aber Sie müſſen mir's zu gut halten. Wir ſind ja beide Menſchen, und können irren, ich im Geben und Sie im Nehmen!“

Der Kaplan erröthete und ſtand eine Weile mit niedergeſchlagenen Augen, dann ſprach er mit weicher, bebender Stimme:

„Was müſſen Sie von mir gedacht haben, Herr Sachſenhuber? Glauben Sie mir, ich war auch zuerſt ſehr erſchrocken, als ich die Rolle öffnete und die unerwartete Summe — die Hand voll Gold hatte. Aber wie hätte ich bei näherer Erwägung denken ſollen, daß es ein Mißgriff von Ihnen ſei? Ich hörte, Sie wären ein ſehr wohlhabender, ein reicher Mann; Ihre einzige Tochter hatte Ihnen den erſten Enkel geſchenkt; zum erſtenmale Großvater, waren Sie zugleich Pathe. Bei der Taufe hatte ich über die reiche, geſchmackvolle Einrichtung bei Ihrem Herrn Schwiegerſohn zu erſtaunen. Und Sie ſelbſt waren ſo freundlich gegen mich, eilten

mir nach, drückten mir so bedeutsam die Hand, als wollten Sie sagen: Behalt' es nur! Lass' Dir's nicht zuviel sein! Und so behielt ich's als beabsichtigten Ausdruck Ihrer Freude. Ich konnte kein Versehen vermuthen."

„Gewiß, gewiß!" fiel Sachsenhuber ein. „Ich habe mir's gleich auch so gedacht."

Er hustete, als ob die kleine Lüge der Verlegenheit ein Kratzen im Hals zurück gelassen hätte. Der junge Geistliche sprach dann mit innerer Bewegung weiter:

„Das ist mir lieb, Herr Sachsenhuber, daß Sie mich also nicht falsch beurtheilen! Und so darf ich Ihnen nun als wohldenkendem Manne weiter bekennen, daß ich —. Ich habe eine alte Mutter, die es mir hat sauer werden lassen, mich auf das Gymnasium zu thun, und meinen Bruder in eine Lehre zu geben. Einige Schulden haben sie bisher schwer gedrückt, und nun befiel sie noch eine böse Winterkrankheit, — Doktor, Apotheker, Heizung, bessere Kost — sehen Sie, zu dem Allem schien mir nun das Röllchen wie vom Himmel durch Ihre Hand beschert. Von dem, was dennoch übrig blieb, habe ich meine liebe Schwester, die Verlobte eines braven Jugendfreundes, durch eine unerwartete Aussteuer beglückt. Und so ist mir denn von dem schönen Gelde —" er eilte an sein Pult und kehrte mit zwei Friedrichsd'or zurück — „für mich selbst nur das — nur so viel übrig geblieben, was ich für einige kleine

Bedürfniſſe verwenden wollte. Nur dies kann ich Ihnen jetzt noch zurück geben, und müßte Sie wegen des Fehlenden um — freilich etwas längere Geduld bitten!"

„Ei, was denken Sie von mir, junger hochwürdiger Herr!" fuhr Sachſenhuber auf. „Meinen Sie denn, ich ſehe nicht, was Sie für ein guter Sohn und rechtſchaffener Bruder ſind? Geben Sie mir die Hand! Sie haben mir eine rechte Freude bereitet, daß Sie mich ſo mit meinem bißchen Geld an — Ihrem goldnen Herzen haben Theil nehmen laſſen. Ich danke Ihnen, Herr Kaplan und braver Menſch! Als letzterer aber haben Sie nun Alles ausgegeben und den geiſtlichen Herrn vergeſſen. D'rum erlauben Sie mir noch, daß ich auch den Kaplan anerkenne, der das Kind getauft hat. Hier, das gebührt dem ſchwarzen Talar: es iſt nur die Stolgebühr!"

Er legte das Silbergeldröllchen auf den Tiſch und eilte fort, ſeine Rührung zu verbergen.

III.

Ein geprüftes Herz.

1.

Frau Sabine Martens bewohnte ein artiges Gartenhaus vor dem Bockenheimer Thore. Nach dem Teſtament ihres verſtorbenen Mannes war es ihr und der unverheiratheten Tochter Betty als Eigenthum zugefallen, während das große Geſchäftshaus in der Stadt den beiden Söhnen blieb, die ſich in die Vornamen des Vaters Robert Anton und in die beiden hinterlaſſenen Geſchäfte getheilt hatten, ſo daß Robert die Wechſelbank und Anton die große Fabrikanlage vor der Stadt beſaß.

Das Haus der Mutter lag hinter einem kleinen Vorgarten auf einem Hügel, die Vorderſeite mit einer Veranda gegen die Stadt und auf die Bockenheimer Allee gerichtet, die Rückſeite mit dem herrlichen Ausblick auf den ſanften Zug des Taunusgebirges und die darunter hingeſtreckte Ebene.

Hier im Seitenbau, der die Morgen- und Abend-

ſonne hatte, bewohnte Betty ihre beſondern Zimmer für liebe, einſame Stunden, wenn ſie zur Harfe ſang, leſen, Briefe ſchreiben, oder auch nur träumen und irgend eine ungeſellige Stimmung verwinden wollte. Nicht als ob ſie überhaupt ungeſellig oder auf ſchwermüthige Saiten geſtimmt geweſen wäre: aber ſie hatte ſchon in Mitte der Zwanziger ein Bedürfniß, das Manche erſt nach Jahren und ſchweren Erlebniſſen, Andere gar nie empfinden, und Viele nicht einmal begreifen können, das Bedürfniß der Einkehr in uns ſelbſt, wenn die Seele den Ahnungen des Ewigen lauſcht, die durch unſere Bruſt ziehen. Was Betty in ſolchen Stunden ſchrieb, unterzeichnete ſie gern mit dem ernſtern Namen Eliſabeth.

An einem der Nachmittage des herrlichen Maimonats 1847 hatte ſie einen recht herzlichen Brief an eine entfernte Freundin geſchrieben, und ihr zur Verlobung Glück gewünſcht. Bewegt, wie ſie von ihrer Herzensergießung blieb, als ſie den Brief geſchloſſen hatte, griff ſie nach ihrer Harfe. Sie liebte für ſolche Empfindungen dies Inſtrument ihrer Einſamkeit mehr, als das Piano im Geſellſchaftszimmer der Mutter. Sie fiel auf die ihrem Brief ſo verwandte Arie aus der Schöpfung: „Mit Würd' und Hoheit angethan.“ Ihre Stimme hatte einen tiefen, ſeelenvollen Klang, verrieth ſich aber nur für einen engern Raum ſtark genug; obwohl die Sängerin,

die ſich allein zu Hauſe wußte, ihren augenblicklichen Gefühlen den vollen Ausdruck gab.

Inzwiſchen kam, von Bockenheim her, ein Wagen angefahren, und die Mutter, am Arm ihres Sohnes Robert, beſtieg die hintere Treppe. Als ſie durch das offene Fenſter des Seitenbaues die Worte vernahm:

„An ſeinen Buſen ſchmieget ſich —
Die Gattin hold und anmuthsvoll“ — —

warf Frau Sabine einen betroffenen Blick nach ihrem Sohn, und brach, als ſie ſich verſtanden ſah, in ein helles Lachen aus. — „Iſt das nicht merkwürdig, Robert?“ flüſterte ſie ſtehen bleibend. „Iſt das nicht ominös, höchſt vorbedeutſam? Sie ſingt vom Paradieſesglück der Ehe im Augenblicke, wo wir in Gedanken mit einem Adam für ſie die Treppe betreten. Hm, Robert?“

„Allerdings, liebe Mutter!“ erwiederte mit abwehrender Miene der Sohn. „Aber, nur Nichts übereilt. Du kennſt Betty!“

Schon auf das laute Gelächter war Stimme und Harfe verklungen, und kaum hatten die Ankommenden das Wohnzimmer betreten, als auch Betty ſich einfand und den Bruder begrüßte.

„Schade, daß Du nicht mit uns warſt, Betty!“ lächelte Frau Sabine. „Wir haben eine recht liebe Bekanntſchaft gemacht — an dem neuen Gutsbeſitzer und an der Beſitzung ſelbſt.“

„Ich kannte wohl das Gut ſchon," fiel Robert beſorglich ein; „doch iſt die Einrichtung neu, und ich muß geſtehen, außerordentlich geſchmackvoll."

„Nun ja wohl, aber noch einfach genug, wie es ſich für ein Landgut paßt, und — wie es ganz in Deinem Geſchmack wäre, Betty."

„Herr von Dahlen iſt ein recht gebildeter Mann!" lenkte Robert, etwas unruhig über die Abſichten der Mutter, das Geſpräch ab.

„Sehr liebenswürdig!" ſetzte dieſe lebhaft hinzu, „ein rechter Gewinn für unſere Nachbarſchaft."

„Haſt Du ihn ſchon früher gekannt, Robert?" fragte Betty.

„Nein, liebe Schweſter, weder von Perſon noch von Namen. Es iſt, glaube ich, eine Mecklenburger Familie. Ich lernte ihn erſt durch ſeine Wechſel und Empfehlungsbriefe kennen: die waren gut, ſolid, und ſo fand ich auch den Mann, und konnte ihm gefällig beim Ankauf der Beſitzung ſein."

„Ein Mann auf Sicht geſtellt, Robert! Nicht wahr?" lächelte die Mutter.

„Recht treffend geſagt, liebe Mutter."

„Und den jedes Mädchen unbedenklich ‚acceptiren' kann, Robert?" fuhr die Mutter mit Seitenblicken auf Betty fort. „Ich bin recht begierig, wie er's angreifen, bei welchen Familien er anknüpfen wird. Er hat uns gleich,

wenn auch ſcherzweiſe, geſtanden, daß er ſich zu verheirathen denke. Und das verſteht ſich wohl auch bei einem Gutsbeſitzer, der ſelbſt wirthſchaften will, von ſelbſt. Aus zufälligen Aeußerungen ſcheint mir aber auch, daß er ſich beim Ankauf und der Vervollſtändigung des Inventars ziemlich verblutet hat, und auf bereites Vermögen einer Frau mehr als auf — andere Aeußerlichkeiten ſehen muß. Ich habe ihn auf morgen zu unſerm Wochenabend eingeladen. Gewiß macht er morgen Vormittag erſt ſeinen Staatsbeſuch. Wir müſſen uns bereit halten, Betty, ihn recht freundlich zu empfangen."

Betty, die ihre nie abſichtsloſe Mutter kannte, verſtand dieſen Ton, dieſe Blicke. In ihrer Eliſabethſtimmung etwas empfindlich berührt, entgegnete ſie:

„Ich werde Deine Abſichten unterſtützen, liebe Mutter. Ich merke ſchon, was Du im Sinne haſt: Du klagſt täglich über unſere ſchlechte Kaffeemilch, und rechneſt nun darauf, daß Herr von Dahlen aus beſonderer Freundſchaft uns mik guter Sahne verſorge."

Die Mutter lachte laut auf. — „Siehſt Du, Robert," ſagte ſie, „welche gute Wendungen Deine Schweſter hat? Aber, Du haſt Recht, Betty. Herr von Dahlen hat es mit einem ſtarken Kuhſtall auf die nahe Stadt abgeſehen. Sein Milchkarren muß an unſerm Hauſe vorüber, und ich werde ihm ſagen: Bedenken Sie uns ja, Herr Nachbar, wir wohnen an Ihrer — ‚Milchſtraße'.

Ha, ha! Vielleicht ſucht er aber auch auf ſeiner Brautfahrt den Polarſtern in der Milchſtraße."

„Adieu, liebe Mutter!" lachte Robert, und griff nach ſeinem Hute.

„Du eilſt ſo, Robert?"

„Mein Wagen wartet, die Pferde werden unruhig."

„Die Pferde oder Du, Robert?" lachte die Mutter.

„Beide," verſetzte Betty. „Robert fürchtet unſere Witze, wie ſeine Apfelſchimmel die Bremſen."

„Kommſt Du nicht auch ein wenig morgen Abend, lieber Robert?"

„Zu Deinen Malern und Poeten?" antwortete er in der Thür. „Ich indoſſire dieſe Wechſel lieber. Für mich an die Ordre meiner Frau, — Werth in Rechnung!"

Er eilte lachend fort. Frau Sabine ſagte, nicht ohne Empfindlichkeit:

„Es iſt recht Schade um Robert. Er bekommt von den vielen Börſenjuden, mit denen er zuſammenkommt, ordentlich etwas Jüdiſches in ſeinen Ton. Sonſt hatte er viel mehr Sinn für das Aeſthetiſche."

Robert war aber den Künſtlern und Kunſtverwandten durchaus nicht ſo abgeneigt, als es ſeiner wegwerfenden Aeußerung nach ſchien. Er hegte nur einen ſchweigſamen Widerwillen gegen die Art und Weiſe, wie es die Mutter, als Beſchützerin der Künſtler und Literaten, ſeit dem

Tode ihres Mannes trieb, der sie früher damit in engern Grenzen gehalten hatte.

Sie war allerdings auch in ihrer äußern Erscheinung eine noch recht frische und anziehende Frau. Unter dem Einflusse von Familienverbindungen hatte sie ungewöhnlich früh geheirathet, rasch auf einander ihre Kinder bekommen, und dabei sich selbst erst recht frauentlich entwickelt. Nun seit einigen Jahren Witwe, fand sie mit ihrem noch jugendlichen Herzen gewissermaßen jetzt erst, nach ihrer Heirath, die Zeit der Eroberungen, um die sie als Mädchen gekommen war. Die Rücksichten auf ihre Kinder und auf ihre Stellung in der Gesellschaft beschränkten ihr jedoch das Feld, und gestatteten ihr kaum maskirte Eroberungszüge.

Eigentlich kokett konnte man sie nicht nennen; sie war aber sehr empfänglich für die Huldigung interessant aussehender Männer, und ihr Herz bedurfte eines vertrauten Freundes, ohne daß es grade eben so anhänglich, als bedürftig gewesen wäre. Lebhaft und nicht ohne gesellige Bildung und Talente, galt sie sogar für geistreich, obschon sie dafür vielleicht mehr Kredit als Baarschaft hatte. Bei ihrer Lebhaftigkeit und im Selbstgefühl ihrer günstigen bürgerlichen Stellung vergaß sie sich leicht, und stand eben im Verdacht, einem der ältern Maler Namens Ilgen, einem genialen Lebemann, allzuviel Vertraulichkeit zu gestatten.

An beſtimmten Abenden für Künſtler, Muſiker und Literaten machte ſie die ſplendide Wirthin, was allerdings viele der jungen Leute anzog. Man ließ ſich die Ausſprüche der Hausfrau, um ihrer Flaſchen willen, gern gefallen, und beide waren ſtark mouſſirend. Am Schluß der luſtigen Abende öffnete ſich dann den Abgehenden ein breiter Cigarrenkaſten mit echten Havannablättern, die unterwegs manche loſe Nachrede in ihren Wohlgeruch hüllten. Am jüngſten Chriſtabende, dem dritten ihrer Witwenſchaft, war große Beſcherung geweſen, und jetzt trug ſich Frau Sabine mit Entwürfen zu Sommerpartien in's nahe Gebirge.

Alles dies machte der Tochter heimlichen Kummer und den Söhnen lebhaften Verdruß, ohne daß ſie es bis jetzt gewagt hätten, der Mutter Einſprache zu thun. In Abwartung eines ſchicklichen Anlaſſes dazu hielten die Söhne ſich von den äſthetiſchen Abenden zurück, ſchickten aber ihre Frauen, um durch ſie der geſelligen Haltung mehr Gewicht zu geben. Auch einige junge Damen, Freundinnen Eliſabeth's, erſchienen gewöhnlich und unterhielten den Anſtand des Abends.

Dieſe Geſellſchaft traf Herr von Dahlen am nächſten Abende, nachdem er vorher ſeinen Staatsbeſuch abgelegt hatte.

Eliſabeth, nicht ohne Ahnung der Hinterhaltsgedanken ihrer Mutter, war noch am Abende vorher mit ſich zu

Rathe gegangen. Sie machte ſich klar darüber, daß ſie zwiſchen den Abſichten der Mutter, die auf einen paſſenden Schwiegerſohn ausgingen, und der Aufmerkſamkeit des Herrn von Dahlen, der ſich nach einer Frau umſah, mit der größten Unbefangenheit am beſten durchkäme. Bei ſeinem erſten Beſuch erſchien ihr aber Herr von Dahlen ſelbſt viel gehaltener, als ſie es ſich gedacht hatte. Sie entdeckte keine prüfenden Blicke in ſeiner Artigkeit, kein Bemühen ſelbſt in's Auge zu fallen, und da ſie ohnehin nie vorausſetzte, ſie könne durch ihre Erſcheinung Eindruck auf Männer machen: ſo fiel es ihr um ſo leichter, ſich unbefangen zu erhalten.

Eliſabeth dachte nämlich ſehr beſcheiden von ihren Reizen für die Männer. Ihre Züge freilich und die eigenthümliche Bläſſe des Geſichts hatten wenig Einnehmendes: nur das ſchöngeformte Auge und das reiche Haar, beide gleich dunkel und glänzend, fielen in Betracht. Ihre Geſtalt aber war höchſt edel, und ſie bewegte ſich mit eigenthümlicher Anmuth.

Gegen dieſe Erſcheinung hätte kein Mann auffallender abſtechen können, als Herr von Dahlen, der mit dem ſchönſten männlichen Kopf und lebhafter Geſichtsfarbe, auf breiter derber Geſtalt, doch Eliſabeth nicht überragte. Auch der heitere, wiewohl unbedeutende Ausdruck der Züge und die etwas haſtige Geberde fiel neben Eliſabeth's ernſter Haltung auf. Innerlich, in der Den-

kungsart und Lebensanſchauung, fanden ſich Beide ſchon mehr überein.

Dies ergab ſich bald im Laufe des Abends, indem Fritz von Dahlen, der in den leichten Ton der Maler und Literaten nicht eingehen konnte, ſich meiſt zu Eliſabeth hielt, die hinwieder auch an ihm einen Rückzug ihrer Unzufriedenheit fand. Um aber nicht ſo vertraulich mit dem neuen Gaſte da zu ſitzen, zog ſie ihre Freundinnen heran, — Friederike Kaßner und Antonie Lüdemann, zwei ſehr liebenswürdige Mädchen, — die blonde, zierliche Fritze zumal durch ihre Schönheit und anmuthige Munterkeit ungemein einnehmend.

Gerade dieſe fröhliche Schönheit war Eliſabeth's vertraute Freundin. Eine wahre Zärtlichkeit herrſchte zwiſchen Beiden, in welcher die reizende Freundin ſo hingebend, als die ernſte neidlos erſchien.

Der äſthetiſche Abend brachte es mit ſich, daß geſungen und geſpielt wurde. Friederike hatte mit einem Künſtler ein Duett einſtudirt, welches Eliſabeth auf dem Piano begleitete. Antonie ſang eine Arie, Eliſabeth ſpielte mit einem jungen Muſiklehrer ein Duo für Piano und Violine. — Nach jedem Vortrage fanden ſich aber die drei Freundinnen immer wieder um den artigen, beſcheidenen Gutsnachbar zu einer abgeſchloſſenen Unterhaltung ein; ſo daß es ſehr bald die andern jungen Männer verdroß und gegen den Fremden verſtimmte.

„Sie haben uns ja einen neuen Paris zugeführt, Frau Martens!“ ſagte ein junger Literat. „Sehen Sie nur, wie anmuthig er zwiſchen ſeinen drei Göttinnen verkehrt! Ich wäre begierig, welcher derſelben er den Apfel der Schönheit zutheilen würde. Sie hatten ja zum Chriſtabend ſo ſchöne Aepfel, verehrteſte Frau: fände ſich für ihn keine der Goldreinetten mehr, um damit ſeine Wahl zu entſcheiden?“

Der Scherz fand Beifall; nur der Maler Ilgen mißbilligte ihn. Aelter und bedächtiger hielt er ſchon als Verehrer der Hausfrau darauf, daß nichts Verdrießliches vorfallen durfte.

„Der Apfel fände ſich wohl,“ erwiederte leiſe Frau Sabine, „nur würde es mir nicht wohl anſtehen, die Göttin der Zwietracht in meinem Salon zu machen. Laßt mir heute Herrn von Dahlen ungeneckt und gönnt ihm das Vorrecht des fremden Gaſtes. Euer leichtfertiger Ton fällt ihm ohnedies ſchon auf.“ —

Bei dieſer Zurechtweiſung blieb es jedoch nicht. Dem jungen Literaten, der mit heimlicher Neigung für Friederiken ſich ihr gern genähert hätte, wurmte es, daß ſie ſich von dem Fremden an eines der kleinen Tiſchchen führen ließ, an welche man ſich zum Abendbrote vertheilte. Ein paar in ſeinem Aerger raſch getrunkne Gläſer Hochheimer ſteigerten ſeinen Verdruß um ſo lebhafter, als er von ſeinem Platze aus die Geliebte in

der ungezwungenſten Unterhaltung mit Dahlen beobachten konnte. Er hatte Dahlen's Viſitenkärtchen vom Spiegel an ſich genommen, und nicht üble Luſt, ſeinen Zorn an dem geſtochenen Namen mit ſtechender Gabel auszulaſſen, als ihm der Vornahme Friedrich auffiel. Friedrich und Friederike reizte ihn durch ominöſe Vorbedeutung zu einer Neckerei, zu deren Ausführung ihm ſelbſt aber der Muth fehlte. Er flüſterte den „prächtigen" Gedanken einem jungen Maler zu, der eitel genug war, den Spaß zu übernehmen. Er klopfte an ſein Glas und erhob ſich mit den feierlichen Worten:

„Wir dürfen die ſchöne Pflicht nicht länger verſäumen, unſern neuen, liebenswürdigen Nachbar in dieſem fröhlichen Kreiſe willkommen zu heißen. Daß ich, der Jüngſten einer, mir das Wort nehme, iſt ein unſchuldiger Egoismus. Ich heiße nämlich Friedrich, wie Herr von Dahlen, mit dem Vornamen, und ſchließe mich daher gleich mit in das Beſte ein, das wir einem Unvermählten wünſchen können. Füllen Sie die Gläſer, meine Freunde, und unterſtützen Sie mich in dem Wunſche:

„O fände immer doch zu ländlich-ſüßem Glücke,
Ein jeder Friederich die rechte Friederike!
Viel näher liegt das Glück dem edeln Herrn von Dahlen:
Ich bin darauf beſchränkt, die Schönſte mir zu malen."

Der Glückliche lebe hoch!" — —

Zuerſt nahm es Herr von Dahlen für eine ernſtlich

gemeinte Artigkeit, und wendete ſich ſeinen Nachbarinnen zu, mit ihnen anzuſtoßen; da hatte Friederike ihren Platz ſehr übereilt verlaſſen, und war hocherröthet der Frau Martens entgegengeeilt, die zu ihr kam, und ſie mit leiſer Zuſprache zurückführte, wo Beide mit Herrn von Dahlen freundlich anſtießen. Dieſer, wie er ſich jetzt des Namens Friederike beſann, merkte nun den Scherz Er war beſonnen genug, keinen Verdruß zu zeigen, ja er verſöhnte ſich heimlich mit der Neckerei, als er in unbefangener Unterhaltung mit Friederike der liebenswürdigen Verlegenheit inne ward, die das reizende Mädchen heute nicht mehr überwinden konnte, und in die er ſelbſt ſo reizend mit verflochten war. —

Im Uebrigen verlief der Abend ohne weitere Störung heiter und vergnügt, und Alles bemühte ſich, dem fremden Gaſte bis zum Aufbruch artig und zum Abſchied herzlich zu ſein.

2.

Dennoch nahm Fritz Dahlen, als er jetzt gegen Mitternacht unter den hohen Bäumen der Landstraße dem nahen Bockenheim zuwandelte, keine ganz ungetrübte Zufriedenheit mit sich. Wenigstens hatte ihm der Ton der jungen Männer nicht sehr gefallen, und das allzufreie Benehmen der Hausfrau, besonders gegen den Maler Ilgen, schien ihm noch weniger angemessen. Indeß empfand er, bei näherm Betracht, Beides doch mehr nur als eine Störung seiner Unterhaltung und Stimmung mit den liebenswürdigen Mädchen, und der Spaß mit Friedrich und Friederike gefiel ihm immer mehr. Er erinnerte sich mit lebhaftem Vergnügen des Eindrucks, den die Anspielung auf das schöne Fräulein gemacht hatte, — ihres Erröthens, ihrer Aufregung. Der Vollmond spielte im Dufte, der die blühenden Bäume und Stauden in den Gärten rechts und links und das nächtliche Thal durchwebte. Eine Nachtigall schlug im nahen Park, und

weckte Liebesſehnſucht und träumende Hoffnung in der Bruſt des jungen Wanderers.

Auch unſer Herz iſt empfänglich für die Fruchtbarkeit einer Frühlingsnacht. Es war doch etwas ganz Anderes, etwas ſehr Oedes, Unlebendiges geweſen, als Fritz Dahlen beim Ankaufe des reizenden Landguts überlegt hatte, er müſſe wohl daran denken, eine rechte Hausfrau hier einzuführen. Er konnte es in der Sprache ſeines Berufs — ein Ausſtellen des Herzens nennen. Nun aber waren Empfindungen und Wünſche für eine beſtimmte liebenswürdige Perſon in dieſe Furchen gefallen, eine Mainacht athmete darüber hin, und die Nachtigall zog und ſchmetterte Sehnſucht und Verlangen aus ihrer gefiederten Bruſt, als ob ſie Beides in der Seele des jungen Mannes erwecken wollte.

Dieſem wurde jetzt recht klar, nicht was ſein Haus, ſondern was zunächſt auch ſein Herz bedurfte. Jenes hatte er noch gegen Frau Martens, die eine Tochter beſaß, halb ſcherzend ausſprechen können, das neue Verlangen ſchloß er tief in ſeine Bruſt ein, und als er nach ein paar Tagen die freundliche Nachbarin wieder beſuchte, kam er mit dem ausdrücklichen Vorſatze, ſich nicht übereilt zu verrathen.

Er fand ſie im Garten beſchäftigt, auch die zarteren Gewächſe aus dem Treibhauſe an die Luft bringen zu

laſſen, nachdem ſelbſt Pankraz und Servaz ohne Tücken vorübergegangen.

Frau Sabine empfing ihn auf's Heiterſte. Sie gab dem Gärtner einige Anweiſungen, und führte den Gaſt in eine ſchattigere Partie des kleinen Parks.

„Nun," lächelte ſie, „haben Sie ſich über meine kleine ausgelaſſ'ne Geſellſchaft beruhigt?"

„Beruhigt, Frau Martens? — —"

„Meinen Sie denn, ich hätte es Ihnen nicht angeſehen, wie ſehr Sie befremdet waren, Herr von Dahlen?"

„Nein, ich habe keine Ausflucht vor Ihren klugen Augen!" antwortete er. „Aber man kann befremdet und doch nicht grade beunruhigt ſein. Ich habe Ihnen vielmehr zu danken, daß Sie mich gleich in die ſüddeutſche Tonart eingeführt haben. Bei uns im Norden geht's allerdings etwas — wie man es nennt — ſteifer zu; aber es iſt auch kälter dort, und ich denke, es ſoll mir nicht gar zu ſchwer werden, die Luft der Gegend und den Ton der Geſellſchaft wohlthuend zu finden. Was mich anfangs ein wenig beirrte, war der Ernſt und die Zurückhaltung ihrer Fräulein Tochter, die doch in dieſer Atmoſphäre aufgewachſen iſt. Ich wußte nicht gleich, ob ich mir unter ihren ſeelenvollen Augen eine Theilnahme an der Munterkeit der Maler erlauben dürfte, oder ob ſie mir's übel nehmen würde."

„Gut, lieber Herr von Dahlen," entgegnete ſie, „es iſt lieb von Ihnen, daß Sie mir das gleich ſo freundlich bemerken. Auch meine Tochter hat für Sie und Ihre Geſinnung eine gute Meinung gefaßt. Es wird ihr leid ſein, daß ſie eben in der Stadt abweſend iſt; aber ich kann um ſo freier von ihr reden. Meine Betty iſt allerdings auf die unbefangene Tonart meiner Künſtler nicht recht geſtimmt. Nicht daß ſie ſolche Luſtigkeit mißbilligte: nein, ſie kann nur nicht recht eingehen. Sie iſt in ihrem Naturell vielleicht eher etwas norddeutſch. Meine Betty war von jeher ſehr ernſt, und unſer Arzt, zugleich ein großer Seelenkenner, hat mich einigermaßen klar darüber gemacht, denn ſie war das fröhlichſte Kind. Und ich ſage Ihnen, daß ſchönſte, das reizendſte neunjährige Mädchen. Sie war das Entzücken aller Menſchen, bezaubernd auf den Kinderbällen. Sie iſt mit fünf und mit neun Jahren gemalt, und ich zeige Ihnen gelegentlich die Bildchen, die ich meiner Tochter gern aus ihrer ſchmerzlichen Erinnerung entfernt halte. Da bekam ſie gegen ihren zehnten Geburtstag — ich weiß nicht ob die ſogenannten wilden Blattern oder die natürlichen, die ſich hinter der vielleicht zu ſchwachen Lymphe der Impfnadel noch eingeſchlichen, und ſich zumeiſt auf das Geſicht warfen. Die ſonſt ſo feinen Züge verloren ſich in der eigenthümlichen Bläſſe des ſehr zerſtörten Teints."

„Und doch finde ich das Geſicht ſo ausdrucksvoll," wendete von Dahlen ein, „ſo beweglich beim Sprechen. Es hat etwas Einnehmendes, ohne im gewöhnlichen Sinne ſchön zu ſein."

„Sie ſind ſehr freundlich, Herr Baron," erwiederte ſie. „An Seele fehlt es freilich meiner Tochter nicht, aber es gehört eben ein feiner Blick dazu, den Ausdruck derſelben zu leſen."

„An der vollendeten Geſtalt, an dieſen klaſſiſchen Formen hat aber die leidige Krankheit doch Nichts zerſtören können!" rief Dahlen.

„Finden Sie?" lächelte die Mutter.. „Nun ja, das Geſicht hat leider! die ganze Heimſuchung zu tragen gehabt. Ich ſage leider: denn das Geſicht gilt doch jungen Mädchen am meiſten, und ſelbſt meine ernſte, ſolide Betty kann nicht darüber hinaus."

„Nicht? Wie denn ſo?" fragte er. —

„Ei nun, lieber Herr von Dahlen," lachte ſie. „Iſt Ihnen der Geſchmack meiner Tochter an dunkeln Kleidern noch nicht aufgefallen? Sie meidet lieber eine Geſellſchaft, ehe ſie ſich nach der Forderung der Mode kleidet. Und dahinter ſteckt am Ende doch Nichts, als mädchenhafte Eitelkeit, ſage ich Ihnen ganz im Vertrauen."

„Ich begreife das nicht recht" erwiederte Dahlen, „aber das Alles, verehrte Frau, wird ſich geben. Die innere Liebenswürdigkeit wird zuletzt ſiegen, wird Betty

das Vertrauen zu ſich ſelbſt geben, von dem ſie ſich vielleicht manchmal, bei der Aufmerkſamkeit eitler Männer gegen junge Damen, etwas verlaſſen fühlt."

„Sehen Sie, beſter Baron, da haben Sie's getroffen!" rief Frau Martens. „Und das wollte ich Ihnen vorhin eben ſagen. Jene Heimſuchung der Krankheit nach ſo viel kindlich erlebter Bewunderung hat einen bleibenden Eindruck im Gemüth meiner Tochter hinterlaſſen. Die tiefſten Erfahrungen, meint unſer Arzt, kommen unſerer Seele unbewußt durch die früheſten Eindrücke, beſonders des Schmerzes. Daher nun der hohe Ernſt meiner Betty, ihr Rückzug in's eigene Innere, was ihren Jahren noch gar nicht zukommt, ihr Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, das von dem kleinſten Beweiſe von Vertrauen ſo beglückt wird. Ich habe mit ſtiller Zufriedenheit bemerkt, lieber Herr von Dahlen, wie unbefangen und freundlich Sie meiner Tochter begegnen. Sie empfindet das auch. Uebrigens macht es mir keine Sorgen, wenn Betty ledig bleibt, was auch ihr eigener Wunſch iſt: ſie iſt ja von ihrem ſeligen Vater ſo günſtig geſtellt, daß ſie mit ihren ſchönen innern Gaben das behaglichſte Leben vor ſich hat."

Auf dieſe mütterlichen Worte verſetzte Dahlen mit Höflichkeit:

„Sie haben mir ein höchſt ſchätzenswerthes Vertrauen

geſchenkt, Frau Martens; ich bin um ſo ſtolzer darauf, als ich es noch gar nicht habe verdienen können."

Er verneigte ſich auf die Hand der hübſchen Frau, und ſie überzeugte ſich an ſeiner Miene, daß er es nicht anzüglich meinte. Nur der raſche Uebergang fiel ihr auf, als er fortfuhr:

„Werden Sie mir aber verzeihen, wenn ich nun gleich auch mit einer Bitte komme? Wollten Sie mich nicht bei den Freundinnen Ihrer Fräulein Tochter einführen? Wenigſtens bei den beiden, die ich jüngſt hier kennen gelernt, und deren Eltern ich meinen Beſuch machen möchte, bei Fräulein Kaßner und Fräulein — wie —?"

„Lüdemann?" fragte ſie lächelnd.

„Ja, Lüdemann," antwortete er mit fragender Verneigung.

„Recht gern, lieber Herr von Dahlen," ſagte ſie. „Der Name Kaßner iſt Ihnen ſchon eher im Gedächtniß geblieben: nicht wahr, eine höchſt angenehme Erſcheinung?"

„Sehr liebenswürdig," verſetzte er, „und recht geſcheit, wie es ſcheint, auch — aus guter Familie, — ſieht man ihr an."

„Sie intereſſiren ſich — es freut mich recht, lieber Herr Nachbar; ich habe Riekchen ſehr gern, — die innigſte Freundin meiner Tochter. Sie werden ſie oft

bei uns finden. Es freut mich, daß sie Ihnen gefällt: denn sonst steht sie mit all' ihrer Schönheit nicht sehr in Gunst bei den jungen Herren. Ich weiß nicht, ich begreife es nicht; — aber sie spekuliren ein wenig zu zu viel, unsere jungen Männer. Es ist recht abscheulich! Indeß — wenn man die steigende Theuerung, den zunehmenden Aufwand des gesellschaftlichen Lebens bedenkt, so kann man das an sich Tadelnswerthe doch nicht so schlechthin verwerfen. Fräulein Kaßner kleidet sich — sehr geschmackvoll, werden Sie bemerkt haben. Unsere Maler lassen auch dem lieben Mädchen alle Anerkennung widerfahren; es habe nur, sagen die gottlosen Mäuler, zu wenig Perspektive. Den Sonntag, wenn's Ihnen recht ist, wollen wir Besuche machen. Kommen Sie dann gegen Mittag hierher. Ich nehme diesen Tag, damit wir auch den Papa Kaßner zu Hause finden. Er ist viel auf dem Komptoir von Kroll-Branconi, mit dem er associirt ist. Je nun, — er muß eben arbeiten, er ist sehr thätig, um für seine Kinder etwas vor sich zu bringen."

Herr von Dahlen dankte für die Gefälligkeit der freundlichen Frau, versprach den Sonntag sich einzufinden, und empfahl sich.

Frau Martens glaubte ihm eine kleine Verstimmung anzumerken, und sah ihm lächelnd nach. — — „Hab' ich's getroffen?" sagte sie. „Es scheint: denn Sie

machten ein Geſicht, lieber Herr Nachbar, als hätten Sie mich verſtanden, und dann hab' ich's freilich getroffen. Sie verlangen aber auch des Schönen zu viel auf einmal, beſter Herr von Dahlen: erſt ein ſchönes Landgut, dann eine ſchöne Frau hinein, und eine ſchöne Mitgift dazu, zum ländlichen Glücke — die rechte Friederike? Oho! mein kluger Herr von Dahlen! Es iſt nicht Alles eine Prophezeihung, was ſich reimt."

3.

Die verabredeten Beſuche wurden als Staatsbeſuche leicht und kurz abgemacht. Der neue Gutsnachbar konnte mit ſeinem Empfang zufrieden ſein. Man kannte den Werth des angekauften Beſitzes, der bisher einer der angeſehenſten Frankfurter Familien gehört hatte, und ließ den adeligen Namen des neuen Gutsherrn gelten, der jedoch nicht zu hoch über das Selbſtgefühl eines Frankfurter Bürgers hinausging, ſo daß ein freundlicher Umgang der mittlern Familien mit einem Herrn von Dahlen ſo ſchicklich erſchien, wie die erſten Bankierhäuſer mit den Bundestagsgeſandten verkehrten.

Bald folgten auch die Höflichkeitseinladungen, bei denen die Urheberinnen der neuen Bekanntſchaft, Frau Martens und ihre Tochter, nie fehlen durften. Und da zu dieſen Abendgeſellſchaften oder Mittagsſchmäuſen in den verſchiedenen Häuſern auch noch andere Gäſte als Freunde der Familien eingeladen wurden, ſo gab das

dem Ehrengaſte nur Anlaß, ſeine Bekanntſchaft mehr und mehr auszudehnen.

Die Geſellſchaft gleicht darin einem Teiche: der erſte, engſte Kreis, den ein einfallender Körper um ſich bildet, gibt nur den Anſtoß zu immer erweiterten Kreiſen.

Dieſer Verkehr, die mannigfaltigen Einrichtungen auf dem Gute und was die Jahreszeit an Geſchäften des Feldbaues mit ſich brachte, hielten den jungen Mann tüchtig in Athem. Doch verſäumte er darüber das Haus der Frau Martens nicht. Denn auch abgeſehen von den Rückſichten, die er gerade gegen dieſe Familie gern aufrecht erhielt, lag ihm das Gartenhaus auch am nächſten und erlaubte ihm, auf ganz häuslichem Fuß, auch in den Abendſtunden, aus ſeiner Einſamkeit herüberzukommen.

Indeß legte er doch eine gewiſſe norddeutſche Umſtändlichkeit nicht ſo bald ab, und kam faſt nie ohne irgend eine Artigkeit oder Aufmerkſamkeit, die er ſich als Entſchuldigung ſeines Beſuches dienen ließ. Sein Treibhaus, auf das er Etwas verwendete, bot ihm ſchöne Blumen oder ſeltnere Pflanzen, er beſaß als Norddeutſcher eine artige Bücherſammlung, die er mit Geſchmack vermehrte, und ſeitdem er in Eliſabeth's Harfengeheimniß eingeweiht war, verſchaffte er ſich manche hübſche Kompoſition für dies hier am Orte weniger betriebene Inſtrument.

Wie leicht und artig er auch dieſe Darbietungen zu machen ſuchte, ſo gefliſſentlich erſchienen ſie doch in den Augen der Mutter. Sie unterließ nicht, ihrer Tochter Andeutungen über die Abſichten zu machen, die offenbar — wie ſie lachend meinte, — durch die Blume ſprächen. Dies beunruhigte Eliſabeth. Sie fand ſich dadurch in der eigenthümlichen Aengſtlichkeit beſtätigt, die ſie, abgeſehen von jenen zwiſchen ihr und der Mutter getheilten Höflichkeiten, noch beſonders aus der herzlichen Vertraulichkeit ſchöpfte, in welche ſich Herr von Dahlen zu ihr geſetzt hatte. Aengſtlichkeit konnte es heißen, ein Bangen, nicht der ſüßen, ahnungsvollen Mädchenerwartung, ſondern des Zweifels an ihrem eigenen Herzen.

Sie hatte eine gute Meinung von dem Nachbar gefaßt, hielt aber dies Vertrauen nicht für Liebe, und überredete ſich, ein Zug der Neigung müſſe der Meinung, die man ſich von einem Manne bilde, eher vorausgehen, oder doch die Meinung überholen. Sie war geneigt, an die Abſichten des ſchätzbaren Mannes zu glauben, nicht aber, ſie zu wünſchen. Hätte Eliſabeth nicht ſeit ihres Vaters Tode viel von dem hingebenden Vertrauen der Tochter zur Mutter eingebüßt; ſo würde ſie ſich mit ihr über ſolche Bedenken und Zweifel berathen haben. Statt deſſen widerſprach ſie lieber den Andeutungen der Mutter, und lehnte zuletzt, um gegen

ſie Recht zu behalten, eine etwanige Bewerbung von Dahlen im Voraus ab.

Frau Martens war ſehr unzufrieden mit dieſer Stimmung der Tochter. Sie konnte ſich keine wünſchenswerthere Partie für Betty denken, als mit einem Manne, der bei ſo viel perſönlicher Geltung auch durch ſeine bürgerliche Stellung ein neues Element in ihre übrigen, rein kaufmänniſchen Verbindungen brachte. Sie hielt aber mit ihrer Empfindlichkeit an ſich, und ſprach nur ihre Verwunderung darüber aus, daß Betty einen ſolchen Mann nicht zu ſchätzen wiſſe. — „Sei verſichert," ſagte ſie, „daß jede Deiner Freundinnen einer ſolchen Bewerbung froh wäre. Ich laſſe es ſogar noch dahin geſtellt ſein, ob Dahlen nicht zwiſchen Dir und Friederike noch in Wahl ſteht. Er begegnet ihr ſo aufmerkſam und artig, als er ſich vertraulich und herzlich zu Dir ſtellt. Man könnte glauben, er huldige ihr als einer Geliebten, und ſehe Dich für ſeine Freundin an."

Frau Martens ſagte dies aus richtiger Beobachtung, aber mehr mit der Abſicht, ihre Tochter durch Eiferſucht zu reizen und geneigter zu machen. Betty antwortete aber kurz:

„Ich ſtelle mich durchaus nicht über meine gute Friederike, allein ich könnte doch eine Bewerbung nicht hoch anſchlagen, die erſt aus einer langen Wahl zu meinen Gunſten ausfiele. Das wäre am Ende nicht ein-

mal Liebe, ſondern — das Facit einer Berechnung.“

„Liebes Kind,“ verſetzte die Mutter, „Du kennſt die Welt und den Gang des menſchlichen Herzens nicht. Die Empfindungen eines Mannes, von den Intereſſen des Lebens noch mehr getrübt, als die ruhige Quelle der Gefühle in einem Mädchenherzen, bedürfen der Zeit, um ſich ſelbſt klar zu werden. Gönne dem braven Manne ſo viel, als Du ſelbſt vielleicht nöthig haſt, um über Dein Inneres recht heiter zu werden. Denn gerade was ich Dir eben bemerkt habe, ſpricht zu Deinen Gunſten. In dem einfach vertraulichen Benehmen gegen Dich legt Dahlen ſeine Anerkennung Deiner gediegeneren Eigenſchaften an den Tag, während er ſich gegen das blos hübſche Mädchen als galanter Mann erweiſt. Es iſt eine alte Eitelkeit der Männer, keine weibliche Schönheit ohne Huldigung zu laſſen. Sie meinen eben ihrem Geſchmack und ihrer Empfänglichkeit für weibliche Reize ein Zeugniß ſchuldig zu ſein.“

Hierbei ließ es die kluge Frau Sabine vorerſt bewenden, und hoffte damit dem Spiel der Bewerbung und der Gegenneigung Raum zu gönnen. Sie glaubte noch gar nicht an eine entſchiedene Gleichgültigkeit ihrer Tochter gegen den — Baron, wie ſie den Nachbar gern nannte. Es war ihr nicht unbemerkt geblieben, daß Betty ſich ſeit einiger Zeit gegen ſie verſchloß, und von einer Unzufriedenheit

mit dem geſellſchaftlichen Geſchmack der Mutter zu einer Art von trotzigem Widerſpruch auch in andern Dingen aufgeregt wurde. Eben darum aber wünſchte Frau Martens um ſo mehr eine baldige Verheirathung der Tochter, — nicht ſowohl um ſelbſt freiere Hand zu bekommen, denn dieſe Aengſtlichkeit hätte ſie ihrem mütterlichen Anſehen nicht vergeben; ſondern um die Tochter dadurch — wie ſie ſich überredete — zu mehr Heiterkeit und Zufriedenheit kommen zu ſehen.

In dieſem heimlichen Wunſch und Anliegen begegneten ihr unvermuthet ihre beiden Söhne. An einem der Wochentage, an welchem Eliſabeth ein Kränzchen in der Stadt hatte, ließen ſie ſich zum Thee anſagen. —

„Wir kommen in einer Familienangelegenheit," ſprach Robert, ſobald Betty ſich empfohlen hatte, „und da wir dabei die Schweſter ausgeſchloſſen haben, ſo kannſt Du Dir denken, beſte Mutter, daß es eben ihr gilt. Du weißt, wie kleinſtädtiſch unſer Frankfurt in häuslichen Angelegenheiten iſt. Offen geſagt, machen die Abendbeſuche des Herrn von Dahlen bereits einen Gegenſtand der Unterhaltung in unſern Kreiſen aus."

„Man munkelt von Abſichten," fiel Anton ein, „das Wort zweideutig genommen, Frau Mutter. Unſere Freunde meinen nämlich Abſichten des Herrn von Dahlen auf unſere Betty, unſere Neider aber laſſen Abſichten der Frau Mutter auf den reichen Gutsbeſitzer vermuthen.

Ich bin ſchon gefragt worden, ob wir Gratulationen annehmen. Und — nichtwahr, das ſind unangenehme Fragen, Frau Mutter!"

„Um es kurz zu machen," fuhr Robert fort, „ſo ſcheint es uns an der Zeit, mit einem ältern Plan, den ſchon der ſelige Vater hegte, nicht länger zurückzuhalten. Unſer Buchhalter Oelrichs hat ſich um unſer Haus verdient gemacht, und iſt unſerm Geſchäft innigſt vertraut. Wir möchten ihn feſthalten, und für immer in unſer Intereſſe ziehen. Er iſt ein ſolider, gebildeter, durchaus ſittlicher Mann und intereſſirt ſich längſt für Betty."

„Oelrichs?" lächelte Frau Sabine.

„Du lächelſt?" fiel Robert ein. „Seiner Perſon kann das nicht gelten, liebe Mutter: er iſt ein ganz hübſcher Mann und höchſtens zwölf Jahre älter als Betty. Ein ganz paſſendes Verhältniß bei dem geſetzten Weſen unſerer Schweſter. Es iſt alſo nur ſeine Stellung, die Dich ſtört?"

„Aber wir geben ihm eine paſſende," verſetzte Anton. „Und was hat denn die Betty für große Anſprüche in unſerer töchterreichen Stadt?"

„Laß mich der Mutter erklären!" wendete Robert ein, der ſchon wußte, daß die Mutter ihn lieber hörte. „Wir ſtehen im Begriff, ein bedeutendes Etabliſſement in Offenbach zu erwerben, und haben im Sinn, Herrn Oelrichs als Kompagnon an die Spitze deſſelben zu

ſetzen. In dieſer ehrenvollen Stellung würden wir ihn noch dadurch unſerm Hauſe verpflichten, daß wir ihm die Schweſter gäben."

„Und er würde ſeinen Wohnſitz in Offenbach haben?" fragte die Mutter.

„Die Leitung des Geſchäfts erfordert ſeine ſtete Gegenwart," antwortete Robert.

„Und die Frau Mutter behält ja Betty in der Nähe!" ſetzte Anton hinzu, „wenn auch juſt nicht ſo nahe, als ſie es ſich in Bockenheim denkt."

„Ich denke mir gar Nichts!" fuhr ihn die Mutter an. „Die Frage iſt um Betty's Glück, und ich glaube nicht, daß ſie das mit Oelrichs wird verſuchen wollen."

Die Sache wurde nun in's Einzelne verhandelt, das neue Geſchäft und die Theilnahme Oelrichs beſtimmt, wobei allerdings auf Betty's Vermögen gerechnet war, das dem neuen Geſchäfte zugewendet werden ſollte. Betty war mündig geworden, trat in den Genuß ihres Eigenthums, und die Mutter hatte von dieſer Seite kein Intereſſe gegen die Heirath. Sie wollte ſich mit der Tochter darüber berathen. — „Ich habe Betty auf die vermuthlichen Abſichten des Barons aufmerkſam gemacht," ſagte ſie. „Ihre Aeußerungen waren ablehnend, doch weiß ich nicht, wie viel Ernſt oder nur mädchenhafte Rückhaltung dabei iſt. Mir ſelbſt, geſtehe ich, wäre eine Verbindung mit Herrn von Dahlen lieber,

und ſähe reſpektabler aus, als daß wir der Tochter des Hauſes einen Mann aus dem Geſchäfte geben, — in Ermangelung gleichſam eines beſſern. Doch will ich nicht gegen Oelrichs ſein, und er kommt mir ſogar ganz gelegen, um Betty bei ſolcher doppelten Bewerbung vielleicht eher zu einer Wahl zu bewegen. Sie wird durch Vergleich zweier Bewerber leichter klar darüber werden, was ihr zuſagt. Würde ſie aber zwei Körbe auf einmal geben wollen, ſo will ich wenigſtens darauf ſehen, lieber Anton, daß Dein guter Oelrichs keinen ſchlechtern bekommt, als der Baron."

„Sage die Frau Mutter nicht Baron," fiel der etwas plumpe Anton ein. „Der Gutsbeſitzer iſt ein gewöhnlicher Herr Von, und wir wollen die Betty nicht mit dem Klingklang einer Baronin beſtechen."

Robert, mit ſeiner beſſern Weltmanier, trat jetzt ſchnell dazwiſchen, um es zu keinem Zank kommen zu laſſen, der zwiſchen Anton und der Mutter immer nahe lag. Er ſetzte mit guter Manier die Vortheile auf beiden Seiten aus einander, wobei Oelrichs nicht zu kurz kam.

So verließen beide Brüder die Mutter gleichſam hinter einer Wage für zwei Bewerber, wovon doch noch keiner ſich mit ſeiner perſönlichen Anſprache in eine der Wagſchalen gelegt hatte. Die Sache brachte nun für Frau Martens eine unruhige Nacht. Sie mußte ſich ge-

ſtehen, daß gerade der von beiden, den ſie um einer ihr wünſchenswerthen Verheirathung der Tochter willen zuletzt doch gern noch feſtgehalten hätte, der brave Buchhalter, wohl der erſte ſein werde, den ſie aufgeben müſſe.

Und in der That blieb ihr darüber auch nur ſo lang einiger Zweifel, bis ſie der Tochter am nächſten Morgen nach dem genommenen Kaffee das Anliegen der Brüder mit aller Freundlichkeit eröffnet hatte.

„Ach, der gute Oelrichs!“ rief Betty mit einem Ton, in welchem der fertige Korb lag, und mit einem Lächeln, das ihn mit Roſenblättern füllte. — „Hat er mich darum jüngſt bei Robert's Geburtstagsſchmauſe mit ſo feierlicher Haltung zu Tiſche geführt? Den Anlauf dazu merkte ich ihm früh genug ab; was ihn aber dazu trieb, hätte ich mir nicht träumen laſſen. Sie hätten nur ſehen ſollen, Mutter, wie er ſich ein Viertelſtündchen lang zwiſchen den Herrn, die mich umſtanden, langſam durchwand, die blaſſen Handſchuhe angezogen, den neuen Seidenhut in der Linken. Endlich war er mir zunächſt gekommen und unterhielt ſich mit dem Senator Schramm, mir mit halbem Rücken zugekehrt, um gar Nichts von ſeinem Vorhaben merken zu laſſen, bis es hieß: „Wenn's gefällig wäre!“ Jetzt aber fuhr er wie ein Kreiſel herum, ſtreckte, den Senator abſchneidend, mir ſeinen Arm hoch entgegen und verneigte ſich. Wir

waren den kurzen Gang in den Speiſeſaal nicht in gleichem Schritt, und ich fürchte, ſo was würde uns auf dem langen Lebenswege doch ſehr ermüden und — ungraziös ausſehen."

Solcher Scherz war zu ſehr im Geſchmack der Mutter, als daß ſie nicht hätte wenigſtens lächeln müſſen.

„Ich dächte, liebe Betty," wendete ſie ein, „ein ſolches ſteife Benehmen müßte Dir als Darlegung einer erſten, noch ungetragenen, noch unzerknüllten Liebe eher gefallen. Alles Neue, weißt Du, trägt ſich anfangs ſteif."

„Spaß, liebe Mutter!" verſetzte Betty. „Das Steife liegt auch oft im Stoffe. Wir wollen die Sache kurz und für den guten Oelrichs recht zart abmachen. Wenn meine Verheirathung für das Offenbacher Unternehmen durchaus nöthig wäre, ſo ſollte es mir leid thun. Ich hätte dann lieber gewünſcht, das Etabliſſement wäre für meine Heirath, als meine Heirath für das Etabliſſement ſchicklich geweſen. Ich denke mir, es wird in dem neuen Geſchäftsvertrag ein geheimer Artikel aufgenommen ſein, etwa lautend: „Gegen obbeſagte Vergünſtigungen verpflichtet ſich Herr Oelrichs, als Aſſocié des Hauſes Robert Anton Martens, die noch unverehelichte Tochter Eliſabeth Martens zu heirathen, und ſich dieſer Verbindung gemäß einzurichten." Sagen Sie den Brüdern, beſte Mutter, ſie möchten dieſen Artikel einfach ſtreichen,

und mir zum Zeichen, daß es abgemacht ſei, ein Päckchen Offenbacher Pfeffernüſſe mitbringen. Ich wünſche dem Etabliſſement Glück, und dem guten Oelrichs wird es nicht fehlen, eine liebenswürdigere Perſon heimzuführen, als die er jüngſt zu Tiſche geführt hat. Er ſoll nur den Arm nicht ſo hoch halten!“

4.

Dieſe Antwort, die ſich gerade durch ihren ſcherzhaften Ton in ihrem entſchiedenen Ernſte verrieth, wurde von Frau Martens in der ganzen Bündigkeit, mit der ſie gegeben war, den Söhnen überliefert. Beide kannten die Schweſter genug und hatten zu viel Geſchäftsſtolz, um weiter in Betty zu dringen und ihres Vermögens bedürftig zu erſcheinen. Der ältere und gewandtere Robert verrieth auch nicht das Mindeſte von ſeinem Verdruß, während Anton, wenigſtens eine Zeit lang, der Schweſter kurz und unfreundlich begegnete, und manches empfindliche Wort nicht unterdrücken konnte.

Bei Ausfällen der Art gegen die Schweſter ſah die Mutter lächelnd und nickend nach Betty hin. Durch ſolches freundliche Einverſtändniß dachte ſie der Tochter eine deſto entſchiednere Richtung nach dem Bockenheimer Gutsbeſitzer zu geben. Indeß verrieth ſich im Laufe

der nächsten Wochen Nichts von Annäherung der Art; außer daß Herr von Dahlen manche häusliche Einrichtung, die auf seine Verheirathung zielte, nicht ohne einige Befangenheit mit Frau Martens in Ueberlegung zog. — „Die norddeutsche Lebensart bringt in Manchem einen andern Zuschnitt mit sich," sagte er, „ich möchte es aber hier mit dem süddeutschen Geschmack treffen, und in Nichts von den hiesigen Gewohnheiten abweichen."

Frau Sabine, die sich jedes Anlasses versah, für ihr mütterliches Anliegen Etwas zu versuchen, ließ sich über solche Gegenstände in's Behagliche aus, wußte aber jede Entscheidung so leichthin ihrer Tochter zuzuschieben, indem sie sagte: „Nicht wahr, Betty, so würdest Du es auch machen?" Oder: „Gewiß wäre es so auch nach Deinem Geschmack, meine Tochter!" Oder: „Bei uns wenigstens hat es Betty so eingerichtet, Herr von Dahlen!"

Betty fühlte mit Unwillen die Nebenabsicht der Mutter durch; indem aber Dahlen sich ihr dabei mit der freundlichsten Unbefangenheit zuwandte und ihre Meinung erwartete, bewegte es sie auf's Eigenste. Er durchschaute also die Mutter nicht, und das ersparte ihr eine Verlegenheit. Sie schrieb es ihm zu gut, und ihre Zufriedenheit mit seinem ehrlichen Sinn milderte den Verdruß über die Mutter. Glücklicherweise war keine

dritte Perſon anweſend, die Betty's Unruhe und Erröthen hätte mißverſtehen können. — — —

So war der Juli herbeigekommen, als Herr von Dahlen, ehe die Arbeiten der Ernte angingen, ſich zu einem kleinen Feſt entſchloß, mit welchem er ſeine Erkenntlichkeit gegen ſo viel Freundliches, als ihm die beſuchten Familien erwieſen hatten, in ſeiner Junggeſellenwirthſchaft an den Tag zu legen dachte. Er hatte da verſchiedene, jedoch lauter mehr oder weniger befreundete Familien vor ſich, die er mithin unbedenklich zuſammen laden konnte.

Es war mit dem kleinen ländlichen Feſt auf einen ganzen Tag abgeſehen; ſo daß man ſchon zum Morgenkaffee nach dem Gute fuhr oder wandelte. Dahlen als Wirth hatte mit Zuziehung einiger Künſtler aus dem Kreiſe der Frau Martens eine ſinnige Anordnung für den langen Tag getroffen, dergeſtalt, daß dieſelben zugleich als Gehülfen ſich bei der abwechſelnden Unterhaltung der Gäſte mitbethätigten.

Der Tag war herrlich, zwar etwas ſchwül, aber von bewegter Luft gefächelt, und der Himmel mit Federwölkchen leicht bedeckt. Der Kaffee wurde im Schatten rieſiger Kaſtanien genommen, unter deren breiten Aeſten man einen reizenden Blick nach dem Gebirge hatte. Ein kleines Morgenconcert folgte, worauf eine Fahrt in Omnibus nach einem Vorſprung des Höhenzuges unter-

nommen wurde. Hier war ein weites Zelt unter einer wehenden Fahne errichtet, und unter dem Ausblick in's Thal und nach der Stadt wurde das zweite Frühstück aufgetragen, wozu aus einiger Entfernung ein paar Waldhörner frische und muntere Melodien spielten. Inzwischen wurde zu Hause, unter denselben Kastanien, die Mittagstafel gedeckt, und im Pavillon des Hauses die Musiker voraus gespeist, die hernach mit ausgesuchten Musikstücken ein feines Mahl aus angenehmer Ferne zu begleiten hatten.

Der Nachmittag wurde unter kleinen Spielen und heitern Possen der verkleideten Maler hingebracht, bis gegen Abend die Musik herantrat, und mit einer Polonaise Alt und Jung zur Bewegung aufbot. In wiegenden Schritten zogen die fröhlichen Paare durch die Gänge des kleinen Parkes, während dessen die Tafel unter den Kastanien weggeräumt und ein elastischer Dielenboden gelegt wurde, von kleinen Tischen umstellt. Hier langte zur rechten Zeit die Polonaise an, und sprang in einen Walzer über. Die jüngern Füße machten gleich den Sprung mit, die erschöpften Paare taumelten nach den Sesseln, die an den Tischen standen, und langten nach den Erfrischungen.

Und wie nun vor der sinkenden Sonne ein Gewitter majestätisch heraufzog, schien auch Das wie vom Wirthe bestellt, um die Gäste aus einer andern Tonart zu

unterhalten, und für eine bunte Gartenbeleuchtung ein früheres Dunkel heraufzuführen.

Es gehörte zum rechten Genuß des ländlichen Feſtes, daß es Einer oder der Andere immer wieder zum Bewußtſein und Bekenntniß brachte, — eines ſo fröhlichen, ſeligen Tages wiſſe man ſich nicht zu erinnern. Dann wurde immer wieder ein Lebehoch auf den Wirth ausgebracht, der ſich heut die liebenswürdigſte Frau verdient habe. Wünſche auf Wünſche wurden laut, Tuſch auf Tuſch der Muſik folgte, und nicht lange, ſo miſchte der Donner ſeine Bäſſe hinein.

Seelenvergnügt wandelte von Dahlen umher, das volle Glas gehoben, um mit den Männern anzuſtoßen, und die Frauen zu verſichern, wie glücklich ihn ihre lachenden Augen machten.

„Ja," rief er endlich von ſeinem Platze, „ein ſo herrliches Jahr haben wir auch lange nicht gehabt. Der letzte Nachwinter ließ es kaum erwarten. Ich hatte den Sommer vorher, ehe ich mich durch eine Anſiedlung feſtſetzte, eine Schweizerreiſe gemacht, und auf dem Rigi wohl fünf Tage lang auf einen günſtigen Sonnenaufgang gewartet. Fünf mir unvergeßliche Tage! Denn eigentlich galt mein Verweilen nicht dem Sonnenaufgang, ſondern einem neuen Freunde, einem genialen jungen Manne, Doktor Lehfeldt. Wir hatten uns im Hoſpiz Maria zum Schnee gefunden, wo uns der Regen

über Nacht hielt, und bestiegen am andern frischen Morgen den Berg. Ein heiterer Sonnenaufgang, der Tag für Tag auf sich warten ließ, diente uns zum Vorwand unsers Verweilens. Wie gern wären wir noch länger geblieben! Aber Lehfeldt und ich mußten fort. Die letzte Nacht brachten wir noch bei einem guten Feuer im Ofen und einigen Flaschen Champagner in der gehobensten Stimmung, unter den herzlichsten Gesprächen zu, bis das Alpenhorn die Schlafenden zum Sonnenaufgang weckte, der zu unserer Trennung die Scheidewege hier nach Goldau, dort nach Weggis hinab beleuchtete. — — Kommen Sie, meine Freunde, helfen Sie mir auf das Wohlergehen meines Freundes Lehfeldt, auf ein glückliches Wiederbegegnen trinken. Ein prächtiger Mensch, auf mein Wort! Er lebe hoch!"

Alles stimmte in das „Hoch" ein, obgleich Niemand sich für den unbekannten Doktor Lehfeldt interessirte. Jeder gönnte sich den Anlaß ein Glas zu leeren und gönnte dem Wirthe die gutmüthige Erinnerung an vergnügte Stunden. Herr von Dahlen sprach weiter:

„Auf meiner Hierherreise brachte ich den Nachwinter in Fulda, bei einer mir verwandten Familie zu, die in der Nähe der Stadt auf einer gepachteten Domäne lebt. Es war eine stille, trübe Zeit. Nichts als wechselnde Bilder von Noth, Armuth und schlechter Gesinnung bettelnd umherziehender Schaaren in Folge einer schlech-

ten Ernte des letzten Jahres. Nach seltsamen Frühgewittern kam in der Nacht zwischen dem 17. und 18. April ein entsetzlicher Schneefall. Und nun folgte der herrlichste Mai, den ich dann zum Theil schon hier verlebt habe. Eine rasche und vortreffliche Saatenentwicklung war unter dem Schnee hervorgekommen, und verherrlichte das Pfingstfest. Haben Sie je eine gleiche Blüthenpracht erlebt, meine Freunde, als wir dieses Jahr hatten? Und welcher Fülle von Obst sehen wir entgegen und genießen sie schon! Sehen Sie nur, — die Aepfelbäume können ihre Last kaum tragen, und ihre beladenen Aeste — Arme hätte ich bald gesagt! müssen unterstützt werden, — eine Unterstützung des Reichthums! So sehr hat die Natur sich mit Wohlthaten erschöpft. Doch lebt der Mensch, wie die Schrift sagt, nicht allein von Brote: daher möge denn auch recht bald Das nachkommen, was unserm bürgerlichen Dasein eine höhere Bedeutung gibt, was es zu einem gemeinsamen, nationalen Dasein erhebt."

„Hoch, hoch und recht bald!" riefen Mehrere. Alle stießen jubelnd an, die Musik brachte ihren Tusch, und ein naher Donner rollte mit heftigen Blitzen nach.

„Hört Ihr!" rief Maler Ilgen, „der Himmel gibt seine Zusage!"

„Und sprengt Weihwasser dazu!" fiel ein Anderer ein. „Es tropft, es kommt ein Guß. Vielleicht erfüllt

ſich das ſchöne Adventslied: „Regnet, ihr Wolken, den Gerechten herab!“ — Die deutſche Einheit herab!“

Eine lachende Unruhe entſtand unter den Frauen; man griff nach den abgelegten Tüchern, Mantillen und Hüten und eilte dem Hauſe zu. Ein Platzregen rauſchte durch die hohen Kaſtanien nieder. — „Wir amüſiren uns doch!“ rief ein verſpäteter Gaſt, der ſeinen Hut nicht finden konnte, mit Hampelmann's Worten aus der bekannten Lokalpoſſe.

Und in der That hatte nur noch eine ſolche unvermuthete Störung gefehlt, um den vergnügten Tag auf's Luſtigſte zu beſchließen. Doch ließ man erſt den unberufenen Regenguß ein „fait accompli“ werden, ehe die für den ganzen Tag gemietheten Omnibus vorfahren durften.

Und nun kreiste Alles dankend und grüßend durch einander. Herr von Dahlen geleitete Frau Martens und Eliſabeth nach einem der Wagen. Erregt, wie er war, erwiederte er den Dank Beider mit der lebhaften Verſicherung, wie glücklich es ihn mache, ſie bei ſich ſo vergnügt geſehen zu haben. Und während Ilgen der Mutter in den Wagen half, flüſterte der ſo glückliche Gutsbeſitzer Eliſabethen zu;

„Wie ſehr wünſchte ich meine ſchönſten Hoffnungen an dieſen frohen Tag zu knüpfen, verehrte Freundin!

Erlauben Sie mir, Sie morgen früh gegen zwölf Uhr in Ihrem Harfenzimmer zu besuchen?"

Ehe die Erschrockene eine Antwort fand, rief die Mutter:

„Nun, Betty?"

„Ich komme," flüsterte sie, und Dahlen half der Bebenden auf den Wagentritt.

Inzwischen füllten sich auch die andern Wagen. Dahlen eilte da- und dorthin. „Gut' Nacht! Schönsten Dank! Gute Nacht!" rief es durch einander.

Dahlen sah den Abfahrenden nach. Bald stand er allein. Lachen und Singen verscholl immer weiter nach der Stadt hin. Er blickte zum Himmel auf: die Sterne funkelten aus dem abgeregneten Gewölk. Ein leiser Wind ging durch die Bäume und schüttelte die tropfenden Aeste. Ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust, und die Kirchenuhr schlug mit schwerem Hammer die Zwölf der Mitternacht.

5.

Eliſabeth entkleidete ſich in Erwartung einer ſchlafloſen Nacht. Sie fühlte ſich höchſt aufgeregt. Die ängſtliche Unruhe, die ſie früher aus der räthſelhaften Annäherung Dahlen's geſchöpft hatte, kehrte jetzt, aus bisheriger Beſchwichtigung, nur um ſo heftiger und mit Herzklopfen zurück. War es, weil nun eine Bewerbung entſchiedener hervortrat? Dies ſchien allerdings in ſo fern der Fall zu ſein, als damit die alten Zweifel an ihrem eigenen Herzen ſich erneuerten, indem ſie die entſchiedenſte Hochachtung für Dahlen empfand, ohne daß ſie ihn zu lieben glaubte.

Dies Bedenken rief den vergangenen Tag noch einmal recht lebhaft zurück. Sie hatte eine recht herzliche Freude an dem Nachbar gehabt. Wie liebenswürdig und wie ſelbſtbeglückt war er nicht als Wirth erſchienen! Wie ſinnig hatte er Alles angeordnet, wie aufmerkſam ſeine Gäſte und beſonders die Frauen wie zart behandelt?

Was er gethan und geſprochen, verrieth durchaus ein edles Gemüth, und die Innigkeit, womit er eines entfernten Freundes und der mit dem Dóktor Lehfeldt auf dem Rigi verlebten Tage gedacht hatte, ließ einen Mann erkennen, der einer gleich warmen und treuen Liebe fähig ſei. Aber alles Das, was ſie mit Freuden anerkennen mußte, und worüber ſie ſich jetzt ſo klar machen konnte, hob ihren Zweifel, ihre Unentſchloſſenheit nicht. Sie fühlte ſich bei allem Dem fremd gegen ſeine perſönliche Erſcheinung: ſie konnte ſich nicht an ſeinem Herzen ruhend, hingebend empfinden. Sie hätte ſeiner freundſchaftlichen Theilnahe hundert Anliegen anvertrauen können, zuletzt aber doch geſtehen müſſen, daß ſie noch Einiges in ihrem Herzen zurückbehalte, was nicht ſo recht für ihn gehöre. Hatte ſie ſich ja noch nicht einmal mit ihrer Harfe vor ihm hören laſſen. Und — nun wollte er ſie geradezu in ihrer Harfeneinſamkeit beſuchen; war das nicht — ein wenig zudringlich?

Sie warf unüberlegt einen Blick nach der Ecke, wo das Inſtrument ſtand. Eine abergläubige Empfindung, wie ſolche ſo gern ein zweifelhaftes Herz, eine aufgeregte Phantaſie beſchleicht, trieb Eliſabethen an, die vertrauten Saiten als ein Orakel zu befragen. Die Saiten ſtehen in wunderbarer Sympathie mit der Seele der Natur: wie — wenn ſie die Harfe in das geöffnete Fenſter ſetzte, um zu verſuchen, ob ſie zu der verhäng-

nißvollen Frage des Herzens ſchweigen, oder von dem geheimnißvollen Athem der Nacht erklingen werde?

Sonderbarer Einfall! Doch gedacht, gethan!

Sie war feierlich erregt. Wie ſie das Inſtrument auf die Fenſterbrüſtung erhob, glitt das leichte Tüchlein ihres Nachtkleides von den Schultern. Ein lebhafter Windſtoß ſetzte die Saiten in einen volltönenden, nachbebenden Akkord, und überſchauerte zugleich die entblößte Schulter. Eliſabeth erſchrak: das Fröſteln erregte ihr eine ſonderbare Vorſtellung: es kam ihr vor, als ob Glasſplitter ihre rechte Achſel träfen. Raſch ſetzte ſie die Harfe nieder, ſchloß das Fenſter, und hob ihr Tuch vom Boden auf. Wie ſie es umſchlug, war es ihr, als ob Dahlen's Hand ihr behülflich wäre: ſie wendete ſich mit einem leiſen Schrei ab, und blies das Licht aus.

So wunderliche Empfindungen, wie ſie ein mit ſich uneiniges Herz verriethen, waren nicht gemacht, es ſo bald zur Klarheit und Entſchloſſenheit kommen zu laſſen. Doch der neue Tag, der früh genug durch das öſtliche Fenſter dämmerte, brachte die Schlummerloſe zu verſtändiger Betrachtung. Sie überlegte, wie phantaſtiſch ihre Vorſtellungen von der Liebe zu einem Manne ſein möchten, und wie doch aus der wahrhaften Erkenntniß von dem Liebeswerthe eines edeln Mannes auch eine perſönliche Zuneigung für ihn entſpringen und erwachſen müſſe. — Und wenn Du nun ſelber, ſagte ſie ſich, mit

Deiner äußern Erſcheinung einem Manne begegneteſt und ihn abſtießeſt, ehe er Dein Innerſtes nur erkannt hätte: was würde Dir es helfen, daß Du Dich perſönlich mit aller Hingebung des Herzens zu ihm gezogen fühlteſt? Iſt denn die Hingebung, die Dir der rechtſchaffene Mann im Zuſammenleben abgewinnt, nicht mehr werth, als die Du ihm auf Gerathewohl entgegen bringſt? — —.

Und ſei es nun, daß ein heitrer Sommermorgen einem verzagten Herzen Muth und Hoffnung einzuflößen gemacht iſt, oder daß die Eigenheit des menſchlichen Herzens hinzukam, die unſere überſpannnten Empfindungen zuletzt gern auf unſere Selbſtliebe zurückführt: genug, Eliſabeth ſtand auf, kleidete ſich mit Sorgfalt und mit dem ruhiger gefaßten Entſchluſſe, den Freund zu empfangen, und wenn er es verlangte, ihm die ehrlichſte Zuſage für das Leben in die Hand zu legen. — —

Beim Frühſtück eröffnete ſie ſich der Mutter. Geſtern Abend hätte ſie es nicht über ſich vermocht, — uneinig, wie ſie ſich mit der Mutter, ja mit ihrem eigenen Herzen fand. Jetzt hatte ſie gekämpft, Angſt und Zweifel überwunden; ſie war einverſtanden mit ſich und mit ihr. — Eine wehmüthige Ergebung, eine kindliche Demuth war über ſie gekommen, und ſo trat ſie, die Hände gefaltet, mit dem Bekenntniß der ſchlafloſen Nacht vor die Mutter.

Frau Sabine, höchſt erfreut, umarmte die Tochter; beſtätigte ſie in ihrem Vorhaben, und ſprach ſich über das Glück ihrer Zukunft in eine wahre, mütterliche Rührung hinein. Das reine kindliche Verhältniß that auch ihr wohl. Als die Zeit des zu erwartenden Beſuches heran kam, ſagte ſie:

„Nun geh', mein Kind, und empfange ihn, wie er es gewünſcht, im Harfenzimmer. Ich ſetze mich hinab in den Garten unter die Platanen. Seid Ihr einig, ſo bringſt Du ihn hinab, daß ich Euch umarme. Ich denke einſtweilen über Eure Einrichtung nach; denn von einer langen Brautſchaft wird keine Rede ſein, und ich werde ſeinen Wünſchen entgegenkommen."

Dahlen fand ſich eine gute halbe Stunde früher ein, als er ſich angekündigt hatte. Wahrſcheinlich trieb ihn die eigene Unruhe, ohne daß er daran gedacht hätte, die Unruhe eines erwartenden Mädchenherzens dadurch abzukürzen. Eliſabeth empfing ihn mit abſichtsloſer Feierlichkeit. Sie flüchtete ſich mit mädchenhaftem Bangen hinter den ſchönen geſtrigen Tag, und führte den Freund, der jeden Augenblick auf ſein Anliegen kommen wollte, durch alle Einzelheiten des Feſtes. Es war eine Flucht des Herzens, auf der ſie aber ſo geſprächig und aufgeregt wurde, das Dahlen ſich dadurch nur erleichterter fühlte mit Muth ſein Vorhaben auszuſprechen. —

„Und nun, meine theuerſte Freundin," ſagte er mit

ruhiger Faſſung, „laſſen Sie mich das zarteſte Anliegen vorbringen, in welchem mich der geſtrige Tag beſtärkt hat. Ich trage es in mir ſeit jenem erſten, ſchönen Abende bei Ihnen. Ich hoffe, das ſtille, aber innige Vertrauen, das ich bisher zu Ihnen gehegt habe, iſt Ihnen nicht entgangen. Ich habe die Verſicherung Ihrer verehrten Mutter, daß Sie männliches Vertrauen zu ſchätzen wiſſen. In Ihrer Hand liegt vielleicht das Glück meiner Zukunft. Helfen ſie mir es durch Ihre Freundſchaft finden. Sehen Sie, theure Eliſabeth, ich fühle gar wohl, vielleicht ein wenig zu unmännlich, wie peinlich es für ein edel-empfindendes Mädchen iſt, ſich einem um Herz und Hand werbenden Manne verſagen zu müſſen, wenigſtens wenn es ein geachteter Mann iſt. Und daß Ihre innigſte Freundin mich achtet, Das wenigſtens darf ich mit Zuverſicht annehmen. Ich liebe Fräulein Kaßner und habe die Abſicht, bei ihr und ihren Eltern um ihr Herz zu werben. Sie ſind gewiß eingeweiht, wie man dort von mir denkt. Sagen Sie mir offen, ob ich einige Hoffnung habe, oder ob die Sachen ſo liegen, daß ich dem lieben Mädchen und den Eltern das Leid erſpare, mich abzuweiſen?“

Er hatte die letztere Erklärung mit Rührung und Befangenheit vor ſich niederblickend, geſprochen. Wie er jetzt zur ſchweigſamen Eiliſabeth aufblickte, verſtummte er jäh, und rief dann ſchmerzlich aus:

„O mein Gott, wie ſind Sie betroffen, Eliſabeth! Sie ſind — ſo blaß, Sie zittern? Ich habe alſo keine Hoffnung!"

Die Unruhe trieb ihn von ſeinem Sitze, er ging mit gefalteten Händen durch das Zimmer, faßte ſich aber und trat vor Eliſabeth mit den bewegten Worten:

„Vergeben Sie mir, um des Himmels willen, daß ich Ihnen mit meinem Anliegen ſo viel Leid verurſachte. Aber ich erkenne es, und bin gerührt von der Theilnahme, die Sie mir mit Ihrem Kummer zeigen. O mein Gott, theuerſte Freundin, ja ich bin —"

„Nein, nicht doch, lieber Herr von Dahlen!" fiel ihm Eliſabeth mit bebender Stimme in's Wort und rang nach einer Erklärung.

Der Eindruck, die irrige Vorſtellung Dahlen's von ihrem Seelenzuſtande half ihr über das vernichtende Gefühl ihrer beſchämten Selbſttäuſchung ſchneller hinaus.

„Wir mißverſtehen uns!" ſagte ſie, und das Herz trieb jetzt mit heftigen Pulſen alles Blut nach ihren Wangen. — „Mein unglückliches Geſicht macht Sie irre. Es war aber nur die Ueberraſchung. Ihr Anliegen kam mir ſo unvermuthet, und — ich bin nach einer unruhigen Nacht etwas — ſchreckhaft geſtimmt. Aber nein, lieber Freund, ich wollte mit meiner Ueberraſchung durchaus nicht ſagen, daß Sie keine Hoffnung hätten. Fritze denkt gut von Ihnen, ſo viel weiß ich: ſie wurde aber

in letzter Zeit befangener und zurückhaltender gegen mich, wenn die Rede von Ihnen war, und vielleicht ist das gerade für Sie ein günstiges Zeichen; denn Sie begreifen, daß ein Mädchen auch einer Herzensfreundin nicht leicht eine Neigung verräth, von der es nicht weiß, ob sie erwidert wird. Nun aber darf ich selbst mit ihr reden, nicht wahr? Ich danke Ihnen für Ihr gutes Vertrauen! Ich werde es zu verdienen suchen. Entschuldigen Sie —!"

Sie stand auf, da seine Anwesenheit ihr doch immer drückender wurde, und sagte:

„Ich könnte meiner lieben Fritze jetzt gleich einen Besuch machen, und Sie gingen zur Mutter in den Garten! — Doch nein, nein! Gehen Sie nicht zur Mutter: ich will mich doch lieber erst mit ihr berathen. Ich lasse Sie zu uns bitten, sobald ich Etwas weiß. Bis dahin auf Wiedersehen!"

Sie begleitete ihn hinaus, und wendete sich dann durch den schmalen Gang nach der hintern Treppe. Hier blieb sie stehen, sich zu sammeln. Ein wunderbares Frohgefühl kam über sie, indem sie erkannte, daß sie in ihren Zweifeln gegen Dahlen nicht irre mit sich gewesen. Warum hatte sie der ursprünglichen Eingebung ihres Herzens zuwider gehandelt? Dafür war ihr diese entsetzliche Beschämung zur Strafe geworden, und — noch gnädig genug vorübergegangen. Die Einigkeit ihres

Herzens war nun durch eine schmerzliche Erfahrung wieder hergestellt, und Elisabeth empfand eine unter Thränen lächelnde Zufriedenheit.

Mit so verklärtem Gesichte trat sie vor die Mutter, die, das thränenfeuchte Lächeln mißverstehend, die Tochter bewegt an's Herz drückte. „Aber, warum hast Du ihn nicht mitgebracht?“ fragte sie.

„Freue Dich, liebe Mutter, daß ich ohne ihn so glücklich bin!“ antwortete Elisabeth. „Wir sind Beide einig darin, daß wir uns nicht eigentlich lieben. Er ist gekommen, mich um meine Fürsprache bei Fritze zu bitten. Er berief sich auf Deine Ermunterung, Vertrauen zu mir zu haben. Ich will Dir keine Vorwürfe machen: aber ich habe Deine Klugheit, Deine verstohlne Werbung zu verbüßen gehabt. Es war für mich ein entsetzlicher Augenblick, Mutter, — eine vernichtende Beschämung für meine Erwartung. Glücklicherweise mißverstand er meine Betroffenheit, und das so schwer erfahrene Leid hat meinen nächtlichen Kampf ausgeglichen. Darum laß es nun hingestellt sein, liebe Mutter: Dahlen hat keine Ahnung von Dem, was wir — geträumt haben, und ich werde ihm Friederiken zuführen.“

Frau Martens schwieg lange. Verdruß und Beschämung nahmen sie ein, und man sah ihr die bittersten Empfindungen an. Aber sie hatte von jeher sich gewöhnt, ihren leidenschaftlichen Stimmungen so lange

das Wort zu verſagen, bis ihr Stolz wieder die Herrſchaft gewonnen hatte. Nur ein paar bittere und wegwerfende Aeußerungen über Dahlen entſchlüpften ihr. Endlich ſprach ſie etwas kleinlaut:

„Du haſt Recht, Betty, wir müſſen die Verbindung zwiſchen dem Paare ſtiften, und damit die Schadenfreude unſerer Neider vor der Geburt erſticken. Es könnte ja ſein, daß man meine mütterlichen Wünſche für Dich errathen hätte. Alſo! Wir laden Friederiken ein, — ſobald ich gefaßt genug bin, — vielleicht noch heut. — — Nun ja doch, ich bin wirklich jetzt ſchon gefaßt genug. Wir wollen ſie ſo herzlich, wie möglich, empfangen und — lieber noch etwas darüber. Ich denke, es fehlt uns nicht an gutem Schein für unſere Mittheilung: wir haben ja die Prophezeihung — von „der rechten Friederike zum ländlichen Glücke," und wir wollen ſie geltend machen. Sie iſt ja in unſerm Hauſe gethan worden. — — — Ja, ja, ich ſchicke jetzt gleich hin; ich muß die Aergerlichkeit vom Herzen haben. Und die Mutter muß auch mitkommen. Abgemacht! — — — Aber Du, mein liebes Kind!" rief ſie, die nachdenkende Betty umarmend, und ihre mütterliche Zärtlichkeit verrieth, daß der überlegte Triumph ihres geſellſchaftlichen Stolzes mächtig genug war, ihr Herz für die vereitelte häusliche Erwartung ſchadlos zu halten.

6.

Mutter und Tochter Kaßner erſchienen denn auch auf eine ſo dringend und geheimnißvoll geſtellte Einladung, als ſie erhalten, nicht ohne geſpannte Erwartung, aber mit heimlichem Widerwillen. Denn ſie waren hinter ihrer abgegebenen Zuſage her auf die verkehrte Vermuthung Deſſen gekommen, was ihnen wirklich bevorſtand; indem ſie nichts Anderes erwarteten, als von einer Bewerbung des Herrn von Dahlen um Betty freundſchaftlich in Kenntniß geſetzt zu werden. Es war ihnen nicht entgangen, wie vertraulich letzte Nacht der Baron die Betty zum Omnibus geführt hatte, und die Sache konnte dieſen Morgen richtig geworden ſein. Friederike war darum auch nicht geneigt, mitzugehen; die Mutter Kaßner aber beſtand darauf. — — „Laß uns um des Himmels willen keine Vermuthung erregen, mein Kind," warnte ſie, „als ob wir uns Erwartungen von dieſem Herrn von Dahlen

gemacht hätten. Und — es könnte ja doch auch 'was Anderes vor sein. Komm' nur, wir gehen, und überlegen unterwegs unsere Glückwünsche!"

In dieser Stimmung beider Mütter begrüßten sie einander mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit, während Betty und Riekchen, die sonst sich in die Arme geflogen wären, jetzt eine ziemlich zurückhaltende Miene zeigten. Betty fühlte sich nämlich im Voraus von der ganzen Unwahrheit gedrückt, die sie aus den Mienen und aus der Mittheilung der Mutter zu erwarten hatte. Sie wußte, wie reich an Erfindung von Umständen und Motiven die Mutter war, wenn es ihr in gereizter Stimmung darum galt, eine „Novelle aus dem Leben" zu erzählen. Friederike aber hatte sich von dem Benehmen und so manchen Aeußerungen des Herrn von Dahlen gegen sie eine zu günstige Auslegung gemacht, um bei der Voraussetzung, mit welcher sie kam, die alte Unbefangenheit gegen die Freundin beizubehalten.

Es läßt sich denken, wie überrascht daher Mutter und Tochter waren, als ihre Vermuthung im umgekehrten Sinn eintraf. Ihre Ueberraschung selbst verrieth die heimlichen Wünsche, die Beide, Mutter und Tochter, unterwegs aufgegeben hatten. Bereit, Glückwünsche mit dem besten Schein von Herzlichkeit darzubringen, waren sie nicht darauf gefaßt, ähnliche zu empfangen. Die etwas unbedachte Art, wie daher Frau

Kaßner die Angelegenheit in's Bedenkliche zog, und mit ihrem Manne in Ueberlegung nehmen zu müſſen verſicherte, kam der Frau Martens ſehr erwünſcht, und erlaubte ihr, durch Spott Etwas von dem drückenden Verdruß von ſich zu geben, den ſie noch nicht verwunden hatte.

„Beſte Sophie," ſagte ſie, „laß uns keine ſchönen Redensarten machen! Der Antrag, ſiehſt Du, eines Dir gewiß ſehr ſchätzbaren Mannes liegt ohne Emballage vor Dir, wie wir ihn, Betty und ich, in Spedition genommen haben; wir wollen uns daher mit Aus- und Umpacken nicht lange zu thun machen. Wozu die Umſtände? Auf Deinen ſchmunzelnden Lippen, in den ſtrahlenden Augen unſerer lieben Friederike leſe ich ein deutliches Ja. Und Dein guter Mann? Er iſt dem Gutsbeſitzer immer ſo ungemein artig begegnet: ſollte ihm deſſen Werbung ſo unerwartet ſein? Ich wenigſtens habe ſie längſt kommen ſehen; ich mache mir über dergleichen auch niemals Illuſionen. Du warſt freilich jenen Abend nicht hier, als der prophetiſche Toaſt ausgebracht wurde: „Zu ländlich ſüßem Glücke dem Friederich die rechte Friederike!" Nicht wahr, lieb Kind —" wendete ſie ſich mit einer Umarmung an die erröthete Friederike — „Du biſt fromm genug und ergibſt Dich in prophetiſche Verheißungen? — — Und nun nehmt mir nicht übel, daß ich mich ſo ereifere! Ich will eben

nicht gern einen Mißgriff gemacht haben, müßt Ihr wissen; denn ich habe mehr dabei gethan, als Ihr Euch denken könnt. Ich sah dem guten Mann gleich eine gewisse Verzagtheit an, und daß er einer Vermittlerin bedurfte. Da er mir nun klagte, daß meine Betty immer so ernst und ablehnend aussähe, während sie doch mit dem liebenswürdigen Fräulein Kaßner so heiter und herzlich sein könne, da wußt' ich gleich, was die Uhr geschlagen hatte. Fragt ihn nur demnächst einmal, wie sehr ich ihn aufgemuntert habe, meiner Betty, der innigsten Freundin Riekchens, Vertrauen zu schenken. Nun — er hat's ihr geschenkt, und damit Basta! Betty schreibt ihm morgen früh ein paar Zeilen, und Ihr haltet Euch bereit, ihn im Frack und mit strohfarbenen Handschuhen ankommen zu sehen. — — Jetzt genug, und nun, schenk' uns den Thee, Betty! — — —"

So lag nun die verdrießliche Sache, wie Frau Martens glaubte, auf's Klügste eingeleitet. Ihr Stolz war befriedigt; sie behielt aber noch so viel Verdruß über fehlgeschlagene Erwartung übrig, daß sie von nun an ihren Nachbar, „den adligen Bauer von Bockenheim," einigermaßen fallen ließ, und das alte Band der Freundschaft mit der Familie Kaßner etwas schlaffer hielt. Dafür behandelte sie ihre Betty zärtlicher und mit entschiedener Berücksichtigung.

Um sich selbst und der Tochter eine Zerstreuung zu

gönnen, unternahm ſie eine kleine Sommerreiſe nach dem Bodenſee und über Baſel und Freiburg nach Baden-Baden, wo ſie es ſich in angenehmer Geſellſchaft mehrere Wochen gefallen ließ.

Ganz abgethan war indeß die verdrießliche Heirathsgeſchichte noch nicht. Es mußte, um das alte freundſchaftliche Verhältniß zu ehren, an ein artiges Brautgeſchenk gedacht werden.

Seltſam genug hing es vielleicht mit jener leidenſchaftlichen Aeußerung der Frau Sabine gegen Frau Kaßner — „ſie habe gleich gewußt, was die Uhr geſchlagen“ — unüberlegterweiſe zuſammen, daß Betty, bei allem damals heimlich empfundenen Verdruß über die Mutter, doch auf den Gedanken fiel, der bräutlichen Freundin eine ſchöne Standuhr zur Ausſtattung zu geben. Sie fand auch in einem Uhrenlager eine geſchmackvolle Pendüle aus Goldbronze, recht paſſend mit zwei niedlichen Figürchen, einem liebenden Pärchen unter kleiner Laube, auf der Decke des Zifferblattes geſchmückt.

Eliſabeth begleitete ihr Geſchenk mit einigen Verſen, in die ſie ihren erklärenden Gedanken mit Hülfe eines der befreundeten Literaten gekleidet hatte. Die Uhr, aus einer franzöſiſchen Fabrik, war nach franzöſiſcher Weiſe, als „berceau d'amour“ bezeichnet, und die bezüglichen Reime lauteten:

„Berceau d'amour“
Heißt dieſe Uhr.

Die Liebe waltet über der Zeit,
Kein Zeiger weiſt, was ſie empfunden;
Ihr Puls ſchlägt für die Ewigkeit,
Und zählet keine Stunden.

Doch was ſie ſchafft und hofft und hegt,
Bleibt an den Pendelſchwung gebunden;
Und was die Welt ihr auferlegt,
Das wandelt mit den Stunden.

Die Hochzeit des glücklichen Paares wurde als Erntefeſt in denſelben Räumlichkeiten gefeiert, in welchen Herr von Dahlen damals ſeinen Einſtand gegeben hatte.

Betty war nun um eine tägliche Freundin ärmer, aber um eine große Erfahrung reicher. Ihre Einſamkeit hatte den überſinnlichen Horizont erweitert, ihre Harfe neue, in's Unausſprechliche tönende Saiten aufgezogen.

Ein ſtiller Winter folgte, in welchem Eliſabeth es erlebte, wie ſehr eine ernſte, edle Seele ſich in ſich ſelbſt vertieft, wenn ſie nicht mit unruhigen Erwartungen die Wochentage des Alltagslebens durchflattert. Sie hielt ſich von dem geſelligen Verkehr ſehr zurück, doch nicht ſo, als ob ſie eine Hoffnung verloren hätte, ſondern als ob ſie keiner begegnen möchte. Sie beſuchte lieber Theater und Concerte und beſchäftigte ſich mit Muſik und Leſen in einer Richtung, die von den laufenden Angelegenheiten des Tages mehr und mehr ablenkte.

Um so mächtiger wurde sie in solcher Zurückgezogenheit von den Ereignissen ergriffen, die im folgenden Monat März ganz Deutschland in Aufregung setzten, und von allen Seiten gerade nach Frankfurt drängten. Man erkannte sehr bald, daß es hier einen neuen deutschen Bund zu knüpfen gelte, wo der alte auch gleich beim ersten Anstoß aus Rand und Band ging.

Elisabeth war gegen Ende dieses Monats von einer leichten Erkältung befallen worden, und hielt sich mehrere Tage im Zimmer. Die Luft war mild und heiter. Still und innig blickte sie hinüber nach dem Zuge des Taunus, der sich in bläulichen Flor kleidete. An solchen Tagen regt der junge Frühling mit der rührenden Zuversicht auf die unwandelbare Natur doch eine unbestimmte Sehnsucht des Herzens an. Die Treue in der Wiederkehr der Erscheinungen erinnert unsere Seele an das Ewige, nach dem sie im Wechsel der Dinge verlangt. Dies erlebte auch Elisabeth. Wie sie aber zum erstenmal wieder nach der Stadt wandelte, fand sie sich auf den alten Wegen kaum zurecht.

Eine Ehrenpforte aus Fichtenzweigen, von schwarzroth-goldenen Fahnen umweht, stand ihr entgegen mit mit der Inschrift: „Alles für das Volk, Alles durch das Volk!“ — Wie durfte die zweite Hälfte dieser Verkündigung, so lang von oben verwehrt, nun auf einmal so laut werden? Und die Stadt selbst mit den altbekannten

Häuſern und Paläſten verſteckte ſich hinter zahlloſen Fahnen und Fähnchen, die theils von den Dächern herab bis auf die Straße wehend hingen, theils aus jedem Fenſter ausgeſteckt, zugleich mit Kränzen und Gewinden die Vorderſeite überkleideten. Ja, die untern Wände waren hier und da grün überzogen und die Thürniſchen in Lauben verwandelt, mit ſchwarz-roth-goldenen Kokarden als Sternen durchſetzt.

Und welche Aufregung unter den Menſchen! Heftiges Reden und Rennen, kecke Blicke, drohende Geberden. Die alten Rinnſale des täglichen Lebens ſchienen geſprengt oder überfluthet; ein neues, bärtiges Geſchlecht von Männern mit angeborenen Cigarren war wie vom Himmel gefallen. Auf den Eiſenbahnen, mit den Poſtwagen, durch alle Thore drang eine Völkerwanderung ein.

Den hin- und herwogenden Strom der Menſchen auf der Zeil durchſchnitten hier und dort, aus den Seitengaſſen herein, geordnete Züge von Turnern und Arbeitern, die eben aufgehört hatten, Arbeiter zu ſein, und mit Fähnlein und Freiheitsliedern der erwarteten deutſchen Republik entgegenzogen.

Eine milde Frühlingsſonne lächelte über all' dieſe Bewegungen hin, ohne doch die Erwartungen, die auf den Straßen ſo laut wurden, mit den Beſorgniſſen, die ſich in die Wohnungen flüchteten, zu verſöhnen.

Von all' dieſen Erſcheinungen aufgeregt, zwiſchen

den kämpfenden Meinungen und dem Wechsel von Beſorgniß und Hoffnungen hin und her getrieben, wußte ſich Eliſabeth ſo bald nicht zu faſſen. Ein großes Verhängniß für Alle ſchien hereinzubrechen, und ihr Herz ſchlug von Angſt und Ahnung, welchen Antheil ſie zu nehmen habe, oder welcher ihr zufallen könnte. Sie ließ Alles auf ſich eindringen, nur beſtrebt, die vereinſamte Bruſt für dieſe Frühlingsſtürme zu erweitern.

Entſchiedener ſtand Frau Martens auf Seiten der Beſorgniſſe. Das Loſungswort „Republik“ ängſtigte die gute Frankfurterin, die ſich doch im kleinen Freiſtaate ſo behaglich fühlte. Dieſe kleine Republik war bisher mit dem Multipliciren ſo glücklich geweſen; nun ſchien aber die große an das Rechnungsexempel der Diviſion zu gehen. Wenigſtens hörte Frau Martens nur das Wort „Theilen,“ dieſen Ruf des Proletariats, aus dem verworrenen Lärm der Tagesſtimmen am deutlichſten heraus.

Sie fand jetzt die Ruhe nicht mehr in ihrem ſtillen Gartenhauſe und brachte die Tage bei ihren Söhnen in der Stadt zu. Anton verſchwieg Nichts, was die Frau Mutter ſchrecken konnte, während Robert das Gegentheil von Allem erzählte, was ihn heimlich ängſtigte.

Die Furcht der unruhigen Frau ſtieg auf's Höchſte, als am Vorabende der Parlamentseröffnung ihre Söhne mit einigen Freunden aus dem „Weidenbuſch“ nach Hauſe

kamen, und ſich auf's Lebhafteſte von der tollen Rede unterhielten, die dort ein Herr von Struve von einer Tribüne im Speiſeſaal des Gaſthauſes für die deutſche Republik herabgeſchrien hatte.

Die Männer waren auch im Wolfseck geweſen und und hatten dort abwechſelnde Redner gehört. — „Ja, meine Damen," ſagte einer der Freunde, „kein Gaſthaus, keine Reſtauration ohne Rednerbühne. Es iſt eine wahre Sündfluth von Beredtſamkeit über uns gekommen. Wir haben lange ſchweigen müſſen, und nun ſind mit einmal alle Dämme der öffentlichen Macht mit Springfluthen durchbrochen."

„Und juſt in den Wirthshäuſern geht's los!" lachte ein Anderer. „Aber freilich, dieſe neuen Apoſtel kennen unſere alten Wege, und ſuchen uns bei unſern guten Gewohnheiten auf. Sie wiſſen, wie gemüthlich der Deutſche bei Tiſch iſt, und ſo hoffen ſie, den ſpeiſenden Zuhörern die friſchen republikaniſchen Geſinnungen leichter mit einem filet de boeuf, mit einer omelette à la jardinière oder den Kartoffeln à la maître d'hôtel beizubringen."

„Mir haben ſie den Appetit verdorben!" rief Anton Martens. „Sie geben ſo viel abgeſchmacktes, abgeſtandenes Zeug von ſich, daß es zum Ekel wird. Sie hätten im Wolfseck hören ſollen, Frau Mutter, wie die Sprecher auf der Tribüne wütheten. Ich glaubte mich in eine Menagerie verſetzt, und einen Tiger oder eine

Hyäne im Käfig zu ſehen, wenn die Abfütterung vor ſich gehen ſoll, und der zottige Eisbär den Kopf an den Stäben hin und her reibt. In der untern Wirthsſtube fanden wir ein halb Dutzend Turner, die heiſer waren, und keinen Ton mehr vorbringen konnten."

Als der Wagen vorfuhr, konnte ſich Frau Martens nicht entſchließen, nach ihrem Gartenhauſe zurückzukehren. Sie wünſchte in einem Gaſtbette ihres Sohnes zu übernachten. Aber Eliſabeth widerſprach. — „Vor dem Thore iſt es ſtiller," ſagte ſie, „und mir iſt es Bedürfniß, morgen früh nach dem ruhigen Taunus hinüberzublicken und mich zu freuen, wie der „Altkönig" auf dieſen republikaniſchen Ameiſenhaufen herabſieht. Berge werden dieſe Sprecher hoffentlich noch nicht verſetzen. Komm', liebe Mutter."

Aber die Mutter konnte ſich nicht entſchließen, und ihre Schwiegertochter gab ſchnell Befehl, das Gaſtzimmer zu rüſten.

„Dann geh' ich allein!" erklärte Eliſabeth, wünſchte gut' Nacht und eilte nach dem Wagen.

Eine wunderbare Entſchloſſenheit war über ſie gekommen. Zum erſtenmal entſchied ſie ſich im Handeln *gegen* die Mutter. Ihre Seele athmete in dieſen Stürmen auf, wie es ſchien, und ſie hatte ein dunkles Vorgefühl, daß es ihr in ſolcher Zeit vielleicht zu Kampf und Widerſpruch nicht an Muth fehlen dürfe.

7.

Ueber Nacht kam der Morgen der Parlamentseröffnung. Elisabeth hatte einen Fensterplatz in einem der zwischen dem „Römer" und der „Paulskirche" gelegenen Häuser gefunden. Im Kaisersaale jenes alten Baues waren die Hunderte, die sich aus allen deutschen Provinzen zum deutschen Parlament eingefunden hatten, zur Wahl eines Präsidenten und der Sekretäre versammelt. Es währte lang und man vernahm, daß es dabei stürmisch zugehe. Dort prüfte man einander nach Losungsworten der noch verhüllten Parteien, wie Ringkämpfer sich mit den Augen messen, ehe sie angreifen.

Der Platz um die Kirche war mit doppelten Reihen Bürgergarde besetzt, die Seitengassen gegen die zuströmende Menge gesperrt. Auch an der innern Treppe in der weiten Halle des Römers bildete die Bürgergarde Spaliere, und Turner in ihren leinenen Anzügen standen wie dienstbereite Pagen vor dem Hause und der

Kirche gruppirt. Alle Fenster der umliegenden Häuser waren von Zuschauern, meist von geschmückten Frauen eingenommen, da und dort selbst die Dächer durchbrochen, um Logen für Zuschauer zu gewinnen. Die dreifarbigen Riesenfahnen, die hoch herabhingen, wehten gelassen in der majestätschen Erwartung.

Endlich entstand Bewegung am Ausgange des Römer. Aus den dumpf wiederhallenden Innern vernahm man Trommelschlag und Militärmusik eines feierlichen Marsches, und zwischen den Turnern hervor trat der Zug der schwarz gekleideten Parlamentsglieder.

Die Bürgergarde im Viereck präsentirte das Gewehr, alle Glocken der Stadt läuteten feierlich, Kanonenschüsse hallten dazwischen, das dichtgedrängte Volk schwenkte mit Jubelruf die Hüte, Tücher und Fähnchen in den Händen der Frauen winkten von den Fenstern. Und forthallender Jubel, forttönendes Geläut und Geschützes- auf Geschützesschlag begleitete den ernsten Zug zur Paulskirche. Eine Ahnung nationaler Wiedergeburt zu deutscher Einheit überschauerte die tausend und tausend Herzen, und wenig Augen blieben ungenetzt von einer heiligen Rührung.

Aber nur wenige Minuten stand die Prachtblüthe einer unvergeßlichen Stunde in ihrem vollen Glanze und verschloß nun ihre Befruchtung in den innern Verhandlungen der Paulskirche.

Elisabeth, erschüttert von den Eindrücken, die sie

nicht bewältigen konnte, hatte sich nachträumend zurückgezogen, nahm stillschweigend Hut und Shawl und verlor sich aus der Gesellschaft der befreundeten Familie. Sie wandelte, sich ihrer selbst besinnend, nach dem Hause des Bruders Robert, um ihre Mutter zu begrüßen.

Frau Martens kam der Tochter weichgestimmt entgegen, und umarmte sie. — — „Ich hätte gestern Abend mit Dir gehen sollen, Betty," sagte sie, „denn ich habe hier in der Stadt eine höchst widerwärtige, schlaflose Nacht gehabt. Keine fünf Minuten lang ist es von Schreienden, Singenden, Jauchzenden still geworden. Und wenn ich dann vor Ermüdung doch einige Augenblicke in Schlummer fiel, weckte mich irgend ein gräßlicher Schrei von der Straße. Aber nicht genug mit der Störung von außen! Als ich endlich doch, ganz erschöpft, ein wenig eingeschlafen war, hörte ich aus unserm jüngsten Theaterbesuch in meinem eigenen Innern Schiller's Worte der Maria Stuart:

„Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!"

Und nun wurden mir diese immer wiederkehrenden Verse zur Qual. Wenn ich diese Ruhestörer auf der Straße hinter ihrem heisern „Vivat hoch die Republik!" oder „Nieder mit dem Bundestag!" dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst, flüsterte mir immer wieder ein höhnisch-

kicherndes Stimmchen zu: „Laß mich der neuen Freiheit genießen!“ — — Nein, liebe Betty, ich will doch lieber draußen in unſerm Gartenhauſe — wenigſtens die Nächte zubringen, oder Anton will uns einige ſeiner Fabrikarbeiter als Schutzwacht bei Nacht in's Haus legen. Wir wollen nun gleich hinausfahren und uns umkleiden. Robert hat zu fünf Uhr große Tafel, und wir finden da einige intereſſante Geſchäftsfreunde. Ich hoffe, wir hören da manches Beruhigende aus der Ferne; es ſind jedenfalls lauter Männer, die Nichts von einer Republik wiſſen wollen, und die hoffentlich auch raſirt ſind. Es iſt mir fatal, neben einem Manne zu ſpeiſen, dem die Bratenſauce am Bart abtröpfelt, und der mit der Serviette immer wieder das Geſtrüppe wegwiſchen muß, ehe er ſeine Beute zur Mundhöhle führt. Es ſind die Löwen des Tages, die ihre — jungen Gedanken füttern.“

Als nun Robert's Wagen vorgefahren war, gab Frau Martens beim Einſteigen Befehl, ihren Handerer um vier Uhr mit einem Stadtwagen nach ihrer Gartenwohnung zu beſtellen. Sie hielt nämlich keine eigene Equipage, ſondern hatte mit einem Wagenvermiether ein Uebereinkommen für regelmäßige und für unbeſtimmte Fahrten getroffen.

Zu Hauſe beſprachen Mutter und Tochter ihre Anzüge. Frau Martens verlangte, daß Eliſabeth ſich heut nach dem Geſchmack der Geſellſchaft kleide und um der

Freunden Willen eine Ausnahme von ihrem gewöhnlichen nonnenhaften Anzuge mache. Eliſabeth, von den außerordentlichen Vorgängen des Tages ohnehin ſo hoch geſtimmt, war gleich bereit, mit Aufgebung ihrer kleinen Rückſichten der ihr ohnehin ſo herzlich entgegengekommenen Mutter zu Willen zu ſein. Dennoch, als ſie mit entblößten Schultern vor den großen Spiegel ihres Ankleidezimmers trat, konnte ſie ſich eines leiſen Schrecks nicht erwehren. In wunderlicher Bangigkeit wählte ſie deſto ſorgfältiger ein Tuch aus, das ſie auch im Zimmer leicht beibehalten konnte.

Der beſtellte Wagen fuhr an, und beide Frauen kamen etwas nachdenklich in den Garten herab.

„Sie haben ja neue Pferde, Becker?“ bemerkte Frau Martens.

„Gefallen ſie Ihnen, Madame?“ erwiederte der auf dem Bock; es war der Sohn des Wagenvermiethers ſelbſt. „Wir haben ſie ſeit einigen Tagen; es ſind unſere Staatspferde jetzt, und wir wollen ſie Parlamentsfüchſe heißen.“

„Sie ſind doch eingefahren, Becker? —“

„Haben Sie keine Beſorgniß, Madame: ſie ſind jung, aber geſchult. Und — wiſſen Sie — ich habe ſie in der Hand, ich ſelbſt: ich bin ihr Präſident.“

Er faßte die Zügel mit einem v. Gagern'ſchen „kühnen Griff,“ ſchnalzte mit der Zunge, und ſo ging's in leichtem

Trab dem Thor und der belebten Straße zu. Eliſabeth, rechts der zuerſt eingeſtiegenen Mutter, bei geſchloſſenem Schlagfenſter ſitzend, war in Gedanken verſunken, bis die Mutter ſie durch ihr helles großes Schlagfenſter auf einen Zug Turner aufmerkſam machte, neben welchem der Wagen jetzt hinfuhr. Sie war bei dieſem Anblick unruhig geworden, und öffnete ihr Fenſter, um dem Kutſcher zuzurufen. Dieſer aber zog eben ſchon die Pferde an und fuhr Schritt, wie es ihm die Turner zuriefen, die ſich nicht wollten zur Seite drängen laſſen. Frau Martens ſah jetzt, daß die jungen Leute einer Fahne mit der Inſchrift: „Republik, kein Parlament!“ folgten. Sie ſchloß raſch ihr Fenſter.

Indem bemerkte Eliſabeth durch die vordere Scheibe einen entgegenkommenden Zug ebenfalls mit einer vorausgehenden Fahne. Sie konnte die Inſchrift derſelben mit der entgegengeſetzten Loſung: „Ein Parlament, keine Republik!“ nicht leſen, und begriff daher nicht, warum plötzlich ein Tumult entſtand. Beide Züge wurden handgemein und die ankommende Fahne zu Boden geriſſen. Waffen blinkten in der Luft; die Menſchen auf der Straße eilten ſchreiend fort oder in die nächſten Häuſer, um dem Kampfe zu entgehen. Eliſabeth erhob ſich, um den Kutſcher in eine Seitenſtraße lenken zu laſſen. In dieſem Augenblicke that er es von ſelbſt, zugleich aber fielen zwei, drei Piſtolenſchüſſe; die

Pferde, in zu kurz genommener Seitenwendung, riſſen den Wagen gegen die Straßenecke, ſo daß die Axe brach. Eliſabeth, die noch aufrecht ſtand, ſank um, mit der rechten Schulter in das Fenſter. Die Scheibe brach, das Blut floß über den Arm, über das Kleid. Die Mutter, die ſie umfaßte, fand ſie ohnmächtig und ſchrie um Hilfe. Allein, der Lärm übertäubte ihren Ruf, der Kutſcher hatte ſeine Noth, die Pferde zu halten, und die Menſchen ſuchten zu entkommen. — — Nach einer kleinen Weile öffnete ſich der Schlag, ein ſchlanker, bärtiger Mann blickte mit großen dunkeln Augen herein, und mit den Worten: „Mein Gott, verwundet!" umfaßte er Eliſabeth, und hob ſie aus dem Wagen. Sie kam darüber zu ſich, und er führte ſie in das nächſte Haus. Frau Martens folgte und warf ſich über die Tochter her, die auf ein altes Sopha gebracht war. — „O Gott, was fangen wir an, mein Kind?" rief ſie.

„Das will ich Ihnen ſagen," erklärte der Fremde ſehr entſchieden. „Sie halten ſich hier ruhig; ich bin Arzt und eile nach meinem nahen Gaſthofe, das Nöthige zu holen. Inzwiſchen machen Sie kalte Ueberſchläge über die Schultern. Ich habe ſchon geſehen, es ſind Schnittwunden mit Splitterchen von dem zerbrochenen Wagenfenſter."

„Sie ſind ſehr gut, ſehr gefällig, mein Herr," verſetzte Frau Martens, indem ſie den ſtattlichen Mann

mit Befremden anſah. „Aber, vielleicht ruft Jemand unſern Arzt herbei, den Doctor Schumann, den Herrn Hofrath.“

„Rufen Sie,“ ſagte der Abgehende in der Thür, „Sie finden jetzt ſchwerlich einen Arzt zu Hauſe. Danken Sie dem Zufall, daß ich da bin, — der erſte Beſte.“

„Wer iſt der Mann?“ fragte, als er fort war, Frau Martens.

„Ich hab' ihn nie geſehen,“ antwortete die Hausfrau, die kalt Waſſer aus der Küche geholt hatte, und ſich mit Eliſabeth beſchäftigte. „Gewiß der vielen Fremden einer, von denen die Stadt wimmelt. Er ging neben dem Fahnenträger des Zuges, der Ihrem Wagen entgegen kam, und ſchlug den Metternich zu Boden, der dieſem Fahnenträger die Standarte entriß und mit Füßen trat.“

„Metternich, ſagen Sie?“

„Ach! Nicht der bekannte Wiener, nicht der Fürſt Metternich, Frau Martens! Nein, ein Mainzer Turner trägt dieſen Namen auf gut bürgerlich und republikaniſch. Ei nun, die wollen auch ihren Metternich haben. Aber ein hübſcher, reſpektabler Mann iſt dieſer fremde Doktor; er ſieht aus wie ein tüchtiger Menſch.“

„Der Erſte wenigſtens, dem ein ſolcher Bart gut ſteht,“ erwiederte Frau Martens mit befangenem Lächeln.

„Zeigen wir ihm kein Mißtrauen, liebe Mutter," bat Eliſabeth; „er ſieht aus wie ein tüchtiger Mann. Sie haben Recht, Frau Nachbarin!"

Nicht lange, ſo kam ein Fiaker angefahren. Der Arzt ſprang aus dem Wagen. — Kommen Sie Fräulein," ſagte er, „wir wollen's zu Hauſe vornehmen, wo Sie ſich eher entkleiden und dann gleich zu Bett gehen können."

Er warf ihr das Tuch um die Schulter, und führte ſie nach dem Wagen. Martens dankte auf das Verbindlichſte der Hausfrau und folgte. Der Fremde half ihr zum Sitz und ſchwang ſich dann zum Kutſcher auf den Bock. „Wiſſen Sie wohin, Fiaker?" fragte er.

„Ich weiß, wo Frau Martens wohnt," war die Antwort des Kutſchers, womit er die Peitſche hob und den Zaum anzuckte.

8.

Der glänzende Abendhimmel fiel in das Zimmer, worin der junge Arzt die verletzte Schulter in Unterſuchung und Behandlung nahm.

Leiſe taſtend ſuchte er ſo wenig wie möglich wehe zu thun. Allein dabei überlief es mit jeder Berührung Eliſabethen, die in bebender Verſchämtheit daſaß, die Hand der Mutter gefaßt. Erſt der wirkliche Schmerz erleichterte ſie, wahrſcheinlich dadurch, daß er ihr die Nothwendigkeit, ſo entblößt unter den Händen und Augen eines fremden Mannes zu ſitzen, lebhafter zu empfinden gab. Als aber der Arzt zur Befeſtigung des aufgelegten Heilmittels einige Streifen Heftpflaſter darüber hin auf die warme Blöße drückte, überlief es ſie wieder mit noch heftigerem Schauer. Sorgfältig wurde dann, unter Beiſtand der Mutter, der Aermel eines weiten Nachtgewandes über die belegte Schulter gezogen, und der Arzt entfernte ſich in das anſtoßende

Zimmer, bis Eliſabeth entkleidet und zur Ruhe gebracht war.

Wie er dann wieder eintrat, ſagte Frau Martens:

„Ich werde nun doch unſern Hausarzt in Kenntniß von dem Unglücke ſetzen müſſen? Wie meinen Sie?"

„Thun Sie das, Frau Martens!" antwortete er, „und überlaſſen Sie ihm die weitere Verordnung. Ich trete gern zurück und habe nur gethan, was ein Sachverſtändiger nicht unterlaſſen wird, wenn ihn der Zufall an einem ſolchen Unglück vorüberführt, wo Nichts verſäumt werden darf."

„O wir ſind Ihnen unendlichen Dank ſchuldig geworden!" verſicherte mit den freundlichſten Blicken Frau Sabine. „Aber nein, Sie ſollen die Behandlung meiner Tochter nicht aufgeben: Sie müſſen uns mit dem Hofrath gemeinſchaftlich, und jedenfalls als Hausfreund beſuchen. Nicht wahr? Ich rechne darauf!"

„Sie ſind ſehr freundlich, gnädige Frau, und ich gehorche Ihnen von Herzen, — ſchon um meiner Rechtfertigung willen, als Fremder!"

„Gut, mein Herr! Dann wollen wir uns aber auch nicht länger fremd bleiben. Sie kennen uns, vermuthlich durch den Fiaker; ich weiß aber noch nicht einmal Ihren Namen. Ich merke nur, daß Sie aus

Baiern oder Oeſterreich kommen, obſchon Sie ein wenig ſchweizeriſche Mundart haben. Nicht wahr?"

„Und — woraus ſchließen Sie das, Frau von Martens?" fragte er mit bejahendem Lächeln.

„Eben aus dieſem „Von," und aus der Bezeichnung „gnädige Frau,"" lachte ſie. „Dieſe Art von Höflichkeit gegen Bürgerliche iſt hier zu Lande weniger üblich."

„Sie haben's wirklich errathen!" verſetzte er. „Ich komme aus Wien, wo ich mich, ärztlicher Studien halber, ein halb Jahr aufgehalten habe. Dort gewöhnt man ſich ſo an dieſe — allerdings etwas ſonderbare und geſuchte Höflichkeit, die zumal in den heurigen März nicht paßt, und — wahrſcheinlich auch vom Parlament in den April geſchickt wird. Uebrigens bin ich in der That aus der Schweiz und heiße Lehfeldt."

„Lehfeldt?" verſetzte nachdenklich Frau Martens. „Wo haben wir denn dieſen Namen ſchon gehört, Betty?"

Auch Betty beſann ſich; ehe ſie aber auf die Spur kam, fiel der Doktor ein:

„Ich kann Ihrer Erinnerung zu Hülfe kommen. Sie haben vielleicht meinen Namen von einem Freunde gehört, den ich geſtern zufällig hier entdeckt habe, — von Herrn von Dahlen?"

„Ach ja!" rief Betty. „Sie ſind der junge Arzt,

der mit unſerm Nachbar auf dem Rigi war. Erinnerſt Du Dich, Mutter?"

Der Mutter ſchien dieſer Zuſammenhang, den ſie zugeben mußte, weniger angenehm, als der Tochter zu ſein. Sie trug dem Gutsbeſitzer noch immer ihren frühern Verdruß nach, und fürchtete vielleicht, es könnte etwas davon auf den ſo intereſſanten und hübſchen Doktor fallen. Jedenfalls wäre ihr dieſer als wildfremder Menſch lieber geweſen, während im Gegentheil Eliſabeth ſich freute, daß er ihr von einer ſo guten Seite ſchon bekannt war. Frau Martens machte ſich ihre Empfindung nicht klar; ſie war nur ein wenig zerſtreut, und ehe ſie ſich einer artigen Erwiederung beſann, ging leiſe die Thür auf und der Hausarzt trat herein.

Er kam eben vom Bankier Martens, wo er ebenfalls zu Gaſt geladen und auf die dort eingelaufene Nachricht von dem Unfall aus eignem Antrieb und auf Verlangen der beunruhigten Familie fortgeeilt war. Lehfeldt machte ihn mit dem Befund und ſeiner Behandlung der Verletzung bekannt. Der Hofrath, der nichts ſehnlicher wünſchte, als zeitig wieder zu der vielverſprechenden Mittagstafel zurückzukehren, freute ſich, die Sache ſo gut beſorgt und keine weitere Abhaltung zu finden. Er genehmigte das Verfahren Lehfeldt's, und war, als er dieſen Namen hörte, ſehr angenehm

überraſcht, den Verfaſſer einiger mediciniſchen Abhandlungen, die er vortrefflich nannte, perſönlich kennen zu lernen. — — „Sieh' da," rief der lebhafte kleine Mann, „kein Unglück ohne Glück! Verzeihung, mein liebenswürdiges Fräulein, daß auf meinen Theil das Glück kommt! Aber — ich tret's Ihnen ab: hier, der Doktor ſoll Sie allein behandeln, ſoll Ihr Unglück heilen. Schenken Sie ihm Ihr Vertrauen und Alles! Ein ausgezeichneter junger Mann! Nur auf ein paar Stunden nehme ich ihn jetzt in Beſchlag. Sie müſſen ohnehin Ruhe haben. Sie, Doktor, kommen nämlich mit zu Herrn Robert Martens, dem Sohn unſerer verehrten Dame, dem vortrefflichen Bankier, kommen mit zu Tiſch in charmante Geſellſchaft. Die Damen da haben zwei Stühle unbeſetzt gelaſſen, und Sie nehmen einen davon ein und ſpeiſen für zwei, wenn Sie wollen. Dort geben Sie Bericht über den Fall, und bringen dadurch neues Leben in die Geſellſchaft. Kommen Sie, die vortrefflichſten Schüſſeln warten auf uns!"

Es half auch Nichts, daß Lehfeldt Einwendungen machte, daß er ſich mit ſeinem unpaſſenden Anzug entſchuldigte, ſo und ſo widerſtrebte. — „Was wollen Sie?" rief Schumann. „Sie müſſen mit uns auf die Geneſung unſerer liebenswürdigen Patientin ein Glas leeren. Auf denn nach Valencia! Valencia kommt von valere!"

„Gut denn, ich folge!“ lachte Lehfeldt mit ſchalkhaften Blicken nach den Damen, während er nach ſeinem Hute griff. „Ich will's Ihnen nicht länger ſchwer machen, fortzukommen, „vortrefflicher“ Hofrath, der Flaſchenzug Ihres Verlangens überwältigt Alles.“

Beide empfahlen ſich, — der Alte mit Artigkeit, der Andere mit Anſtand. Unten fanden ſie noch den Wagen, in welchem der Hofrath gekommen war.

Hinter den Abgegangenen her ließen ſich Mutter und Tochter über Lehfeldt aus. Die edle Geſtalt, der Tiefblick des Auges und geiſtreiche Ausdruck ſeines etwas blaſſen, ſchmalen Geſichtes wurden von der Mutter — faſt allzu lebhaft für eine ſo geſetzte Frau — gerühmt. „Noch ſchmaler und blaſſer,“ ſagte ſie, „durch das reiche, dunkel glänzende Haar und einen Vollbart, den ich zum erſtenmal verzeihen kann. Noch bei keinem der bärtigen Männer, die ſeit ein paar Tagen in unſere Stadt wie vom Himmel gefallen ſind, iſt es mir, wie bei dem Doktor, ſo vorgekommen, als ob ſolcher Bart doch zum Me-me gehöre, wie die Mähne zum Löwen.“

Sie lachte laut und erröthend auf, ſo muthwillig, wie eine Witwe, die eine zweite Ehe noch nicht verſchworen hat.

„Alles Das, liebe Mutter, was Dir an dem jungen Doktor ſo gefällt, hätte mich in Verzweiflung brin-

gen können," erklärte Eliſabeth, „wenn mir nicht der reine Klang der Stimme, ſein klares Auge die Beruhigung oder die Faſſung gegeben hätte, daß er kein kecker, leichtfertiger Menſch ſei. Ich erſchrecke immer wieder, wenn ich daran denke, in welche Lage man zu einem fremden Menſchen kommen kann. O, es ahnte mir ein Mißgeſchick! Nicht ohne wunderſame Angſt zog ich jenes Kleid an: aber ich ſchrieb es meinem gewohnten Widerwillen gegen ſolche Tracht zu, und — wie hätte ich denken können, was mir darin begegnen ſollte? Schreck und Drang des Augenblicks geben uns ohne Wahl in die Hände eines Menſchen, der uns mit der Miene des Berufs zum Abſcheu werden kann. Und wird er das nun nicht, ſo behält man doch immer eine ſo ängſtliche Dankbarkeit, eine ſo — — ich weiß es nicht gleich zu ſagen. Ach, liebe Mutter, bleibt man denn nicht in einem gewiſſen Geheimniß mit einem Manne, der uns ſo geſehen hat? Es iſt als ob man ihm durch einen Zauber, durch einen Bann für immer angehöre."

„Biſt Du nicht kindiſch!" warf die Mutter faſt unwillig hin. „Angehöre! Was haſt Du denn Geheimes an Dir für einen ſtudirten Arzt? Du meinſt Wunder, was ein junger Doktor für Intereſſe an Deinen Heimlichkeiten habe! Und — jung, ſage ich: wie jung wird er denn ſein? Ich halte ihn, ſeinem geſetzten

Benehmen nach, für gar nicht ſo jung. Oder Du hätteſt dann auf unſern alten Hofrath warten können!“

Aus der aufgeregten Art und Weiſe, wie ſie der Tochter widerſprach, die ihn für einen Mann von dreißig hielt, ließ ſich vermuthen, daß Frau Martens ihren „Schönbart“ lieber älter und fremd am Orte geſehen hätte. Ihren Jahren näher, und ihren Bekannten entfernter, — wie viel liebenswürdiger wäre ihr der Doktor geweſen!

So fand ſich denn Eliſabeth mit der weichen, hingebenden Stimmung ihres Erlebniſſes zurückgeſtoßen, ja tief verletzt. Sie mußte die ihr ſo neue, räthſelhafte Empfindung in ihr Innerſtes verſchließen. Was ihr die Mutter ſo unzart, ſo unmütterlich eingeredet hatte, widerte ſie an. Das Band des kindlichen Vertrauens war ihr wie aus dem Herzen geriſſen, und ließ eine Wunde zurück. Deſto lebhafter ward ihr und deſto theurer das gekränkte Gefühl einer geheimnißvollen Angehörigkeit an den Mann, unter deſſen leiſen Händen ihr Herz von ſo ängſtlichen Ahnungen geſchlagen hatte.

Sie wendete ſich von der Mutter ab gegen die Wand ihres Bettes, um einzuſchlummern und alles Schmerzliche zu vergeſſen. Und mit dem Gedanken: Gott walt' es! ſchlief ſie wirklich ein. — —

Die ſo befremdende Stimmung der lebensfrohen Witwe Martens hing einigermaßen doch mit den Er-

ſcheinungen jener Tage zuſammen, die gerade ihr ſo widerwärtig erſchienen. Jene allgemeine Bewegung ließ nämlich kein Gemüth der Zeitgenoſſen unberührt, und regte mit den politiſchen — die natürlichen Leidenſchaften der Menſchen auf. Mit den Schranken der öffentlichen Gewalt und dem Anſehen der herrſchenden Macht war bei vielen Menſchen das Bewußtſein der Selbſtbeſchränkung und Selbſtbeherrſchung getrübt oder gelockert. Die eigenmächtigen Neigungen der Menſchen kamen aus dem Niederſchlage der Herzen zum Vorſchein, wie ein gewaltiger Meeresſturm den Boden aufwühlt, der ſonſt vom Spiel der Wogen unberührt bleibt. —

9.

Inzwiſchen waren beide Doktoren beim Bankier Martens angekommen und ſahen ſich im Geſellſchafts-zimmer von zahlreichen Gäſten mit Fragen und erwar-tenden Blicken umdrängt. Der Hofrath, nach ein paar an den Herrn und die Frau vom Hauſe gerichteten Worten der Beruhigung, ſtellte den fremden Doktor als den glücklichen Helfer in der Noth vor, und forderte ihn auf, den Fall kürzlich zu berichten. Lehfeldt that es mit einfachen Worten und einnehmendem Anſtande.

Er machte durch ſeine feinen Manieren, ſein beſchei-denes und beſonnenes Sprechen und Urtheilen einen um ſo günſtigeren Eindruck, als man ſich bei ſeinem Erſcheinen, nach Anzug und Ausſehen, einen der Demokraten oder Republikaner des Tages erwartet hatte. War es ihm doch einmal verhängt geweſen, in die Kundſchaft des ſonſt ſehr eiferſüchtigen Hausarztes einzugreifen, ſo konnte es in keiner glücklicheren Stunde geſchehen, als ſo un-

mittelbar vor einem leckern Mittagsmahle, das unſer Hofrath ſehr zu ſchätzen wußte. Auf dem ganzen Hinwege zur Kranken hatte dieſen die Beſorgniß gequält, der fatale Zwiſchenfall könnte ihm den Appetit oder die verſpäteten Schüſſeln verderben, und er werde mit dem Abhub der Tafel „nachexerciren" müſſen, von den ſatten Gäſten auch noch mit Fragen geſtört. Nun ihm aber durch das raſche Zugreifen des jungen Mannes dieſe Angſt von der Seele genommen war, fühlte er ſich in ſeinen ſchönen Erwartungen aufgelegt genug, den Praktikanten aus dem Stegreif zu den größten Verdienſten zu promoviren. Er bedachte bei ſeinen Lobeserhebungen nicht, wie viel ohnedies ſchon der dazu lächelnde Lehfeldt in ſeiner Perſönlichkeit voraus hatte, um das ärztliche Vertrauen der ältern und der jüngern Damen zu gewinnen. Man ſah ihnen, als der Hausherr ihn zur Tafel einlud, an den vergnügten Geſichtern an, wie beruhigt Alle für den Fall ärztlicher Hülfe waren; denn es fehlte nicht an entblößten Schultern, denen ebenfalls, unter ſpringenden Champagnergläſern, ein Unglück zuſtoßen konnte.

Aber auch die Männer nahm der intereſſante Fremde durch ſeine geiſtreiche Unterhaltung bei Tiſche für ſich ein. Und als er, bei der erſten Aufforderung des Wirthes zum Trinken, ſeiner Patientin gedachte und auf die Geneſung der leider! Abweſenden ſein Glas erhob,

wechſelten Herr und Frau des Hauſes, von unten und oben der Tafel, ein bedenkliches Lächeln, das über die Geneſung der lieben Schweſter hinauszugehen ſchien.

Die Unterhaltung war lebhaft, wie überhaupt der Puls des Lebens in jenen merkwürdigen Tagen. An politiſchen Toaſten konnte es nicht fehlen; war doch im Jahre 1848 ein hohes Pfingſtfeſt feuriger Zungen ſchon in die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings gefallen, da die Sonne in das Zeichen des Widders trat, und die Parteien, in Sympathie mit dem Thierkreiſe, die Köpfe gegen einander ſtießen. Sogar der Hofrath, der ſonſt lieber ſchweigſam genoß, ließ ſich heut, wenigſtens zwiſchen den zahlreichen Gängen der Tafel, einigemal hören. Bei einer Schüſſel Waldſchnepfen nahm er mit ſchalkhaftem Lächeln das Wort:

„Aha! ſeid ihr erwiſcht worden, ihr Aprilvögel! Die haben gewiß mit den Bundestagsgeſandten fortgewollt, die dem erſten April zuvorgekommen ſind. Ja, meine Freunde, das Mahl unſeres verehrten Herrn Martens will durchaus vom politiſchen Standpunkte betrachtet ſein. Es iſt ein großer Gedanke, uns durch eine Reihe der trefflichſten Schüſſeln die Beruhigung zu geben, daß mit dem aufgelöſten Bundestage die gute Küche aus Frankfurt nicht entwichen iſt. Bekanntlich brachte der ruſſiſche Geſandte am Bund auch zu den feinſten Diners in der Stadt ſeinen aparten Senf mit,

und gewöhnte die Bundesvertreter ſo allmälig daran, auch die deutſchen Angelegenheiten mit ruſſiſchem Senf zu behandeln. Das Parlament haben ſie nicht abgewartet; ſie wußten nicht, was es „aurichten" könnte. An ihre Stelle ſind Vertrauensmänner getreten, und die wollen wir nun hoch leben laſſen, — ich meine anders hoch, als einer derſelben ſchon früher auf dem Marburger Schloß hoch gelebt hat. Freilich haben wir bedenkliche Namen vor uns, und wenn wir auf der einen Seite hoffen, das neue Deutſchland werde aus dem „Jordan" der Freiheit getauft, ſo fürchten wir auf der andern beim Namen „Welcker," unſere Erwartungen möchten nur allzubald abblühen. Darum, meine Freunde — Vertrauen, Vertrauen!"

Nach verklungenem Hoch nahm Lehfeldt das Wort:

„Ein gewiſſes Mißtrauen oder Beſorgniß ſcheint auch ſchon unter das Volk gekommen. Ich habe da in einer der Gaſſen, an einer hohen alten Mauer, eine ſtattliche Fahne mittelſt eines eiſernen Klobens angebracht geſehen mit dem echt Frankfurtiſchen Verſe darunter:

„Wenn norz der Klobe hält,
Daß d' Fahn' net h'runter fällt."

„Norz" iſt wohl das verſtärkte „nur." Laſſen Sie uns alſo, — die dreifarbige Fahne auf unſere hohe deutſche Sache bezogen — darauf trinken:

„Daß norz der Klobe hält
Und d' Fahn' net h'runter fällt!" — —

„Oder herunter geriſſen werde," ſprach dann der Hausherr weiter, „wie die Fahne, mit der Sie, Herr Doktor Lehfeldt, vorhin den Mainzer Turnern begegnet ſind."

„Ich gehörte nicht dem Zuge an, Herr Martens," entgegnete der junge Mann, „ſondern ging eine Strecke neben dem Fahnenträger, den ich kannte, und dem der Mainzer Metternich die Fahne entriß. Ich weiß wirklich noch nicht, wie der Streit abgelaufen iſt, da mich der verunglückte Wagen augenblicklich in Anſpruch nahm."

„Abgelaufen?" antwortete einer der Gäſte. „Ei nun, der Metternich iſt von einem Piſtolenſchuſſe ſchwer verletzt, ſagt man, und ſieben Hanauer Turner ſind verwundet." — —

Man erwartete für die Nacht eine glänzende Beleuchtung der Stadt; daher die Gäſte früher aufbrachen, um in ihren Wohnungen das Einzelne vorzurichten und dann mit ihren Familien auf Beſichtigung des Ganzen auszugehen. Als Lehfeldt ſich bei der Hausfrau empfahl, fragte ſie freundlich nach ſeinen Beſuchen bei ihrer Schwägerin.

„Ich werde dieſen Abend noch einmal hingehen,"

ſagte er, „um zu ſehen, wie ſich die Sache nach dem erſten Ausruhen der Leidenden macht.“

„Wenn Sie etwas ſpäter hingehen,“ verſetzte ſie, „ſo finde ich Sie wahrſcheinlich noch dort, und kann hören wie's geht. Ich will nur durch ein paar Straßen fahren, und dann die Schwiegermutter am Krankenbett ablöſen, damit ſie auch die Beleuchtung ſieht. Ich weiß, es macht ihr Vergnügen.“

Lehfeldt verneigte ſich zuſagend gegen ihr fragendes Lächeln. Er begab ſich nach ſeinem Gaſthofe, um ſich aus der Unruhe dieſer Stunden ein wenig zu ſammeln. Im Ganzen brachte er eine befriedigte Stimmung mit; der hohe Schwung der Tiſchgeſellſchaft hatte ihn angenehm erregt. Die Wohlhabenheit, der Reichthum der Familien, der ſich aus Allem zu erkennen gab, hatte heut nicht ſo ſchwer und drückend dagelegen, ſondern ſich mehr als ein Stoff gezeigt, aus welchem auch einmal eine deſto höhere und mächtigere Flamme von Theilnahme und Begeiſterung hervorbrechen kann. — — Ueber Allem aber ſchwebte das edle Bild ſeiner Patientin, — dieſe vollendete Geſtalt, und der tiefe, innige Ausdruck eines Angeſichtes, das allerdings weniger Intereſſe für den Maler, als vielleicht für den ſeelenkundigen Arzt erwecken mochte. Ihm war unter ſeiner Behandlung der verletzten Schulter Nichts von den bebenden Empfindungen entgangen, die ſich in den unharmoniſchen Zügen Eli-

ſabeth's verriethen. Lehfeldt beſaß ein ſeelenforſchendes Auge, das nicht mit Dem befriedigt wurde, was von einem ſchönen menſchlichen Daſein blos für die Anatomie übrig bleibt.

Als es dunkel geworden, nahm er ſeinen Abendmantel, um auf einem Umwege durch die beleuchteten Gaſſen vor das Bockenheimer Thor zu kommen.

Im Gartenhauſe fand er nur die Mutter und das ab- und zugehende Dienſtmädchen um die Kranke. Dieſe hatte zwei Stündchen geſchlafen und fühlte ſich, außer der ſchmerzhaften Schulter, wohl und beim Eintritte des Arztes ſehr erheitert. „Ich muß Ihnen mit der Linken danken, Herr Doktor," ſagte ſie, ihm die Hand reichend, „Sie haben mir ja die Rechte in Ruheſtand verſetzt."

„Oder vielmehr in eine verwickelte Lage gebracht," lächelte er.

Auch die Mutter ließ es nicht an Freundlichkeit fehlen. Sie bedauerte, daß er ſich, um ſeines Beſuches willen, das ſo ſeltene Vergnügen einer ſo prachtvollen und bedeutſamen Beleuchtung verkürzt habe.

Eben als er ihr ankündigen wollte, daß ſie ſelbſt nicht um dies Vergnügen kommen werde, fuhr der Wagen der Schwiegertochter an, und Frau Thekla kam lebhaft herein, ſich, mit flüchtiger Begrüßung der Schwiegermutter, über Eliſabeth herzuwerfen und ſie mit be-

dauernden Worten zu herzen. Dann raſch zu Mutter Martens gewendet, ſagte ſie:

„Mein Wagen wartet, liebe Mutter, Sie durch die Stadt zu fahren. Sie müſſen die Illumination ſehen; es iſt alle Pracht der Welt. Ich bleibe indeß bei Eliſabeth. Aber eilen Sie!“

Frau Martens war allerdings jugendlichen Sinnes genug, eine ſo ſeltene Sehenswürdigkeit auch nach einem ſo ſchreckhaften Erlebniſſe nicht abzuweiſen. Ein freundlicher Blick nach dem Arzte ſchien zu verrathen, daß ſie ſeine Begleitung wünſche. Ihrer Aufforderung aber kam die junge Frau mit dem lächelnden Befehl zuvor:

„Sie, beſter Doktor, müſſen uns aber Geſellſchaft leiſten. Wir haben noch gar Manches zu fragen.“

Frau Martens, die ſchon Mantel und Schleierhut von der Dienerin empfing, verſetzte mit heimlichem Verdruß:

„Merken Sie wohl, lieber Herr Lehfeldt, daß die kluge Frau hernach von Ihnen heimbegleitet ſein will.“

„Vorſicht ſchadet Nichts, liebe Mutter,“ lachte Frau Thekla, „und Herr Lehfeldt thut's auch gern. Eilen Sie nur, ehe die Lampen hinter den Transparenten nachlaſſen.“ — —

Als der Wagen fortgefahren war, erzählte die heitere Frau der fragenden Eliſabeth von der prächtigen Beleuchtung. Sie gedachte der Katharinenkirche, die bis

zur Thurmſpitze hinauf von rothem Lichte wie durchſchimmert ſtand, und eines durchſcheinenden Gemäldes der Künſtler, den Kaiſer Barbaroſſa vorſtellend, wie ihn Germania mit dem Kranze des Thierkreiſes und der abgelaufenen Sanduhr aus ſeinem verhängnißvollen Schlaf erweckte: „Wach' auf, Barbaroſſa!“ Goethe mit einem friſch-grünen Kranze ſah aus dem Fenſter ſeines väterlichen Hauſes auf die deutſche Revolution, und ſein Standbild, von zwei hohen Kandelabern mit Gas erleuchtet, war mit bezüglichen Sprüchen aus ſeinen Werken auf einzelnen Täfelchen umhangen.

Sie erzählte etwas ſprunghaft und mit begleitendem Lachen. Dieſe an ſich ungefällige Art, für welche hier wenigſtens die ſchönſten Zähne mit Entſchuldigung hervortraten, war dem etwas koketten Frauchen eigen, kam aber heute noch beſonders daher, daß der Inhalt ihrer Mittheilungen für Eliſabeth — die geſuchten Worte aber für den jungen Arzt beſtimmt ſchienen. Eine ſeltſame Eigenheit der Frau Thekla war ihr unruhiges Fragen.

„Mit welcher Fahne ſind Sie denn eigentlich nach Frankfurt gekommen, Doktor?“ fragte ſie jetzt.

„Mit gar keiner, Madame!“ antwortete er. „Ich habe Ihnen ja erzählt, daß ich nur zufällig neben dem Fahnenträger —“

„Sie ſind aber Parlamentsmitglied, nicht wahr?“ —

„Auch das nicht. Doch — Sie haben Recht zu fragen: Sie wiſſen noch gar Nichts von mir, und ſollen mir doch Ihre kranken Glieder anvertrauen?“ —

„O nein, Herr Doktor!“ fiel Eliſabeth erröthend ein. „Ich kenne Sie aus dem freundſchaftlichen Munde des Herrn von Dahlen.“

„Das kommt mir freilich zu gut,“ erwiederte er, „und ich laſſe mir die Fürſprache des Freundes eben ſo gefallen, wie das gute Zeugniß des Hofraths als Arztes. Indeß war ich auf beides nicht gefaßt, als ich hierher kam; ich wußte nicht, daß Dahlen ſich hier niedergelaſſen hatte, und ahnte noch weniger, daß ich als Arzt hier auftreten würde. Die große Märzbewegung, die politiſche Flut trieb mich hierher, wie einen entwurzelten Baum aus fremdem Welttheil. Ich hatte mich eben als Arzt in Baſel niedergelaſſen, mir eine hübſche Gartenwohnung eingerichtet, und wollte mich eben als neuen Heilkünſtler austrompeten laſſen, als die Parlamentsposaune an unſern Bergen widerhallte. Ich war froh, noch keine Patienten zu haben, noch ungebunden bei der Ankunft der deutſchen Freiheit zu ſein, und übergab einſtweilen Haus und Garten der Obhut meiner guten Mutter, die mich ſehr ungern ziehen ließ.“

„Aber Ihr Vater ſtimmte ſchon eher zu, nicht wahr? —“

„Ich habe ihn leider! nicht gekannt;“ fuhr Lehfeldt

fort, „ſonſt hätte ich ihm das Haus überlaſſen. Ich bin die ſchwerſten Jahre lang nur einer früh verwitweten Mutter ſchwer geworden. Ich ließ mich aber von ihrer zu ängſtlichen Liebe nicht feſthalten, und erlebe nun das Wunderbare, daß ich im Augenblicke, wo ich mich für eine zu erwartende Kundſchaft feſtſetzen will, fortgetrieben werde, um meine erſte Patientin in der Fremde zu finden.“

„Das iſt intereſſant!“ lachte Frau Thekla. „Sie ſind ja ein neuer Eulenſpiegel: laufen vor Patienten fort, um gegen Patienten anzurennen. Da iſt Verhängniß im Spiel! Und wiſſen Sie, welche Strafe ich Ihnen gönnte? Sie müßten dafür, daß Sie ſich von der deutſchen Freiheit haben verlocken laſſen, in eine recht deutſche Herzensſchlinge fallen, um gebunden nach Baſel zurückzukommen.“

„Der Wunſch kommt aus ſo ſchönem und freundlichem Munde, daß er nichts Schreckhaftes für mich hat!“ entgegnete Lehfeldt. „Eines wollt' ich nur: Ihre feinen Finger hätten dieſe Schlinge zu knüpfen. Sie würden die Fäden in eine Hand legen, die ich mit mir nach Baſel zöge. Wie würde ſich die gute alte Hüterin des Gartenhäuschens freuen, wenn ihr der „Eulenſpiegel“ eine Tochter mitbrächte! Sehen Sie, liebenswürdige Frau, ſo wollt' ich meinen Nacken in die Schlinge beugen!“

Er faßte und küßte Thekla's Hand.

„Sie ſind ein Schalk!“ lachte ſie. „Vor Ihnen muß man ſich hüten. Mich wenigſtens ſollen Sie nicht in die Kur bekommen.“

„Das wär' auch die rechte Schlinge für mein Herz nicht. Ich danke Ihnen!“ lächelte er.

„Haben Sie denn ein Herz, das ſich zu hüten hat?“ lachte ſie.

Lehfeldt blickte unüberlegt nach Eliſabeth, beſann ſich aber in demſelben Augenblick und ſagte:

„Iſt es nicht eine böſe Frau, — Ihre Schwägerin, Fräulein Eliſabeth? Zweifelt am Herzen eines Arztes!“

10.

Die artigen Neckereien mit einer schönen Frau hinterließen bei Lehfeldt doch eine nachdenkliche Stimmung.

Menschen von Geist und sittlichem Ernste gehen auch an dem kleinsten Begegniß im Leben nicht leicht vorüber, ohne es auf seine etwanige Bedeutung für ihr Thun und Lassen in Betracht zu nehmen. Und läßt es sich für ihre Bestrebungen verwerthen, so ergreifen sie es, als ihnen vorbestimmt. Denn einer unberechenbaren Zukunft gegenüber gewinnt auch das Zufällige die Bedeutung einer Ziffer.

So erschien auch jetzt unserm jungen Freundling etwas Verhängnißvolles im Spiele bei seinem Erlebniß am Tage der Parlamentseröffnung. Er war in der Stunde und im Gewühl eines allzujugendlichen Parteikampfes von der Politik, die ihn hierher gelockt hatte, plötzlich auf seinen ärztlichen Beruf hingewiesen worden. Von dieser Ansicht oder vielmehr Empfindung aus be-

trachtete er jetzt die Bewegungen des Vorparlaments. Hier, im Zusammentreffen so vieler, zum Theil berühmter und bedeutender Männer vernahm er ganz andere Stimmen aus Deutschland, als er vorher aus dem nachbarlichen Baden gehört hatte. In diesem schmalen Grenzlande schienen die liberalen, über den Rhein herüber etwas französisch angehauchten Männer das breite und schwere übrige Deutschland viel zu wenig zu kennen oder zu beachten. Sie waren gekommen — mit der Republik in der Tasche, wie sie glaubten. Lehfeldt wußte, wie viel und wie zuversichtlich sie in ihren Versammlungen die Republik zurechtgesprochen hatten, und hörte nun so viel tiefere und geistvollere Stimmen aus den andern Provinzen, die an der Monarchie hielten. Wie unzulänglich erschienen ihm nun die Sprecher aus seinem Nachbarlande!

Lehfeldt, gründlich in Bildung und Gesinnung, war ursprünglich schon mehr von Zweifeln als von Erwartung zu seiner politischen Pilgerfahrt getrieben worden. Jetzt, mit lebhafter Theilnahme an den Kämpfen der vier Vorparlamentstage, fand er sich mehr und mehr von der Majorität mit fortgezogen, die durch Mäßigung und Treue das Ansehen und Ziel des Parlaments durchsetzte, und allen Versuchen für den Umsturz und eine provisorische Regierung obsiegte. Und so schloß er sich, Arm in Arm mit seinem Freunde Dahlen, den Männern

an, die zu einem dem Einzug in die Paulskirche ähnlichen feierlichen Auszug am heitern Nachmittage des 3. April paarweise die Paulskirche verließen, und unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Kanonen, unter dem Zujauchzen der freien Stadt, die doch keine deutsche Republik wollte, und dem Zuwehen der tausend dreifarbigen Fahnen, die ein neues deutsches Reich bedeuteten, um die Kirche wallfahrteten, und sich in die Straßen verloren.

Voll von dem Frühlingswehen des Jahres und der deutschen Hoffnungen trennte sich Lehfeldt, mit Verabredung für den abendlichen Fackelzug, von seinem Freunde, um vorher nach seiner Patientin zu sehen. Auf dem Wege dahin sprach er zu sich selbst:

„So bist Du also nun vollends von der Politik an Deine Chirurgie verwiesen? Von diesen Kämpfen um ein einiges Deutschland gehst Du zum Verband einer Mädchenschulter über? Ach wie bald werden diese kleinen Wunden mit zarten Närbchen geheilt sein, und Du selbst — — was bleibt Dir alsdann? — —"

„Die Politik, ein Herz zu rühren,
Der sanfte Lieberobrungskrieg."

Diese Verse eines Rückert'schen Gedichtes, das er diesen Morgen bei seinem Freunde Dahlen gelesen hatte, flüsterten wie neckisch in seinem Innern. Er blieb betroffen wie von einem Lichtstrahle geblendet stehen. Sein

Herz klopfte wie eines erschrockenen Mädchens. Dann sah er sich verlegen nach den Vorübergehenden um, und eilte lachend weiter. Doch trat er diesmal nicht mit der gewohnten Unbefangenheit in das Krankenzimmer, wo er Elisabeth neben der Mutter auf dem Sopha fand. Beide waren noch von dem Läuten und Schießen gerührt, von den Klängen, die sich in der kleinen Entfernung noch feierlicher, als im Gewühle der Stadt ausgenommen hatten.

Lehfeldt erzählte vom Auszuge des Parlaments, — etwas überspannt, weil er seine ungestümen Empfindungen durch die Lebhaftigkeit seines Vortrages zu überbieten suchte.

Frau Sabine, die ihm mit wohlgefälligen Blicken zuhörte, versetzte, als er schwieg:

„Sie sind so bewegt, lieber Doktor: Sie wollen uns doch nicht etwa — Lebewohl sagen?“

Elisabeth, um ihre Rührung zu verbergen, hatte sich inzwischen auf einem Stuhle am Fenster, im Abglanze des Abendhimmels, niedergelassen und das leichte Tuch auf der Schulter gelüpft.

„Lebewohl?“ erwiederte Lehfeldt, indem er zu seiner Patientin trat. „Meinen Sie, weil das Parlament geschlossen ist? Dort war ich ja nicht mit thätig, und habe hier noch meine wirkliche Aufgabe zu lösen. Die Politik — —.“

Er schwieg einige Augenblicke, weil ihm die Herzenspolitik wieder einfiel. Dann fuhr er, nachdem er den Verband abgenommen, fort:

„Die Wunden schließen sich zwar auch, und sind in der schönsten Heilung begriffen, so daß leider! — Ich sage leider!“ lächelte er nach der Mutter hin, „und muß sagen: Gottlob! der Doktor auch hier bald entbehrlich sein wird. Ich sage Gottlob in Ihrem Sinne, Fräulein. Doch hoffe ich als Freund noch eine Weile Ihnen nahe zu bleiben. Ich meine als Freund des Herrn von Dahlen, der mich noch eine Weile auf seinem Gute festhalten will. Eben läßt er meine Sachen aus dem Gasthofe dahin bringen. Der Frühling verspricht so viel, ich habe so viel liebenswürdige Menschen hier gefunden, das Leben in dieser schönen Stadt ist so reich, so schwungvoll: soll ich mich da nicht halten lassen?“

Er richtete diese Frage an Elisabeth: doch — „Das ist ja prächtig!“ antwortete die Mutter mit freundlichen Blicken. „Ich hoffe, lieber Freund, — so lassen Sie auch mich sagen! — Sie zählen uns — wenn auch nicht zu den liebenswürdigen Menschen hier, doch zu denen, die Sie lieb haben und Ihnen den herzlichsten Dank schuldig sind.“ —

Im Stillen war es der reizbaren Frau gerade nicht angenehm, daß Lehfeldt zu Dahlen zog. Sie trug dem

Nachbar noch Manches von ihrem alten Verdruß nach. Um ſo mehr ſuchte ſie von nun an ihr bisher etwas kaltes Benehmen gegen das junge Ehepaar zu verbeſſern. Sie konnte Beide nun doch bei den Einladungen ihres Gaſtes und den Luſtpartien, die ſie nach der Herſtellung der Tochter unternahm, nicht übergehen, und bemühte ſich, um Lehfeldt's willen, bei ſeinen Wirthen in guter Meinung und Nachrede zu ſtehen.

Bei ſolcher Befliſſenheit um Dahlen und ſeine Frau, bei dieſer jugendlichen Zuthulichkeit der Mutter gegen Lehfeldt, fiel es der leidvollen Eliſabeth kaum mehr auf, daß zu den Abenden oder Mittagen, die bei ihrer Mutter gegeben — und zu den Beſuchen, die auf dem nachbarlichen Gute gemacht wurden, nie der alte Hausfreund, der Maler Ilgen, eingeladen war. Einigemal, wo er aus eigenem Antrieb kam, fand er ſich abgewieſen, und ließ es ſich, wie es ſchien, zum Winke dienen, gänzlich wegzubleiben. Das frühere Künſtlerkränzchen hatte ſchon ſeit den Märzbewegungen aufgehört. — —

Eines ſchönen Aprilabends, gegen Ende des Monats, hatte Frau Martens mit ihrer Tochter Beſuch bei Dahlen gemacht, und kehrte, von ihnen begleitet, zurück. Lehfeldt zwiſchen Fritze und Eliſabeth wandelte voraus, Dahlen begleitete Frau Sabine. Es waren dem Doktor Vorſchläge gemacht worden, ſich in Frankfurt niederzulaſſen, wo man ihm eine gute Praxis in Ausſicht ſtellte.

Dahlen erklärte aber, daß ſein Freund ſich nicht dazu entſchließen könne, ſondern nach Baſel zurückkehren wolle.

„Das gefällt mir von ihm!“ rief Frau Sabine, — „es entſpricht ſeinem Charakter, ſo leid es mir auch thut, daß wir ihn verlieren ſollen. Ich habe noch kaum einen Mann kennen gelernt, zu dem man ſo raſch ein gutes Vertrauen faßt, wie dieſen Lehfeldt. Ich hatte freilich ſchon auf Ihre Erzählung von ſeiner Begegnung mit Ihnen auf dem Rigi, die beſte Meinung voraus, und er lag mir ſeitdem immer im Sinn — der Rigi, meine ich. Wir dachten nämlich auch im vorigen Sommer eine Fahrt dahin zu machen, wurden aber in Baden-Baden feſtgehalten, bis es zu ſpät war. Ich habe von jeher eine Vorliebe für die Schweiz gehabt, und hege längſt einen gar lieben Gedanken. Meine Söhne hatten — ich ſage Ihnen das im engſten Vertrauen — hatten die Abſicht, ihre Schweſter, meine Betty, mit einem verdienten Geſchäftsmanne verbunden zu ſehen. Käme die Sache noch zu Stande, ſo würde ich mein Gartenhaus dem jungen Paare gern überlaſſen, um einen Sommer in der Schweiz zu verleben.“ —

Sie waren am Gartenhauſe angekommen und mußten ſich trennen. Am Rückwege nach dem Gute fiel Dahlen's nachdenkliches Schweigen auf, und ſeine Frau, an Lehfehlt's Arme, fragte ängſtlich, was er habe, ob er unwohl ſei?

Dieſe unrichtige Beſorgniß und ſein eigenes Herz drängten ihn, ſich auszuſprechen. — Indem er dies aber that, verrieth er nur, daß er auch jetzt wieder die eigentlichen Hintergedanken der Frau Martens in ſeiner Ehrlichkeit nicht errathen hatte. — „Nein, lieb' Fritzchen," ſagte er, „es iſt nichts von Dem was Du um mich beſorgſt: dennoch geht es Dich wie mich an. Unſer ſchönſter, heimlichſter Traum wird uns bedroht. Soll ich aber reden, ſo muß ich unſern Freund erſt in ein Gardinengeheimniß einweihen. Wir haben Ihnen nämlich, lieber Lehfeldt, eine Frau zugedacht. Aus dem ſchönen und reichen Frankfurt muß man Etwas mit nach Hauſe bringen, und vom Vorparlament dürfen Sie nicht leer ausgehen, nicht ohne ein liebes — „Souvenir." Ueberdies wollte meine Fritze bemerkt haben, daß Sie auch ſchon eines im Auge hätten. Sie haben ſich in den letzten Tagen über Eliſabeth mit einer Einſicht und Wärme ausgeſprochen, die uns an Ihrem Herzensblick und Herzenswunſche keinen Zweifel ließen. Wie hat uns dieſe Entdeckung gefreut, beſter Lehfeldt! Aber wir wollten Ihre Einigkeit mit ſich ſelbſt, und Ihre Mittheilung gegen uns abwarten. Da entdeckt mir nun die Mutter einen Plan ihrer Söhne, die Schweſter an einen Geſchäftsmann zu verheirathen. Wir kennen ihn auch: es iſt der Buchhalter des Geſchäftes, Oelrichs; man hat ſchon

früher einmal von dieſem Vorhaben gemunkelt, und es ſcheint nun auf's Neue betrieben zu werden."

„Sie ſind betroffen, lieber Lehfeldt," fiel die junge Frau ein. „Beruhigen Sie ſich! Eliſabeth war früher gegen dieſe Heirath, und wird ſich jetzt nicht mit einem Ja übereilen. Wird aber, wie es ſcheint, die Sache jetzt wieder betrieben: ſo müſſen wir unſern Vortheil davon ziehen. Sie müſſen deſto raſcher einig mit ſich werden, ſich gegen Eliſabeth erklären, und ihr aus der Bedrängniß der Brüder helfen."

„Sie gute, liebe Frau!" lächelte Lehfeldt. „Bin ich denn aber auch der rechte Helfer, und iſt denn mein guter Wille auch der entſcheidende Wille?"

„Doktor, Doktor!" rief Fritze nicht ohne Erröthen. — „es ſollte mich Wunder nehmen, wenn Sie über die kranke Schulter nicht in's Herz geſchlüpft wären!"

Doch erſchrocken vor ihren Worten, warf ſich die ſchöne junge Frau kichernd an ihres Mannes Bruſt.

Die Freunde lachten, und Fritze, immer noch die alte, leicht Uebereilte, fuhr in ihrer lebhaften Weiſe heraus:

„Ich bitte mir aus, daß Ihr nicht denkt, das wäre ein Muthwille von mir. Nein, lieber Doktor, ich beziehe mich auf Das, was Sie ſelbſt von Eliſabeth's zarter Empfindungsweiſe beobachtet haben, und ſage Ihnen nur ſo viel: Gehen Sie zu ihr, wenn ſie allein zu Hauſe iſt,

ſprechen Sie von Ihrer nahen Abreiſe, und den Eindruck, den es auf Eliſabeth macht, laſſen Sie ſich zum Wegweiſer dienen!"

„Wenn nur die Mutter nicht wäre!" verſetzte halblaut und mit bedeutendem Ausdrucke der Doktor.

„Ich glaube nicht," fiel Dahlen ein, „daß Ihnen Frau Martens abgeneigt iſt."

„Meinen Sie?" verſetzte Lehfeldt mit ironiſchem Lächeln und Kopfſchütteln. „Aber, — laſſen wir das: Sagen Sie mir lieber, beſte Frau, wann träfe ich denn wohl Eliſabethen allein zu Hauſe?"

„Juſt morgen, Doktor!" flüſterte ſie. „Bei ihrem Bruder Anton iſt wegen des Geburtstages ſeiner Frau großer Mittag, und Frau Martens geht allein hin, weil ſich Eliſabeth noch zu keinem Putze verſtehen will. Alſo nach vier Uhr, lieber Doktor. Sehen Sie, auch dieſe Gelegenheit iſt günſtig! Alles kommt Ihnen entgegen, aber Alles — drängt auch."

11.

Lehfeldt war kein ſchwärmeriſcher Jüngling mehr: doch ſtören wohl prüfende Gedanken der Seele nicht weniger, als lockende Phantaſiebilder, den Schlaf einer Frühlingsnacht. Nur daß jene einen auf Alles gefaßten Entſchluß — dieſe leicht nur gaukelnde Täuſchungen dem entſcheidenden Tag entgegen bringen.

Dieſen Tag verlebte der Doktor, ſeines Vorhabens ſchweigſam, in herzlichem Verkehr mit dem befreundeten jungen Paare. Erſt als er gegen Abend ſeinen ernſten Beſuch bei Eliſabeth antrat, ſagte er:

„Meine Sachen ſtehen oben gepackt: wenn ich ohne Eliſabeth komme, ſo reiſe ich mit dem Abendzuge noch gen Heidelberg, und Ihr Lieben bringt dann morgen der Dame Martens mein Lebewohl.“ — —

Die Dienerſchaft im Gartenhauſe dieſer Dame war gewohnt, ihn als Arzt ohne Anmeldung gewähren zu laſſen. Er nahm die hintere Treppe zu Eliſabeth's Zim-

mern. Schon auf den obern Stufen hörte er Accorde auf einer Harfe. Er wußte durch Dahlen, daß Eliſabeth dies Inſtrument ſpielte und liebte; ihres leidenden Armes halber konnte aber noch nie die Rede davon ſein, ſie zu einer Probe aufzufordern. Vielleicht war es eben ihr erſter Verſuch.

Der Thür gegenüber blieb er ſtehen. Schon die Aufeinanderfolge der prüfend gegriffenen Accorde hatte ihn bewegt; jetzt aber, beim Vorſpiel zu einem Liede, fühlte er ſich wunderbar ergriffen, noch mehr, als eine nicht eben ſtarke, aber eigenthümliche ſeelenvolle Stimme mit den Worten einfiel:

„Heiß' mich nicht reden, heiß' mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte Dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht!"

Lehfeldt wendete ſich leiſe wieder dem Gang nach der Treppe zu. Er konnte ſich nicht entſchließen anzuklopfen, einzutreten. Scheute er ſich die Sängerin jetzt in ihrer Stimmung zu ſtören? Oder ſchämte er ſich der Thränen, die ihm ungewohnter Weiſe in's Auge traten? Oder ſchreckten ihn die Worte des Liedes als ſeinem Herzensanliegen von troſtloſer Vorbedeutung: „Heiß' mich nicht reden?" — —

Die Liebe glaubt an Zeichen, wie an Wunder; denn

das Weſen der Liebe iſt ſo unbegreiflich wie allmächtig, und nur der Nichtliebende nennt es Aberglauben.

Erſt unten im Hofe, mit einem Blick in's junge Grün des Gartens, beſann ſich Lehfeldt wieder, und blieb unſchlüſſig ſtehen. Eine Dienerin, die von dort her kam, rief überlaut: „Sie wollen zum Fräulein, Herr Doktor? Gehen Sie nur hinauf, Fräulein Martens ſind zu Hauſe!“

Gleich war die Harfe verſtummt, und aus dem off'nen Fenſter rief Eliſabeth:

„Ach, Herr Lehfeldt? Kommen Sie doch herauf!“

Er eilte hinauf und mußte oben einen Augenblick ſtehen bleiben, den Athem abzuwarten, den er überholt hatte.

„Ich war ſchon an Ihrer Thür geweſen, als Sie mich riefen, ſagte er mit etwas befangenem Lächeln; aber Ihre Harfe und Ihre Stimme klangen ſo — — aus einer Andacht des Herzens heraus, daß ich mit meiner Erſcheinung fürchtete —. Die Harfe iſt ja ohnehin auch Ihr Geheimniß?“

„Mein Geheimniß?“ wiederholte ſie, und ſah ihn groß und lächelnd an. „Sie haben ſie doch gewiß ſchon ſtehen ſehen?“

„Nicht was man ſieht iſt das Geheimniß, ſondern was darin lebt und webt,“ erwiederte er.

Sie erröthete und ſchlug die Augen nieder. Die Bemerkung war für ſie doppelſinnig. Sie wußte nicht, ob

er blos die Harfe meine oder ob ſie ſelbſt damit gemeint ſei. Lehfeldt ſprach weiter:

„Das Herz hat ſeine Geheimniſſe, Eliſabeth, und wenn es, im Vertrauen auf ſeine ſelige Einſamkeit, die Saiten der Harfe zur Sprache nimmt, ſo iſt das nicht für Jedermann. Doch dieſe Selbſtbeſcheidung war es nicht allein, was mich zurück hielt, theuerſte Eliſabeth. Nein, ich kam nicht zufällig, und darum erſchien mir Ihr Lied bedeutſam, bezüglich. O! auch ein Arzt kann abergläubig ſein, ſehen Sie! Ich kam nämlich, Ihnen Lebewohl zu ſagen."

„Ach Gott — Sie wollten ſchon —?"

Ihr bebender Mund verſtummte.

„Lebewohl zu ſagen," fuhr er fort, „und da fielen mir die Worte Ihres Liedes ſchwer auf's Herz. Denn ich hatte noch eine Frage an Sie, Eliſabeth, und Sie ſangen: „Heiß' mich nicht reden!" Und ich wollte doch Antwort haben. „Heiß' mich ſchweigen!" ſangen Sie!"

Sie ſtand niederblickend, blaß und bebend, und ſuchte die zitternden Finger mit einem Band ihrer kleinen Hausſchürze zu beſchäftigen. Lehfeldt ſchwieg ein paar Augenblicke, dann fuhr er fort:

„Ich will denn lieber nicht fragen, ſondern Ihnen ganz einfach ſagen, — kurz, einfach, — aber wahr, innig, ewig: Ich liebe Sie, Eliſabeth!"

Ein Ton frohen Aufathmens bebte von ihren Lippen.

Sie hob ihr feucht glänzendes Auge groß und gläubig zu ihm auf. Er reichte seine beiden flachen Hände hin, sie schlug die ihrigen hinein, und mit den geflüsterten Worten: „Ich wußte es, Lehfeldt!“ sank sie an seine Brust.

„Wußten es? Oh!“ rief er bänglich. — „Und ist das Lied die Antwort?“

„Ja, Lehfeldt,“ rief sie „ja!“

„Oh!“ seufzte er, und ließ Elisabeth los aus seinen Armen.

Sie faltete die Hände, vor ihre Brust gedrückt, und mit allem Ausdruck ihrer Seele in Blick und Ton sagte sie halb singend in der Melodie des Liedes: „Ich möchte Dir mein ganzes Inn're zeigen!“

„O meine Elisabeth!“ rief er.

„Mein Lehfeldt! Leopold!“

— — — — — — — — — — —

„Und willst nun doch fort?“ fragte Elisabeth nach der Stille ihres besiegelten Bundes.

„Nein, mein Herz!“ rief er fröhlich. „Meine Sachen will ich wieder auspacken. — Ich komme mit Elisabeth zurück, so hab' ich drüben hinterlassen, oder ich reise mit dem Abendzuge gen Heidelberg.“

„Ja, nun kommst Du mit Elisabeth, und Elisabeth kommt mit Dir. — — Aber, — wie wundersam! Ich konnte eben nicht Ich sagen, Leopold! Ich mußte meinen Namen nennen: Elisabeth kommt mir Dir! Gerade wie's

die Kinder machen. Nicht wahr, ich bin nun auch kein Ich mehr, ich bin Du?“

„Ja wohl, Eliſabeth! Du biſt jetzt der Doktor und ich bin der Patient!“

Beide lachten wie die Kinder. Dann aber ſagte Eliſabeth ſehr ernſt:

„Doch laß uns denn gleich hinüber zu den Freunden gehen, ehe die Mutter zurückkehrt.“

Sie nahm Hut und Shawl, Lehfeldt half ihr. — Auf dem Gange hinab wehrte ſie ihm aber, ſie zu führen. Flüſternd und mit warnendem Finger ſagte ſie: „Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht!“

Unterwegs nach dem Gute beſprachen Beide das wunderbare Ahnen der Liebe, durch welches der Arzt Eliſabethen in ihrem Leiden — ſie ihn unter ſeinem Handeln erkannt und liebgewonnen. Ihm waren ihre zarteſten Empfindungen, ihr ſeine edle Geſinnung kein Geheimniß geblieben, Beide hatten nun erfahren, daß auch das alltäglichſte, untergeordnetſte Thun und Laſſen von der Liebe in Beſitz genommen, eine Sprache und eine Weihe für's Leben werden könne. — —

Von den Freunden auf dem Gute wurden ſie auf einem Hügel des Gartens mit Fernblick erwartet. Ihr gemeinſames Herankommen war denſelben eine Verkündigung ihres Herzensbundes. Und mit welch inniger Umarmung wurden die Angekommenen empfangen! — —

Das Nächſte blieb nun die Bewerbung Lehfeldt's bei der Mutter. Er und Eliſabeth waren auf Widerſpruch gefaßt, und heimlich vielleicht auch über die Stimmung einverſtanden, in welcher Frau Martens von Lehfeldt's Bewerbung überraſcht würde. Eliſabeth aber ſchwieg darüber in Beſchämung um die Mutter, Lehfeldt aus zarteſter Schonung der Geliebten und in Verlegenheit um ſich ſelbſt.

Fritz Dahlen und ſeine Fritze hatten keine Ahnung davon, und brachten es durch ihre Zuverſicht auf eine freudige Aufnahme Lehfeldt's bei der Mutter und durch ihren ermunternden Zuſpruch zu einer peinigenden Verlegenheit für das ſchweigſame Paar.

Erſt auf dem Rückwege, als Lehfeldt vor dem Gartenhauſe von Eliſabeth ſchied, drückte ſie ihm die Hand mit den erſten Worten:

„Ich werde mit der Mutter reden — mit allem Muthe des Herzens; ich werde ihr auch die — Reſpektstage zur Anerkennung unſeres Bundes gönnen. Vielleicht findet ſie ſich von ſelbſt über ihren Widerſpruch zurecht. Es ſollte mir Leid thun, wenn ich anders als mit der Pietät der Tochter reden und handeln müßte. Ich ſchreibe Dir gleich morgen früh. Mache Dir aber keinen Kummer um meinen Kampf! Du biſt ja ein Mann, Leopold, und ich — bin Du!“

12.

Frau Martens war inzwiſchen nach Hauſe gekommen und hatte von dem Mädchen vernommen, daß Doktor Lehfeldt da geweſen und mit dem Fräulein nach Bockenheim gewandelt ſei.

Röschen war ein ſchlaues Zöfchen; die niedliche Kleine hatte ſich gewöhnt, hinter den umſtändlichen Fragen der Herrin beim Aus- und Umkleiden verſteckte Abſichten zu vermuthen, und berichtete daher gern mit unſchuldiger Miene ſehr genau und wie ſie glaubte, daß es der Frau gefallen könnte. So legte ſie heute einen beſondern Nachdruck auf die Verlegenheit, wie der Herr Doktor gekommen, lang im Hofe geſtanden, und wie zerſtreut und unruhig er auch wieder fortgegangen ſei. — „Wahrſcheinlich war's ihm nicht recht, daß er Frau Martens nicht zu Hauſe fand," ſetzte ſie hinzu, und verbiß ein Lächeln.

Hierauf bezog ſich wahrſcheinlich die Frage der Mut-

ter, als Eliſabeth ſie begrüßt hatte: „Lehfeldt hat uns beſuchen wollen? Hat er vielleicht ein Anliegen an mich gehabt?“

„Er hat Nichts davon geſagt, liebe Mutter,“ antwortete Eliſabeth zögernd und in Ueberlegung, wie ſie ihre Sache raſch anknüpfen könnte. In ihrer Beſorgniß wollte ſie nicht lange hinterm Berge halten.

„Es wäre möglich,“ ſagte Frau Sabine, „daß er in Geldverlegenheit —. Wir ſind eben noch in ſeiner Schuld, und ich muß darauf denken, mich recht dankbar zu zeigen.“

„Ja, beſte Mutter,“ fiel Eliſabeth etwas bebend ein, „das kannſt Du jetzt am beſten. Lehfeldt hat einen innigen Wunſch.“ —

„Hat er? Woher weißt Du denn, — wenn er doch Nichts geſagt hat?“

„Ich meinte, von einem Anliegen an Dich hat er Nichts geſagt. Und doch, — es iſt wahr! — Sein eigentliches Anliegen iſt doch an Dich. Er will Dich — um meine Hand bitten.“

Die Mutter fuhr betroffen zurück. — „Um Deine Hand?“ fragte ſie heftig, „um Deine?“

„Nun ja!“ antwortete Eliſabeth. „Er kam — und hat mir ſeine Liebe geſtanden, — ich durfte ihm die meinige bekennen. Wir ſind einig, und er will morgen zu Dir kommen, und — ich wollte Dich gern darauf

vorbereiten, und — nicht wahr, es überraſcht Dich auch?"

Die Mutter war raſch aufgeſtanden. Sie ſchien ganz verſtört und es der Tochter zu verbergen bemüht. Sie trat vor den Spiegel und machte ſich an ihren Bändern und Spitzen zu thun, wiſchte mit dem geſtickten Schnupftuche den feinen Staub von der Stirn, und bediente ſich des Riechfläſchchens auf dem Spiegelpfeiler. Endlich ſagte ſie mit einer Ruhe, die doch im Tone ſehr unſicher war:

„Dort, ſiehſt Du, liegt ein Brief meiner Schweſter in Crefeld, vorhin angekommen. In acht Tagen ſoll die Trauung ihrer Pauline ſtattfinden, und ſie erwartet uns nach früherer Zuſage. Ich denke, liebe Betty, es wird unter den Umſtänden gut ſein, wir reiſen gleich morgen, und laſſen den — guten Lehfeldt zur Beſinnung kommen. Ich ſchicke ihm morgen früh zwanzig Louisd'or mit ein paar freundlichen Zeilen des Dankes, und er wird dann wiſſen, woran er iſt."

Die Bemühung, mit der die Mutter nach Faſſung rang, kam der Tochter gewiſſermaßen zu gut. Sie verſetzte mit treffendem Nachdrucke:

„Wenn Lehfeldt's Bewerbung Deine eigne Angelegenheit wäre, Mutter, ſo würde es mich freuen, daß Du Dich über den unvermutheten Antrag ſo leicht hinauszuſetzen weißt. Ueber eine Lebensfrage Deiner Tochter

wirſt Du aber doch mit einem Brief aus Crefeld und einem ſchnell gepackten Koffer ſo leicht nicht hinauskommen. Du wirſt es der Mühe werth halten müſſen, mir Deine Meinung zu ſagen, und wenn Dein Ausweichen ſo viel als Nein bedeuten ſoll, ſo wirſt Du eine mündige Tochter Deiner Gründe für würdig halten. Du haſt Dich früher um meine Verheirathung gegen meine Neigung ſo ſehr bemüht: Deine jetzige Abneigung kann daher nur dem Manne gelten, der ſich um mich bewirbt, und — den ich liebe. Du haſt ja aber Lehfeldten um ſeiner ausgezeichneten Perſönlichkeit willen ſo begünſtigt. Und wenn Dich ſein mannhaftes Ausſehen und ſein Benehmen auf's Lebhafteſte anſprach, ſo gabſt Du mir dazu auch noch ſeine vorzüglichen innern Gaben zu. Ich konnte, gerade um Deiner Schätzung willen, ſtolz darauf ſein, daß er ſich mir zuneigte. Dein beeifertes Benehmen gegen ihn läßt ihn gewiß auch keine abſchlägige Antwort auf ſeine Bewerbung erwarten, am wenigſten eine in baarem Gelde."

„Du legſt einen ſehr unverſtändigen Nachdruck auf mein freundliches Betragen gegen dieſen uns fremden Menſchen, mein Kind," erwiederte etwas aufgeregt die Mutter. „Meinſt Du denn, ich hätte ſeine Abſichten auf Dich nicht lange durchblickt, ich hätte mir Illuſionen über ſein lächelndes Hin- und Herblicken zwiſchen Dir und mir gemacht? Dann kennſt Du Deine Mutter nicht, Betty."

Eliſabeth, mit kaum verhaltenem Unwillen, antwortete: „O ja, Mutter! Ich müßte nicht über zwanzig Jahre mit Dir gelebt haben, wenn ich nicht wiſſen ſollte, daß Du immer gegen die Illuſionen proteſtirſt, die Du Dir eben gemacht haſt, daß Du wirklich eine rechte Diplomatin biſt, und die Sprache für das Mittel anſiehſt, die Gedanken des Herzens zu verſchweigen.“

„Betty!“ rief zürnend Frau Sabine. „Nur ſchicklich geſprochen — bitt' ich mir aus. Ich ſtehe noch als Deine Mutter vor Dir. Da Du Dich aber auf Deine Mündigkeit berufſt, ſo will ich Dir auch meine Gründe, die Gründe meines Herzens, nicht verſchweigen. Lehfeldt iſt allerdings ein ausgezeichneter Mann, und ich könnte mir eine Frau denken, die, ganz ſelbſtändig an ihrem Platz im Leben, ſich erlauben dürfte, ihm blos um ſeiner Perſönlichkeit willen ihre Hand zu geben. Das kann aber die Tochter von Robert Anton Martens nicht, die auch auf die Herkunft und Stellung eines Bewerbers und vor allem auf die Ehrbarkeit ſeiner Abſichten zu ſehen hat. Gerade die einnehmende Perſönlichkeit des Mannes hat Dich verblendet, und Du fühlſt Dich durch Deine frühere Täuſchung geſchmeichelt, daher muß hier Deine ſchärfer blickende Mutter eintreten. Doch wäre ich vielleicht noch nachgebender geweſen, hätte mich nicht heute nach Tiſche Thekla über Lehfeldt aufgeklärt. Du wirſt Dich erinnern, wie er am Abende der Illumination,

während ich fort war, mit Thekla an Deinem Bette geſeſſen. Damals, wahrſcheinlich in ſeinen Abſichten noch nicht einig mit ſich, hat er ſelbſt von ſich erzählt, daß er zu Hauſe noch keine Kranken gehabt, und ausgewandert ſei, um in der Fremde Patienten zu ſuchen, daß er dort in einem elenden Gartenhäuschen eine unglückliche Mutter zurückgelaſſen habe, und daß er von keinem Vater anerkannt worden ſei. Er hat ſogar die Unverſchämtheit gehabt, in Deinem Beiſein unſerer Thekla die Hand dafür zu küſſen, daß ſie ihm eine reiche Frau verſchaffen wolle, die er mit in die Schweiz nehmen könnte. Und einem ſolchen Manne ſoll ich nun meine Tochter geben? Nimmermehr! Im Gegentheil, ich werde mit Robert reden, daß der Glücksritter zeitig von hier ausgewieſen werde."

Eliſabeth, auf's Innerſte empört, war aufgeſtanden. Sie wollte reden, aber indem ſie ſich zu mäßigen ſuchte, fand ſie plötzlich die Faſſung, mehr mit Wärme als mit Unwillen zu antworten:

„Da haſt Du wieder einmal ein Pröbchen von der unglückſeligen Phantaſie unſerer — Thekla. Daß Du bei ihren Mittheilungen nicht an die verkehrten Geſchichten gedacht haſt, die Dir ſelbſt ihre verwünſchte poetiſche Erfindung ſchon oft genug geſpielt hat, wundert mich ſehr. Vielleicht hat ſie gar nur Dich mit Deiner Gunſt für Lehfeldt necken wollen. — Ich kann Dir mit wenigen

Worten den Entwurf ihrer Ausschmückung darlegen. Auf ihre zudringlichen Fragen erzählte Lehfeldt, daß er seinen frühverstorbenen Vater nie gekannt, und sich eben in einem artigen Hause mit Garten eingerichtet gehabt habe, um sich als Arzt bekannt zu machen, als ihn die Märzbewegung nach Frankfurt gelockt habe, wo er dann durch wundersame Fügung seine erste Patientin just in der Fremde gefunden habe. Hierauf hat ihm Thekla selbst als Strafe für seinen Freiheitsschwindel eine Frau gewünscht, die er als Fessel mit nach der Schweiz zurücknehmen müsse. Dafür hat ihr dann Lehfeldt, halb aus Artigkeit, halb aus Spott, die Hand geküßt. — Mehr brauche ich Dir nicht zu sagen, und wahrlich, ich bin auch wenig aufgelegt dazu!"

Sie sah ihre Mutter erwartend an, und als dieselbe schwieg, fuhr sie fort:

„Genug denn, Mutter, für diesen Abend! Ich lasse Dir Zeit, mir morgen früh Dein letztes Wort zu sagen. Ich mache Dir vielleicht eine schlaflose Nacht: ich konnte aber nicht anders und weiß auch aus Erfahrung, daß man gerade in solcher Nacht am ehesten klar über sich selber wird. Ich habe Dir ja eine solche Nacht zu danken. Nur muß man der innern Stimme nachgeben, und sich nicht über sein Herz und seine Erwartungen künstlich selbst täuschen, wie ich es gethan, als ich am andern Morgen Herrn von Dahlen mit einer Bewerbung

erwartete. Dir, liebe Mutter, wird es nicht geſchehen. Und ſo ſage ich Dir gut' Nacht, liebe Mutter. Laß mich Dich umarmen, wie in früheren guten Tagen, da wir uns noch beſſer verſtanden, als jetzt."

Sie umarmte und küßte die Mutter; dann rief ſie feierlich:

„Ich werde zum Himmel beten, daß er Dir und mir beiſtehe im Zweifel und Kampf unſeres Herzens. O beim ewigen Himmel, — laß uns ja das heilige Verhältniß von Mutter und Tochter nicht brechen!"

— — — — — — — — — —

Eliſabeth kam nicht ſobald zur Beruhigung ihres Innern, um einzuſchlafen. Sie erwachte daher auch ſpäter als gewöhnlich. Sie eilte, in die Kleider zu kommen, und war kaum fertig, als ſie zum Frühſtück gerufen wurde.

Die Mutter ſaß ſchon im Reiſeüberrock beim Kaffee, den ſie ſonſt von der Hand der Tochter zu empfangen pflegte. Eliſabeth empfand auch dieſe Eile als einen Zwang, der ihr angethan werde, und ſo nahm ihre Entſchloſſenheit raſch den Panzer des Trotzes an. — „Verzeihung," ſagte ſie, „daß ich es verſchlafen habe! Ich bin zu ſpät eingeſchlummert."

„Es iſt nicht Das, liebe Betty," erwiederte mit angenommener Unbefangenheit Frau Martens, „ſondern die vorhabende Reiſe. — Ich ſelbſt habe gar nicht ge-

ſchlafen, und ſo war mir der frühe Tag zum Packen angenehm. Setze Dich, der Kaffe iſt nicht mehr ſehr heiß.“

„Du willſt alſo wirklich reiſen?“

„Ich denke, es iſt doch das Beſte, Betty, daß wir reiſen und Zeit gewinnen für eine ſo wichtige Angelegenheit, als —“

Sie ſchlürfte das Uebrige mit einem Schluck aus der Taſſe hinab, und Eliſabeth fiel ein:

„Dieſe wichtige Angelegenheit liegt für mich abgeſchloſſen da. Zum Ueberlegen habe ich keine Zeit mehr nöthig, und verliere ſie blos zum Handeln. Du wirſt mir alſo erlauben, nicht mitzureiſen.“

„Im Gegentheil, mein Kind!“ erklärte die Mutter. „Eine mädchenhafte Uebereilung braucht doppelte Zeit, wenn ſie wieder gut gemacht werden ſoll. Ich gebe Dir zu, Betty, daß es in ihrer Art und Weiſe entſtellt iſt, was mir Thekla von dieſem Lehfeldt erzählt hat. Leider phantaſirt ſie oft in's Merkwürdige hinein und am liebſten in Diſſonanzen. Dennoch kannſt auch Du Dich auf Deinem Weg in dem Manne geirrt haben: Du phantaſirſt freilich lieber in Akkorden, die Deinem Mädchenherzen ſchmeicheln. Aber ich habe auch eine frühere Aeußerung Deiner Empfindſamkeit bedacht, und komme hier einem ſehr merkwürdigen, aber höchſt bedenklichen Irrthum gerade Deines liebenswürdigen Herzens auf

die Spur. Und Das hat mich eigentlich zu meiner ſchnellen Abreiſe beſtimmt; denn ſolch' ein Irrthum hebt ſich nur durch Zeit und Entfernung."

„Und — der wäre?" fragte Eliſabeth geſpannt.

Die Mutter antwortete nicht ohne Befangenheit:

„In der für ein Mädchen Deiner Gefühlsweiſe allerdings peinvollen Lage unter Lehfeldt's Behandlung haſt Du die — ich möchte ſagen, gar abergläubige Empfindung gehabt, einem ſolchen Manne wie durch eine myſteriöſe Vertraulichkeit für immer anzugehören, in ſeinem Bann zu ſtehen; „Rapport" nennen es die Magnetiſeure. Prüfe Dich aber einmal in der Entfernung von dem Zauberer, ob dieſe Prüderie, dieſe Zimperlichkeit Dich nicht zu ſehr für ihn beſtochen und Dich ihm in Deiner Zuneigung verrathen hat. Ein ſolcher Aberglaube, hinter welchem ſich natürliche Regungen Deines Herzens —"

„Sprich nicht aus, Mutter!" rief, heftig aufſtehend, Eliſabeth. „O, wie bereue ich, Dir mein Leid, meine Zweifel bekannt zu haben, für die Du kein mütterliches Ohr, in Deinem verwandelten Herzen kein Mutterverſtändniß hatteſt. Und nun mißbrauchſt Du noch mein heiliges Geheimniß zur Beſchönigung Deiner eigenen — — O Gott, o Gott, laß mich nicht vergeſſen —!"

Sie wandelte händeringend im Zimmer.

„Habe doch den Muth, auszuſprechen, was Du

ſagen wollteſt, meine Tochter!“ ſprach mit ängſtlicher Herausforderung die Mutter.

Eine kurze Stille trat ein, dann ſagte mit bekümmerter Faſſung Eliſabeth:

„Laß uns hier eine Schwenkung machen, Mutter. Dieſer Weg führt uns in die Wildniß unbeherrſchten Herzens! — — Ich habe Lehfeldten für dieſen Morgen eine Antwort zugeſagt: ſoll ich ihm melden, Du behielteſt Dir bis zur Rückkehr von einer dringenden Reiſe Dein Jawort vor? Du ſiehſt, ich komme Dir entgegen, ſo weit ich kann!“

„Nein, das ſollſt Du nicht!“ antwortete ſie hart. „Ich kann ihm kein Jawort in Ausſicht ſtellen. Ich habe ihm dieſen Brief da geſchrieben, ein ſehr anſtändiges Honorar eingeſchloſſen und ihm unſere Abreiſe — begreiflich gemacht. Warum willſt Du ihm nicht auch eine Zeit der eigenen Prüfung gönnen, ob er ſich nicht übereilt habe, ob ſeine Neigung für Dich ſo unbedingt ſei, oder ob er ſich nicht — unter Umſtänden — zu einer andern Partie entſchließe. Er iſt mir bis zuletzt doch noch — ſehr zweideutig vorgekommen.“

„Iſt er, — iſt er wirklich — Dir vorgekommen?“ rief Betty mit Alles vergeſſendem Spotte des Unwillens. „Dann — will ich Dir einen Vorſchlag thun, der Dich oder ihn rechtfertige?“

„Vorſchläge darf man nicht zurückweiſen!“ lachte

die innerlich ſehr aufgeregte Frau mit angenommener Laune.

„Gut, reiſen wir morgen!“ fuhr Eliſabeth, durch das Reden ſelbſt ihre Heftigkeit ſteigernd, fort. „Oder, wenn die Entſcheidung zu Deiner Zufriedenheit ausfällt, — ich dringe gar nicht auf's Reiſen, ich kann alsdann auch bleiben. Lade dann Lehfeldt ein, — auf dieſen Morgen. Er hat ſich vielleicht nicht eingeſtanden, nicht eingeſehen, daß er — Wahl hat, und ſeine Liebe zu mir iſt ein Irrthum ſeines Herzens, wie Dir ſcheint.“

„Möglich, Betty!“ lachte Frau Sabine. „Du wirſt die Männer nicht auskennen wollen, mein Kind!“

„Sag' nicht Kind, jetzt nicht!“ rief Eliſabeth außer ſich. „In dieſem Augenblicke ſtelle ich mich auf den Spruch der Bibel: Der Menſch verläßt Vater und Mutter und folgt ſeiner Liebe. Laß ihn kommen, den zweideutigen Mann, und er ſoll ſich offen und ehrlich entſcheiden, — ob er mich oder — Dich will, Mutter, Dich, Dich!“

Die Hände ringend, ſtürzte ſie fort auf ihr Zimmer. Dort, vor dem Sopha, ihr Geſicht in die Kiſſen verſteckend, ſank ſie wie erſchöpft auf die Knie nieder.

So hatte die heimliche Spannung zwiſchen Mutter und Tochter ihren entladenden Blitz gefunden und löſte ſich auf beiden Seiten in Thränen auf. Denn die Leidenſchaft der Mutter konnte nicht ohne tiefe Beſchämung,

die Selbstüberhebung der Tochter nicht ohne die leidvollste Reue zur Erkenntniß kommen. Elisabeth, in ihrem unbeherrschten Unwillen, hatte sich auf einen Spruch der Bibel berufen, und machte sich jetzt, da sie zur Ueberlegung kam, die lebhaftesten Vorwürfe. — Ja, seufzete sie, Vater und Mutter verläßt man, um dem Manne zu folgen: nicht aber mit Trotz, sondern mit ihrem Segen; der natürlichen und sittlichen Bestimmung des Lebens folgt man mit Hinterlassung Derer, die beides erfüllt haben; aber nicht los reißt man sich vom heiligen Boden der natürlichen und sittlichen Liebe, und hört auf, Tochter zu sein, ehe man noch Gattin wird.

Solche und ähnliche Gedanken, wahre und übertriebene Empfindungen bestürmten Elisabeth's Seele, und die kummervollsten Thränen erneuerten sich immer wieder. Sie vermochte nicht aufzustehen; vielmehr hätte sie sich vor sich selbst verbergen mögen. Ihr Herz forderte sie auf, zur Mutter zurückzukehren und sich ihr bereuend zu Füßen zu werfen: so oft sie sich aber aufrichten wollte, war es ihr, als läge sie von höherer, strafender Hand niedergeworfen, und sie müsse erst büßen, ehe sie Vergebung erwarten dürfe. — Womit aber sollte sie büßen? Mit Verzicht auf Lehfeldt —?

Anders verlief der Sturm im Herzen der Mutter. In ihrem beschämten Stolze lag doch auch ein Moment der Unruhe; sie mußte vor Allem wissen, woher dieser

Argwohn der Tochter rühre, wie weit er verbreitet sei, und die Besorgniß um ihren Ruf, mehr noch als mütterliche Vergebung, trieb sie an, den ersten Schritt zu thun. Doch that sie ihn zögernd, widerstrebend, bis der Gedanke, Betty könnte über einem Brief an Lehfeldt sitzen, ihr die Befriedigung gab, als strafende Mutter aufzutreten.

So öffnete sie leise Betty's Zimmer. Wie sie aber die Tochter vorm Sopha auf den Boden gestreckt erblickte, erschrak sie heftig: ein Unglück der Verzweiflung schien geschehen; sie vergaß ihres Unwillens, ihres Verdachtes, und eilte zu Hülfe. — „Elisabeth!" rief sie bekümmert, und der aus ihrem Mund ungewohnte Name erschütterte die Tochter. Sie wendete sich halb aufgerichtet der Mutter zu und umfaßte mit bebendem Mund und um Vergebung flehenden Thränen ihre Knie.

„Mußte es dahin kommen, mein Kind!" rief Sabine und hob die Tochter auf das Sopha zu ihrer Seite. Lange ruhte Elisabeth still weinend im Arme der Mutter, in deren Brust die augenblicklich vergessene Besorgniß doch bald wieder erwachte. — „Du hast nicht wohl gethan, Betty," sagte sie, „Du hast Dich selbst um eine unwiederbringliche Hoffnung gebracht."

Elisabeth richtete einen großen, fragenden Blick zu ihr auf, und Frau Sabine fuhr fort:

„Der unverzeihliche Verdacht, den Du gegen Deine Mutter ausgesprochen, tritt nun meiner Zustimmung zu Eurer Verbindung entgegen. Ich hätte sie Dir ja nach gewonnener besserer Ueberzeugung nicht versagt. — Nun aber — glaubt Lehfeldt Das von mir, was Du mir

vorhin — ich will annehmen — übereilt, unbesonnen — zu Gehör gebracht hast: so kann ich ihn nimmermehr zum Schwiegersohn annehmen. Oder, wenn Ihr's blos ausgesonnen, verabredet habt, — meinst Du, ich ließe mir auf solche unkindliche Weise ein Jawort abtrotzen?"

„O beste Mutter," erwiederte Elisabeth lebhaft, „was ich auszusprechen gewagt, Irrthum oder Schuld von mir, war das tiefste Geheimniß meiner Brust. Nie ist darüber mit Lehfeldt ein Wort gewechselt worden, und Dahlen's haben keine Ahnung davon. Wir wollen Dir weder trotzen, noch brauchst Du mit Deiner Zustimmung für uns irgend Jemanden zu widerlegen; Du widerlegst nur Dein eigenes Herz. Sieh', beste Mutter, ich will durch meine Schuld gegen Dich das Recht einer Mündigen verwirkt haben: laß mich wieder Deine gehorsame Tochter sein, und Dich um Deine mütterliche Zustimmung kindlich und zu ewiger Dankbarkeit anflehen!"

Sie sank knieend vor der Mutter nieder und küßte ihre Hände.

Von dieser Hingebung gerührt und vielleicht eben so sehr durch die Beruhigung wegen ihrer Schwäche für Lehfeldt erheitert, erwiederte Frau Sabine:

„Gut! Wenn Du es so sehr für Dein Glück hältst —! Ich habe ja nichts Anderes gewollt, Elisabeth, weder als ich Dich für Dahlen zu gewinnen, noch als ich Dich von Lehfeldt abzubringen suchte, — nichts als Dein Glück. Wir dachten nur verschieden über den Einen und den Andern. Nun aber, — was bleibt mir denn übrig, da wir keinen Dritten finden werden, über den Mutter und Tochter einig wären? Indeß — vor Allem verlange

ich Gehorsam! Wir reisen noch heut, wenigstens — da es so spät geworden — bis Mainz, und morgen mit einem frühen Schiffe bis Cöln und Crefeld."

„Nur Eines, beste Mutter! Du schickst kein Geld an Lehfeldt? Gold ist ein großer Vermittler in der Welt, — ein Allerwelts-Unterhändler: nur das Gebiet liebender Herzen darf er nicht betreten, da ist er ein Hochverräther. Nicht wahr, — nein, Du schickst nicht?"

Die Mutter lächelte. „Ich habe Dir nichts zu versprechen," antwortete sie. „Du packst jetzt Deine Sachen, und bis ich Dich rufen lasse, hast Du Harfenzimmerarrest!"

Es lag in der Stimme und Stimmung der Frau Sabine etwas Beruhigendes für Elisabeth, so bänglich auch ihr Herz noch von der durchlebten Stunde nachbebte. Es sah eben in ihrem Gemüth aus, wie nach einem raschen und schweren Wetter in der Natur, da die hervorblickende Sonne auf dem noch nicht abgezogenen Gewölk einen Friedensbogen aufzieht, und ringsumher auf Blättern und Blüthen die Regentropfen perlen.

Mit wehmüthiger Hoffnung suchte sie ihre Sachen zusammen und breitete sie auf dem Sopha und den Stühlen aus. Sie hatte jetzt ihre Buße, — sie wollte gehorchen. Ehe ihr aber noch der Koffer gebracht wurde, erschien die Mutter in der Thür und sagte kurz und eilig:

„Komm' erst einen Augenblick herüber, Betty!"

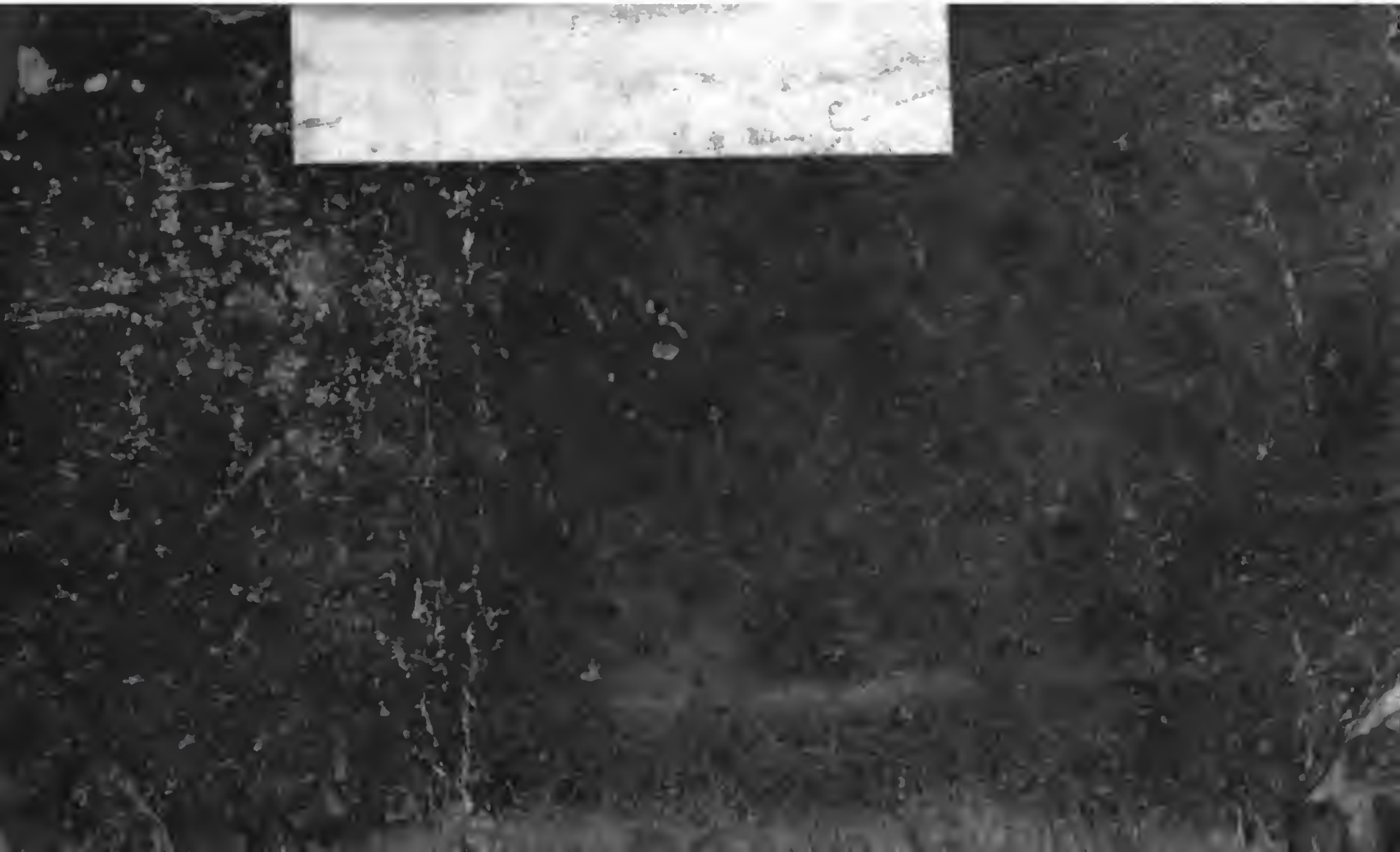
Ein störender Besuch war zu vermuthen, doch als Elisabeth das Empfangszimmer betrat, stand der willkommenste, stand Lehfeldt vor ihr. Sie ahnte die Absicht der Mutter, die zurückgeblieben war, und stürzte in seine Arme. —

So ist das Herz der Liebenden: es verwirft das Gold, und prunkt doch mit der kleinen Münze der Thränen, die es seine Liebe sich hat kosten lassen. Und so verstand Lehfeldt gleich die nassen Augen, die zu ihm aufblickten.

„Es ist ein wahrer Glücksdoktor," sagte die eintretende Mutter; „er ist immer in der Nähe, wo man ihn braucht. Ich schickte ihm — siehst Du, daß ich ihm doch geschickt habe! ich schickte ihm — unsern Caspar nach Bockenheim, aber der Doktor war schon unten in der Allee. Er weiß auch schon, daß wir reisen, Du weißt aber noch nicht, Elisabeth, daß er uns in fünf Tagen nach Crefeld folgt. Vergiß darum nicht, einen Verlobungsanzug mitzunehmen, Betty! Und nun gehen Sie mit ihr hinüber, Lehfeldt, und helfen Sie ihr packen: ich glaube, ihr rechter Arm ist noch ein wenig schwach. Dein Koffer ist drüben."

Lachend eilten die Glücklichen Arm in Arm nach Elisabeth's Zimmer. —

Aber ach! wie langsam ging's mit dem Packen! Und wie viel lieber waren ihnen die Unterbrechungen, die sie sich erlaubten!

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von G. Grumbach in Leipzig